Zeitschrift

für

Schweizerische Kirchengeschichte.

Revue d'Histoire Ecclésiastique Suisse.

HERAUSGEGEBEN VON

JOH. PETER KIRSCH

Direktor des päpstlichen Instituts für christl. Archäologie, Rom.

PUBLIÉE PAR

LOUIS WÆBER

Vicaire général du diocèse de Lausanne, Genève et Fribourg.

OSKAR VASELLA

Professor an der Universität Freiburg i. Schw.

29-30

XXIX. Jahrgang — XXIXme Année.

1935

36

HOLBROOK LIBRARY PACIFIC SCHOOL OF RELIGION

STANS 1935.

GEBRÜDER VON MATT, VERLAGSHANDLUNG.

INHALTSVERZEICHNIS — SOMMAIRE

XXIX. Jahrgang. — XXIXme Année.

1935

Aufsätze. — Articles de fond.

Seite-Page

Courtray, Dom Albert-Marie : Essai de Catalogue des Chartreux de La Valsainte et de La Part-Dieu 45, 112
Curti, P. Notker s. Müller, P. Iso.
Flueler, P. Norbert : P. Marian Herzog, Pfarrer zu Einsiedeln, und sein Anteil an den Franzosenkämpfen in Schwyz 1798 123, 161
Folletête, Eugène : La nomination des curés dans les paroisses du Jura bernois 220
Müller, P. Iso, und P. Notker Curti : Die Beginen von Somvix . 1, 80
Reymond, Maxime : Ecoles et bibliothèques du pays de Vaud au moyen âge 26, 101, 197
Vasella, Oskar : Der Krieg Berns gegen Savoyen und die Unterwerfung savoyischer Territorien nach den amtlichen Aufzeichnungen der bernischen Kanzlei 239
Wind, P. Siegfried : Der hl. Karl Borromeo und die Einführung der Kapuziner in die Schweiz 213
Wymann, Eduard : Kardinal Friedrich Borromeo erhält 1625 ein Bild des seligen Nikolaus von Flüe 61

Kleinere Beiträge. — Mélanges.

Niquille, Jeanne : Saint Pierre Canisius et les horloges de Fribourg 282
Wind, P. Siegfried : Zur Geschichte des Franziskanerklosters in Solothurn 279
Wymann, Eduard : St. Burkard, St. Felix und Regula und St. Karl Borromeo auf Glasgemälden von Mich. Müller in Zug 283
Zelger, Franz : Thesentafel von Dr. theol. Fulgenzio Sacchi . . 275

Nachrufe. — Nécrologie.

Schieß, Traugott (O. Vasella) 158

79378
V. 29-30
1933-36

Rezensionen. — Comptes rendus.

Seite-Page

Aktensammlung zur Geschichte der Basler Reformation. II. Bd. hrg. von E. Dürr und P. Roth (O. Vasella) 138
Boner, Georg: Das Predigerkloster in Basel (O. Vasella) 295
Bruckner, Albert s. Scriptoria.
Bruders, H.: La part de la chronique juive dans les erreurs de l'histoire universelle (L. Wæber) 77
Buch der Stifter, Das, des Klosters Allerheiligen. Hrg. von K. Schib (O. Vasella) 71
Doerr, Otmar: Das Institut der Inclusen in Deutschland (Iniga Feusi) 301
Dürr, Emil s. Aktensammlung.
Festschrift Hans Nabholz (K. Schönenberger) 154
Gemelli, Agostino, Dom Silvio Vismara: La riforma degli studi universitari negli stati pontifici (Cel. Trezzini) 66
Geschichte der führenden Völker s. Stulz, Väth.
Göller, Emil: Papsttum und Bußgewalt in spätrömischer und frühmittelalterlicher Zeit (L. Wæber) 144
Guggisberg, Kurt: Das Zwinglibild des Protestantismus im Wandel der Zeiten (O. Vasella) 305
Histoire de l'Eglise, publ. sous la direction de Augustin Fliche et Victor Martin. T. 1: L'Eglise primitive, par J. Lebreton et Jacques Zeiller (L. Wæber) 317
Hostenkamp, Heinrich: Die mittelalterliche Kaiserpolitik in der deutschen Historiographie (H. Foerster) 297
Lebreton, J. s. Histoire de l'Eglise.
Missions-Jahrbuch, Katholisches, der Schweiz 1934 (O. Vasella) 75
Mittler, Otto: Kirche und Klöster. Liefg. IV der aargauischen Heimatgeschichte (G. Boner) 313
Nabholz, s. Festschrift.
Næf, Henri: Bezanson Hugues (L. Wæber) 300
Oudenrijn, Marcus Ant. van den: Das Offizium des hl. Dominikus (Max, Herzog zu Sachsen) 308
Pastor, Ludwig v.: Geschichte der Päpste. I. Bd. 10.-11. Aufl. (L. Wæber) 286
Pittet, Romain: L'abbaye d'Hauterive au moyen âge (Dom Courtray) 72
Poschmann, Bernh.: Ecclesia principalis (L. Wæber) 68
Quellenwerk zur Entstehung der Schweizer. Eidgenossenschaft. I. Abt. Urkunden. 1. Bd. (Ignaz Heß) 293
Rœmy, Tobie de: L'émigration française dans le canton de Fribourg (L. Wæber) 311
Roth, Paul s. Aktensammlung.
Schib, Karl s. Buch der Stifter.
Schmidlin, Jos.: Die kathol. Restauration im Elsaß (G. Boner) 303

Seite-Page

Schwegler, P. Theodor: Geschichte der kathol. Kirche der Schweiz (P. Theophil Graf) 315
Schweizer, Jul.: Aus der Geschichte der Basler Karthaus (L. Wæber) 156
Scriptoria Medii Aevi Helvetica. 1. Lieferung, herausg. von Alb. Bruckner (H. Foerster) 310
Stulz, Jos.: Die Vereinigten Staaten von Amerika. Geschichte der führenden Völker. 30. Bd. (P. Hildebrand) 152
Vasella, Alcides: Die Rechtsverhältnisse des kathol. Kirchenvermögens im Kanton Graubünden (M. Kuhn) 146
Väth, Alf.: Die Inder. Geschichte der führenden Völker. 28. Bd. (P. Hildebrand) 302
Vismara s. Gemelli.
Wittmer, Charles: L'obituaire des Dominicains de Colmar. Etude critique (A.-M. Jacquin) 151
Wittmer, Charles: L'obituaire des Dominicains de Colmar. Texte (A.-M. Jacquin) 309
Zeiller, Jacques s. Histoire de l'Eglise.
Zwingliana. Bd. VI, 1. und 2. Heft (O. Vasella) 78

3585 35.

Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/schweizerische-zeitschrift-fur-religions-und-kultur_1935_29

Die Beginen von Somvix[1].

Von Iso MÜLLER und Notker CURTI.

1. Beginentum und Doppelklöster.

Die Verinnerlichung weiter Kreise bildet schon im 13. Jh. das erfreuliche Gegenstück der zur gleichen Zeit wachsenden Veräußerlichung des kirchlichen Lebens. Das erkennen wir am besten in der damaligen *religiösen Frauenbewegung*. Seit dem 12. Jh. genügten die Benediktinerinnenklöster nicht mehr, umsomehr als sie teilweise nur Versorgungsanstalten, besonders für adelige Töchter, waren. Dafür bildeten im gleichen Jahrhundert die Klöster der Zisterzienser und Prämonstratenser Heimstätten frischer Religiosität. Aber die Zahl dieser Nonnen wuchs so an, daß 1198 die Prämonstratenser und 1228 die Zisterzienser den weiteren Anschluß von Frauen oder neue Klostergründungen verbieten zu müssen glaubten. Das Bedürfnis frommer Personen nach religiösem Gemeinschaftsleben führte zur Entstehung der *Beginen*, einer religiösen Genossenschaft ohne klösterliche Bindung. Sie hatten « gemeinsamen Hafen » und « gemeinsames Muß ». Sie lebten von frommen Stiftungen, welche die Eintretenden testamentarisch zu machen pflegten, von ihrer Hände Arbeit, leisteten Krankendienste, beschäftigten sich mit Weben von Wolle und Flachs. Statt des Schleiers trugen sie eine eigentümlich gefaltete Haube. Ihre Häuser konnten an der Türe durch ein weißes Kreuz kenntlich gemacht werden. Solange sie in der Gemeinschaft verblieben, waren sie zu Gehorsam und Keuschheit angehalten. Sie konnten austreten und heiraten. Es hält

[1] Am Fuße der Tödigruppe, eine Stunde oberhalb des großen Dorfes Somvix im bündnerischen Vorderrheintale, liegt an einer Sonnenhalde die Kapelle St. Benedikt. Heute steht sie verlassen da, einst aber war sie der Mittelpunkt einer Beginensiedlung, die ein Jahrhundert lang im Bündner Oberlande großes Ansehen genoß. Den Anlaß zu dieser Arbeit gab Herr Dr. A. v. Castelmur, der mir die im St. Gallerarchiv gefundenen Urkunden von St. Benedikt zur Bearbeitung überließ und die Studie durch seine Anregungen befruchtete. Den kunstgeschichtlichen Teil über die Kapelle St. Benedikt verfaßte mein Mitbruder Prof. P. Notker Curti.

schwer, zu entscheiden, ob der religiöse oder wirtschaftliche Gedanke bei der Gründung der Beginen im Vordergrund gestanden hat. Zuerst scheinen gerade aus besten und reichen Kreisen, hauptsächlich Frauen eingetreten zu sein. Anderseits wird mit Recht betont, daß sich die Beginen gerade in dem Lande zuerst verbreiteten, das am frühesten industrialisiert und am stärksten bevölkert war, in Belgien. Wirtschaftliche Not und Vereinsamung haben ja besonders auf die Frauen eingewirkt, um die es sich ja in der Hauptsache handelt. Die Laiengenossenschaften der Männer, Begini oder Begarden genannt, waren, weil in anderer wirtschaftlicher Lage, weniger bedeutend. Daher wurden die Beginenhöfe, besonders der Frauen, mit unsern modernen Lebensversicherungen verglichen.

Den *Namen* leitete man früher vom Priester Lambert le Bègue (der Stammler) ab, der 1177 starb. Doch scheint er nur schwache oder keine Verbindungsfäden mit den Beginen gehabt zu haben. Vielmehr hat ein Priester *Johannes von Nivelles* im südlichen Brabant kurz vor 1200 ein solch frommes Zusammenleben von Mädchen und Frauen, die sich um die sel. Maria von Oignies († 1213) sammelten, gefördert. In Lüttich selbst bildete sich zwischen 1207 und 1220 eine Beginengemeinschaft, deren Mitglieder angeblich schon im Jahre 1241 nicht weniger als 1500 betragen haben soll. Von hier aus gelangte diese Einrichtung an die Ufer des Rheines, besonders in die Städte. Diese neuen Vereinigungen scheinen keineswegs überall günstig aufgenommen worden zu sein. Sie schienen zu locker, zu wenig statutensicher zu sein. Ihre Rechtgläubigkeit wurde verdächtigt, und man benannte sie begginae, was so viel als Ketzerinnen bedeutet, wie ja auch die Albigenser und Katharer als beggini bezeichnet wurden. So wenigstens lautet die Ansicht einiger Forscher. Mehr noch als Heterodoxie wurde ihnen Immoralität vorgeworfen.

Die neue Einrichtung fand jedenfalls, nach ihrer Anerkennung durch Papst Honorius, im Jahre 1217, starke Verbreitung. Sie war zu einer Institution geworden, die mithalf, die Laienkultur der Stauferzeit zur Klosterkultur der Bettelordenzeit zu verwandeln und die die Wendung von der Minnedichtung zur Frauenmystik, von Gottfried von Straßburg zu Meister Eckhart mitherbeiführte. [1]

[1] Die Literatur ist angegeben im Lexikon für Theologie und Kirche 2 (1931) 89-91. Entwicklungsgeschichtliches bietet *Hauck Albert*, Kirchengeschichte Deutschlands 4 (1925) 929-933; 5 (1911) 421-428, und besonders *Schnürer Gustav*,

Im Laufe des 13. Jh. verbreitete sich diese Einrichtung auch in der *Schweiz*. In St. Gallen traten Klausnerinnen, die an verschiedenen Orten zerstreut gewesen waren, 1228 zusammen. In Winterthur gab es zu Beginn des 13. Jh. eine Vereinigung von Beginen, deren Vorsteherin Williburgis von Hünikon 1242 das Kloster St. Katharinental bei Dießenhofen gründete. In Zürich begegnen sie uns urkundlich 1246. Es sind Schwestern bei St. Peter, die sich in Abhängigkeit vom Abte von Wettingen befanden. In Basel sind sie für 1250, in Konstanz für 1254 belegbar. In Aegeri gab es 1278 Schwesternhäuser, in Fribourg sind Beginen 1299 bei den Kirchen von Notre Dame und St. Peter nachweisbar. 1284 ist von Schwestern in Wil die Rede. In Schwyz sammelten sich im Muotatal andächtige Personen beiderlei Geschlechts zu 10 bis 12 Personen schon um die Mitte des 13. Jh. Unter der ersten Meisterin Frau Richenza Madin waren Verehelichte und Unverehelichte, Geschwister, Ehepaare usw. zusammen eingetreten. Hermann von Rüsegg, Chorherr von Zofingen und Leutpriester in Zürich, mahnte sie um das Jahr 1280, einen von der Kirche approbierten Orden anzunehmen, worauf sie die Regel des hl. Franziskus annahmen, welche sie heute noch beibehalten haben.[1] So wurde gerade im 13. Jh. der Beginengedanke wie überhaupt der mystische Zug immer breiter und eindringender. Der Lebenswandel gab aber später vielfach Anstoß. Die Beginen konnten in Deutschland meist nur im Schatten größerer und gut organisierter Ordensfamilien wie der Dominikaner und Prämonstratenser, Benediktiner und Franziskaner wenigstens in anderer Weise weiter bestehen. Der Zürcher *Felix Hemmerlin* griff sie 1438 bös an (Contra Beghardos et Beghinas), und Thomas *Murner* sagt von ihnen 1518 in seiner Narrenbeschwörung:

> Vnd sindt so nydig böse trachen,
> das sy alle zwitracht machen.

Schon zuvor hatte Sebastian *Brant* 1494 in seinem Narrenschiff die Straßburger Beginen als Schmarotzervolk hingestellt und sie dorthin verwünscht, « wo der Pfeffer gewachsen hat ». So erging es manchen

Kirche und Kultur im Mittelalter 2 (1926) 482-486. Das Neueste bei *H. Grundmann*, Zur Geschichte der Beginen im 13. Jh., Archiv für Kulturgeschichte 21 (1931) 296-320.

[1] *Meier P. Gabriel*, Die Beginen der Schweiz; Zeitschrift für Schweiz. Kirchengeschichte 9 (1915) 23-34; 119-133; vgl. ebenda 14 (1920) 1-27. Über Muotatal siehe bes. Geschichtsfreund 6 (1849) 93-159.

Beginenhäusern. Einzig in ihrem Ursprungslande haben sie sich schließlich bis heute noch erhalten. Hier waren ja auch immer Kapelle, Wohn- und Wirtschaftsgebäude von einer Mauer eingefaßt, die Sammlung gleichsam einem stabilen Benediktinerkloster nachgeahmt. In Belgien gibt es noch 13, in Holland 2 Beginenhöfe mit zirka 1300 Bewohnern. Ihre Rolle ersetzen bei uns die zahlreichen Lehr- und Krankenschwestern. [1]

In Erwähnung der Samnung oder Sammlung in Muotatal, wo Männer und Frauen beieinander waren, stießen wir auf eine zweite Institution jener Zeit, die bis in die Bündnertäler vordringen sollte: die *Doppelklöster*. Die eigentlichen Doppelklöster sind Gemeinwesen, in denen Mönche und Nonnen zusammen wohnen. Räumlich und rechtlich bildet das Kloster eine Einheit, jedoch ist die Trennung der Geschlechter aufrecht erhalten. Im Abendlande war diese Einrichtung schon im 6.-9. Jh., dann wieder seit dem 11. Jh. sowohl in Frankreich wie in Deutschland und Italien vorhanden. Die Hirsauer, Augustiner, Prämonstratenser nahmen sich der Frauenklöster an und förderten das Doppelklosterwesen. Im 12.-13. Jh. hatten fast sämtliche Männerabteien der Benediktiner und Regularkanoniker in Süddeutschland, Österreich und der Schweiz neben sich einen Frauenkonvent. Es schlossen sich auch Frauen als Klausnerinnen an Männerklöster an. Überall war dadurch eine regelmäßige priesterliche Aufsicht, sowie eine leichtere wirtschaftliche Fürsorge für die Frauen erzielt. Die Doppelklöster sind in erster Linie Männerklöster, wobei das Frauenkloster nur Annex ist. Die Frauen hatten nur den ersten Rang in den Doppelklöstern des Ordens von Fontevrault und in der Congregation des Gilbert von Sempringham, sowie bei den Humiliaten. Alle diese wurden im 12. Jh. gegründet. Hinzu kam noch die Genossenschaft, welche Brigitta von Schweden († 1373) um sich sammelte.

Ein Umschwung bahnte sich aber schon seit der Mitte des 12. Jh. an. Bereits im 12./13. Jh. wird die Transferierung der Nonnenklöster durchgeführt. Selbst die Prämonstratenser wollten diese wirtschaftliche Belastung nicht mehr tragen. Die Zisterzienser lehnten sie besonders unter Bernhards gewichtigem Urteil ab. Die Cluniazenser nahmen dieselbe Haltung ein. Petrus Venerabilis verlangte, das Frauen-

[1] *Heimbucher Max*, Die Orden und Kongregationen der katholischen Kirche, II [3] (1934) 637 ff. Unvergeßlich bleibt der Eindruck, den uns das teilweise aus dem 13. Jh. stammende Haus der Beginen in Brügge gemacht hat.

kloster solle zwei Meilen vom Männerkloster entfernt sein. Er verwarf das Nebeneinanderwohnen. Hugo V. von Cluny (1199-1207) war überhaupt gegen jede Verbindung mit religiösen Frauen. So verschwinden seit dem 13. Jh. die Doppelklöster wieder. Sie starben aus, sie wurden nicht aufgehoben. [1]

Bekannt ist in der *Schweiz* vor allem das Engelberger Doppelkloster. Schon im 12. Jh. gab es dort sorores, für welche dann Heinrich von Buochs um 1200 eine Kirche baute. [2] Auch Muri hatte kurz vor 1085 Klosterfrauen, die aber nach Hermetschwil versetzt wurden. [3]

Selbst bei den *Lazariten in Seedorf*, 1197 von Ritter Arnold von Brienz gestiftet, werden 1287 Lazariterinnen erwähnt. Ein gleiches Lazaritendoppelkloster befand sich in Gfenn bei Dübendorf (Kt. Zürich) [4] Der Erfolg widerstritt oft den Absichten. Es kam zu anstößigstem Verkehr zwischen Mönchen und Nonnen und deshalb wurde fast überall im Laufe der Zeit die Trennung beider Klöster durchgeführt. Doch gab man, so bemerkt kein Geringerer als A. Hauck, den richtigen Gedanken, daß die Angliederung der Nonnenklöster an einen organisierten Orden eine gewisse Sicherheit für die Aufrechterhaltung der Disziplin biete, keineswegs auf. [5] Es wurde nur eine örtliche, nicht eine geistige Trennung vollzogen.

Diese kurz skizzierten beiden Richtungen des 13. Jh., die Beginen- und Doppelklöster haben, wie wir gleich ausführen dürfen, im Bündnerlande eine eigenartige Verschmelzung erfahren, wie sie im Muotatale uns ähnlich entgegentritt. Es entstand bei Somvix ein Beginenhof, in dem Männer und Frauen vereinigt blieben, der sich als Nachbarkloster, nicht als eigentliches Doppelkloster der Abtei Disentis, ein Jahrhundert lang, im 13./14. Jh. erhalten hatte.

Es sei jedoch zunächst auf die *rätische Klosterbewegung* eingegangen. Hier wirkte jener Orden, dem so viele Nonnenklöster sich damals angliederten, dessen Regel zur Moderegel für Frauenklöster geworden

[1] Literatur im Lexikon für Theologie und Kirche 3 (1931) 414-415. Hauptwerk : *St. Hilpisch*, Die Doppelklöster, 1928, S. 61-68, 70-76, 82, 86-87 (= Beiträge zur Geschichte des alten Mönchtums und des Benediktinerordens, hrg. v. *J. Herwegen*, Heft 15. Münster i. Westf.).

[2] *Niquille J.*, Les Bénédictines d'Engelberg : Zeitschrift f. Schweiz. Kirchengeschichte 10 (1916) 25-41.

[3] *Kiem P. M.*, Geschichte der Benediktiner-Abtei Muri 1 (1888) 69-72.

[4] *Sauer E.*, Der Lazariter-Orden und das Statutenbuch von Seedorf. Diss. Fribourg 1930, S. 39, 47. HBLS. 6 (1931) 322.

[5] *Hauck A.*, Kirchengeschichte Deutschlands 4 (1925) 424, 427.

war, nämlich der Orden der Prämonstratenser. Ein Prämonstratenserkloster war im 12. Jh. in Chur St. Luzi geworden. Das 12. und 13. Jh. bedeuteten für dieses Kloster wirklich eine Zeit schöner Blüte. Schenkungen und Privilegien waren nicht klein.[1] Ebenso regte das Ende des 12. Jh. gegründete Prämonstratenserkloster Churwalden das religiöse Leben an. Unter Propst Swiker († zirka 1260) erlebte das Rodungskloster einen tüchtigen Aufschwung.[2] Dem genannten Propste gab sogar Papst Innozenz IV. 1253 den Auftrag, die Verwaltung von Disentis zu ordnen, die damals noch in den Händen des fremden Anton de Carnisio gelegen war.[3] Der religiösen Frauenwelt konnte aber damals nur Cazis entsprechen und dieses nahm die Prämonstratensergewohnheiten auch an, wenigstens für kurze Zeit. Aber einen großen Glanz entfaltete Cazis nicht, denn gerade der Indulgenzbrief von 1209 scheint keine goldenen Zeiten zu beweisen.[4] Für das bündnerische Oberland kam das Kloster Münster, das etwa noch von zirka 900-1150 Doppelkloster war, dann aber im 13. Jh. als Frauenkonvent besonders durch das Wunder der blutenden Hostie eine Blütezeit erlebte, wegen der großen Entfernung weniger in Betracht.[5]

Disentis selbst machte schlimme Zeiten durch. Zu Beginn des 13. Jh. ziehen die Walser ins Bündnerland ein. Die südlichen Stiftsbesitzungen in der Lombardei und im Tessin gehen verloren. Abt Gualfred (1225) und Abt Johannes von Malderon (zirka 1248) resignieren. Dem italienischen Abte Anton von Carnisio (1251-52) gelingt es nicht, die italienischen Besitzungen zurückzuerhalten ; er wird auch wegen sonstiger Schwierigkeiten abgesetzt. Das Kloster zählte 1254 nur noch 3 Mönche und 2 Exspectanten. Während Prämonstratenser und Zisterzienser mit ihren vielen Conversen ihre Güter selbst bewirtschafteten, waren die Benediktinerklöster vom Eigenbetrieb zum Rentenbezug übergegangen. Die Benediktiner arbeiteten nicht mit Laienbrüdern, darum hatten alle ihre Sitze eine wirtschaftliche Krisis

[1] *Mayer J. G.*, St. Luzi bei Chur, 1907, S. 25, 29, 39.

[2] *Simonet Jacob*, Raetica Varia 2 (1922) 46-50.

[3] *Mohr*, Codex diplomaticus ad Historiam Raeticam 1, 340-41, Nr. 225 ; zur Datierung *Potthast Aug.*, Regesta Pontificum Romanorum 2 (1875) 1242, Nr. 15 089.

[4] *Mohr*, 2, 156, Nr. 90, entgegen *Simonet J.*, Raetica Varia 4 (1923) 140.

[5] HBLS. 5 (1929) 197. Müstail fällt ebenfalls außer Betracht, da zu Anfang des 12. Jh. der Schwesternkonvent, sofern noch einer bestand, aufgehoben wurde. HBLS. 5 (1929) 204.

durchzumachen.[1] Es ist daher begreiflich, wenn Abt Heinrich (1252 bis 1261) gleichsam als Ersatz für die Laienbrüder die Beginen von St. Benedikt willkommen hieß. Ebenso aber ist es verständlich, warum vor allem die Frauenwelt, welche der mystische Drang gefangen nahm, weder in Cazis den Schleier nahm noch von einem organisierten Konvente in unmittelbarer Nähe der Disentiser Benediktiner etwas wissen wollte.

2. Die Gründung von St. Benedikt.

Bei der Somvixer Pfarrkirche vorbei führt ein sehr steiler Weg hinauf nach Chischliun. Von hier lenkt er durch eine von kleinen Hügeln umgebene Wiese, Plaun de Crusch genannt. Der Name stammt vom Bildstocke mit dem Kreuze, welcher jetzt noch dort ist (deutsch Kreuzmatte). Schon taucht das Benediktskirchlein vor uns auf, nur noch durch ein kleines Tal von uns getrennt. Am Bache treibt eine alte Mühle ihr Rad. Darum wohl heißt das Tal Val Mulineum.[2] Nach wenigen Schritten zum Felsenhügel hinauf sind wir beim Beginenkirchlein (1276 m) angelangt.

Über die Gründung des Kirchleins haben wir ausdrücklichen und gleichzeitigen Bericht in 6 urkundlichen Schenkungen resp. Schenkungsnotizen, welche in Abschnitt 3 ausführlich und in extenso ediert und kommentiert werden. Urkunde 6 gibt in kurzen Worten die Gründung an: « Frau Rigenza erbaute selbst die neue Kapelle mit Laurentius, der vor ihr dort oben war. Laurentius besaß nur 2 Morgen Acker und 1 Fuder. » Also ist die *Gründerin Rigenza de Valle* im Somvixertale, die Witwe des Rodulfus, während der geistige Urheber der *Einsiedler Laurentius* war, der dort oben ein kleines Besitztum hatte. So war es ja auch bei der Entstehung der Beginen in Brabant, wo der Priester Johannes von Nivelles die von Maria von Oignies († 1213) gesammelten Mädchen und Frauen betreute. Als Datum der Gründung kann nur summarisch die zweite Hälfte des 13. Jh. angegeben werden. Rigenza

[1] *Müller Iso*, Disentis als römisches Kloster: Zeitschrift f. Schweiz. Kirchengeschichte 27 (1933) 48-51.

[2] *Kübler August*, Die romanischen und deutschen Örtlichkeitsnamen des Kt. Graubünden. Heidelberg 1926, Nr. 1162 (= *W. Meyer-Lübke*, Sammlung romanischer Elementar- und Handbücher. III. Reihe: Wörterbücher). Wir zitieren dieses oft gebrauchte Werk stets mit: *Kübler*.

hatte als Witwe einen *Vogt*, nämlich *Wilhelm von Pultinenga*, mit dessen Einwilligung sie ihre Güter dem neu erbauten Kirchlein schenkte (cum manu advocati mei domini Wilhelmi de Pultinenga). Dieser letztere erhielt erst 1252 in Somvix Güter und zwar von Abt Heinrich. Nicht unwahrscheinlich sind die Güter mit Chischliun bei St. Benedikt identifiziert worden. Ritter Wilhelm ist wiederum 1261 und 1287 nachweisbar. [1] In der Klosterchronik der Synopsis von 1696 wird

St. Benediktskapelle. Zeichnung von Arch. A. Hardegger.

Abt Heinrich, belegt vorläufig für 1252-1261, als der Gründer bezeichnet, sowie das Datum angegeben: sub hunc annum 1268. Abt Heinrich ist nach den Gründungsurkunden bezw. Notizen zwar nicht der eigentliche Gründer, aber doch der gleichzeitige Abt in Disentis. Das genaue Jahr der Gründung wußte ja nicht einmal die Synopsis. [2]

[1] Siehe die Anmerkungen zu Urk. 1 im Abschnitt 3.

[2] Syn. ad an. 1268: Sub hunc annum ab Henrico abbate nostro erectum atque institutum fuit collegium devotorum apud ecclesiam s. Patris Benedicti in edito colle supra ecclesiam parochialem Summovici e regione arcis dictae Castlium, quod in annalibus late describitur. Danach scheint die Synopsis nicht alle sog. «Gründungsurkunden» gekannt oder wenigstens benützt zu haben. Modifiziere in diesem Sinne Zeitschrift f. Schweiz. Geschichte 13 (1933) 471.

Die hier von Rigenza gestiftete Kapelle ist die heutige, d. h. das Schiff dürfte noch aus der Gründungszeit stammen. Vom Kloster ist nichts mehr übrig geblieben. Einzig ein kleiner Mauerzug, der östlich von der Kapelle heute noch wenige Schritte davon in einer Wiese zu sehen ist, dürfte vielleicht noch ein Überrest der Siedlung sein. Der Raum zwischen dem heutigen Weiler und der Kapelle mag der Ort des Klösterleins gewesen sein. Es ging eine Sage um, wonach damals, als die St. Benediktskapelle gebaut werden sollte, und zwar auf dem Plaun de crusch, ein weißer Vogel die Steine weggenommen und sie dorthin gelegt haben soll, wo jetzt noch die Kapelle ist. [1] Möglicherweise war an jenem Orte der Einsiedler zuerst zu Hause. [2] Natürlich gibt es solche legendarische Züge in vielen Klostergründungsgeschichten, wie beispielsweise in jener von Pfävers. [3] Sie stellen eine Erinnerung an das Aussuchen des Platzes dar, wie es tatsächlich meistens auch geschah und z. B. für die Gründung des Klosters Fulda durch Abt Sturm († 799) quellenmäßig feststeht. [4]

Es erhebt sich hier die Frage: *bestand schon vor dieser Gründung eine Kirche?* Der Text spricht von einer neuen Kapelle, womit keineswegs gesagt sein muß, es sei schon früher eine da gewesen. Jedenfalls ist die Hypothese, wonach hier früher eine Kolumbanskirche war, zurückzuweisen. [5] Die ecclesia S. Columbani nämlich, welche im sog. Testamente von Tello 765 erwähnt wird, liegt nach der klaren Systematik dieser Urkunde nicht in Somvix, sondern in Sagens. [6] Beispielsweise ist dort ja auch der dabei genannte ager in Sars heute noch so benannt. Übrigens kann man nur ausnahmsweise mit einem Patroziniumswechsel operieren. Benediktskirchen gab es selbstredend schon lange; erinnert sei an das karolingische Benediktskirchlein in Mals (Ital. Tirol), Benediktskapellen sind aber auch gerade im 13. Jh. nach-

[1] *Decurtins C.*, Rätoromanische Chrestomathie 2 (1901) 654-655.

[2] Plaun de crusch ist eben jenes Hügelrund, das der Weg vor dem Bache des Val Mulineum durchzieht. Der Platz ist sehr dem Wind und Wetter ausgesetzt und im Winter ein Schneeloch.

[3] *Eichhorn P. A.*, Episcopatus Curiensis in Rhaetia. St. Blasien 1797, S. 266.

[4] *Hilpisch St.*, Aus frühmittelalterlichen Benediktinerklöstern, 1926, S. 20-23 (= Religiöse Quellenschriften, hrg. v. *Joh. Walterscheid*, Heft 4).

[5] *Ch. Latour*, im Bündnerischen Monatsblatte, 1914, S. 219-224, sowie *Farner O.*, Die Kirchenpatrozinien des Kt. Graubünden. Chur 1925, S. 75-76 (= Jahresb. d. hist.-antiquar. Ges. von Grbd. Bd. 54).

[6] *Mohr Th.*, v. Codex dipl. Rhaetiae, 1, 12, Nr. 9. Vgl. *Poeschel E.*, Das Burgenbuch von Graubünden, 1929, S. 27.

zuweisen [1]: 1207 und 1224 erscheint S. Benedikt in Malvaglia im Tessin als Patron der Pfarrkirche. [2]

Soweit wir also heute unterrichtet sind, können wir eine eigentliche Kirche vor dem 13. Jh. nicht annehmen. Doch muß unbedingt der ganze Berghang damals schon kultiviert und bewohnt gewesen sein. Das beweisen die Schenkungen an St. Benedikt aus der Umgebung selbst, so der Güter von Chiglina, Fanels, Murtes. Ferner sehen wir in den gerade bei der Kreuzmatte (Plaun de crusch) gelegenen Mauerzügen, Chischliun genannt, eine *Feudalburg*, deren Grund und Boden die Ritter von Pultningen seit 1252 vom Kloster erhalten hatten. Der Name *Chischliun* hinwiederum spricht dafür, daß hier schon ein altes *Volkskastell* war. [3]

Die Gründerin *Rigenza* schenkte zunächst ihren Eigenbesitz in Valle im Somvixertale (allodium meum in Valle Summouico), der 12 Scheffel Korn und Käse für 6 Denarpfennige, ferner 8 Pfund Wachs für 4 Kerzen in St. Benedikt und für 1 Kerze in der Pfarrkirche St. Johann abwerfen sollte. Dies ist wohl jährlich zu verstehen. Ferner stammt von der Gründerin ein von ihr gekauftes Gut in Chiglina bei St. Benedikt, das 20 Pfund Halblinge und eine Kuh stellen sollte. Die Kuh galt als Preis für die Elevationskerze. Von einem anderen Gute in Murtes mußten die 2 großen Elevationskerzen in der Pfarrkirche unterhalten werden (Urk. 1). Rigenza gibt ferner der neuen Stiftung ausdrücklich ihre ganze Habe: 12 Kühe und Rinder, alle Gefäße, Truhen und Eisenwerkzeuge sowie alles sonstige nötige Hausgerät. Vor allem hat auch sie die Kapelle aus eigenem Mittel erbaut (Urk. 6).

Das Beispiel der reichen Witwe wurde bald nachgeahmt. Es ist ja eine alte Tatsache, wie gerade Neugründungen ziehen. Zunächst schließt sich *Margaretha*, die Tochter des Rodolfus de Fuldriva, der Rigenza an und bringt vom hart an St. Benedikt gelegenen Gute Fanels 3 Schillinge und 13 Pfund Halblinge mit. Auch sie ist also eine Somvixerin (Urk. 2). Ferner gesellen sich *Chonradus von Rusen* und seine Tochter *Agnes* mit 40 Pfund Halblingen hinzu (Urk. 3). Wiederum

[1] *Fink Hans*, Die Kirchenpatrozinien Tirols. Passau 1928, S. 227. Auch der Bauriß von St. Gallen von zirka 820 zeigt schon einen Altar des hl. Benedikt, worauf hinweist *Beck M.*, Die Patrozinien der ältesten Landkirchen im Archidiakonat Zürichgau. 1933, S. 12. Im Bistum Lausanne sind zwei Benediktskirchen nicht vor 1228 bezeugt. *Benzerath M.*, Die Kirchenpatrone der alten Diözese Lausanne im Mittelalter, 1914, S. 102.

[2] *Meyer K.*, Blenio und Leventina, 1911, S. 281.

[3] Siehe Anm. zu Urk. 1, in Abschnitt 3.

sicher aus Somvixergebiet stammt *Judenta*, die Tochter des Uolricus de Fopa mit 2 Schillingen von der acla Uldeuna (Urk. 4). Endlich treten noch aus der Nähe *Henricus de Runcal* mit seiner Tochter *Berta* und seinem Sohne *Wilhelm* hinzu und schenken alle ihre Besitzungen samt ihrem Hause, welche sie bei Perdomat hatten. Hier hat die Übergabe noch am meisten den Charakter einer « Lebensversicherung », wenn sie sich dafür von St. Benedikt alles zum Leben Notwendige ausbedingen (ita ut nos habeamus necessaria de supra dicta capella).

Alle diese Schenkungen geschahen unter der « Meisterin » Rigenza, also noch in der 2. Hälfte des 13. Jh., im Gründungszeitalter. Nicht zu verwundern ist deshalb, wie Rigenza im Volke nur allgemein als die Schwester von St. Benedikt (soror St. Benedicti) genannt wurde. [1]

Die Kerzenschenkungen verdienen eine eingehendere Besprechung.

Die Stifterin von St. Benedikt bestimmte jährlich 8 Pfund Wachs, um daraus 4 *Kerzen* in St. Benedikt und eine in der *Pfarrkirche St. Johann* zu bestreiten. Man denkt, falls man von Devotionskerzen absieht, an Altarkerzen, die während der Messe brannten. Seit etwa dem 7. Jh. war dieser Brauch allgemein geworden, aber die Kerzen waren immer auf dem Boden oder neben dem Altare aufgestellt, im 12. Jh. erst in einigen Kirchen auf dem Altare, was in der Folgezeit allgemein wurde. [2]

Rigenza schenkte, wie aus Urk. 1 hervorgeht, eine Kuh, damit aus deren Ertrag oder Erlös bei der Hostienerhebung in der heiligen Messe eine Kerze angezündet werden könne. Ebenso ließ sie der Pfarrkirche St. Johann 2 Kerzen, die selbst wieder aus je 3 Kerzen bestanden (duae candelae triplices) zukommen, um dieselben bei der Elevation brennen zu lassen. Solche Kerzen aus 3 Teilkerzen wurden noch vor wenigen Jahrzehnten im Bündneroberland gebraucht. Diese Schenkung ist weitaus die interessanteste der ganzen Urkunde. Sie handelt also von der sog. *Sanctuskerze*. Die Elevation bei der Messe scheint im 12. Jh. aufgekommen zu sein. Anfangs hob man die Hostie schon vor und während der Konsekration auf. Der Pariser Bischof Odon von Sully (1196-1208) verordnete, dieselbe erst nach den Konsekrationsworten vorzunehmen, was dann allgemein wurde. Im Jahre 1222 wird endlich von dem Kardinalerzbischof Stephan Langton in

[1] Syn. ad an. 1284. *Berchter'sches* Notizbuch, 17. Jh. S. 168. Zitat in extenso im Abschnitt 3, wo die Regesten der Gründungsurkunden angegeben sind.

[2] Lexikon f. Theologie und Kirche 5 (1933) 935. *Cabrol-Leclercq*, Dictionnaire d'archéologie chrétienne et de liturgie 3 (1913) 212-214.

Oxford vorgeschrieben, die Gläubigen sollten bei dem Anblick der konsekrierten Hostie die Knie beugen und mit gefalteten Händen (iunctis manibus) demütig beten.[1] Die Theologen des 13. Jh. lassen an vielen Stellen ihrer Werke diese neue Andachtsbezeugung erkennen, so, wenn sie die Frage stellen, ob der Anblick der Hostie die Kommunion ersetze, oder ob der Anblick des corpus Domini im Stande der schweren Sünde ein neues Vergehen sei usw.[2] Das alles läßt deutlich erkennen, wie die neue Adoration schnell Sitte wurde. Fast gleichzeitig dürfte die Gewohnheit aufgekommen sein, im Augenblick der Elevation eine oder mehrere Kerzen anzuzünden. Dies geschah zunächst keineswegs, um der Zeremonie mehr Feierlichkeit zu verleihen, sondern um bei den Morgenmessen im Winter die Hostie besser zu sehen, wie ein Text des Generalkapitels der Kartäuser vom Jahre 1233 ausdrücklich sagt.[3] Ebenso stiftete 1248 Jean de Joinville in der Kirche des hl. Laurentius von Joinville Wachs für eine Kerze, die bei der Erhebung des corpus Domini brennen soll. 1336 wiederum ist eine solche Erwähnung für Vignory bekannt und 1368 wird im Kartäuserorden auch bei der Elevation der Privatmessen ein Wachslicht vorgeschrieben.[4] In diese Reihenfolge der Belege reiht sich auch unsere Stelle ein. Das eucharistische Leben der Kirche im 13./14. Jh. ist bekannt. Es sei nur kurz erinnert an die edlen Empfindungen, welche der mindestens dem 14. Jh. angehörige Hymnus «Adoro te» an das Schauen der Hostie knüpft:

Quando fiet illud, quod tam sitio,
Ut te revelata cernens facie
Visu sim beatus tuae gloriae.

Ghillebert de Lannoy sah noch, wie in Rotterdam ein Aufruhr durch einen Priester, der das corpus Domini emporhob, beschwichtigt wurde.[5] Von der sel. Dorothea von Preußen († 1394) erzählt ihr Zeitgenosse und Biograph, auch wenn sie die heilige Hostie an einem Tage hundertmal gesehen hatte, wie es manchmal vorkam, so behielt sie

[1] *Schnürer G.*, Kirche und Kultur im Mittelalter 3 (1929) 221, 242-243, 253.

[2] *Dumoutet E.*, Le désir de voir l'hostie. Thèse de Strasbourg. Paris 1926. S. 18-27.

[3] Quando non potest videri corpus Christi eo, quod mane celebretur, possit diaconus tenere cereum bene ardentem a retro sacerdotis, ut corpus Christi in hac parte possit videri. Hoc tamen non est praeceptum. *Cabrol-Leclercq*, Dictionnaire d'archéologie et de liturgie 3 (1913) col. 1057.

[4] *Dumoutet*, l. c. 57.

[5] *Huizinga J.*, Herbst des Mittelalters, 1928, S. 254.

doch immer noch das Verlangen, dieselbe wieder zu sehen. Das leitete zum Aberglauben über. Der Tag, an dem man die Aufhebung nicht gesehen hatte, galt als Unglückstag. Man könne an dem Tag, an welchem man Messe gehört habe, nicht blind werden oder einen Schlaganfall bekommen. Andrerseits gingen nicht wenige nach der Elevation aus der Kirche. [1]

Die ersten Zeugnisse für dieses religiöse Brauchtum der Sanctuskerze im Bündnerischen Oberland betreffen die Kirche St. Benedikt und die Pfarrkirche St. Johann in Somvix. Wahrscheinlich ist doch durch Rigenza die Wandlungskerze in unsere Gegenden gekommen. Einen weiteren Beleg für deren Gebrauch enthält das Urbar von *Ruschein* von 1358 : « Item in Mufina lunga in bonis Nese de Canal 1 d(enarium) merc(edis) grani ad candelam elevacionis. » [2] Die chronologisch nächste Stiftung stammt aus dem *Tavetsch*, aus zwei Einträgen in das dortige Jahrzeitbuch, 15./16. Jh. datierend. Zunächst auf fol. 1 v findet sich unter dem 14. Januar folgender Eintrag : « Ich Jacli Perchten der vorgenanten han geordnett fur mich vnd meine husfrowen Nesa vnd och Kathrina, och fur meine kind, vorderen vnd nachchomenn ewenklichen ein *kertzen* vnd sol entzündt werdenn, wenn mann vnseren herrenn wandlenn wil vntz vnser herr jm altar genossenn ist alle tag, wenn mann messs hatt oder mess hie ze Tauetsch jn der pfarrkilchenn gehapt wirtt uff mein gůtt ze Balutt, dz ich chofft von Jenni Barlott, stoßt obenn zů an die landstraß vnd nÿdenn zů an daz gůtt, dz Jacklis ze Mülers wz vnd aber uff daz gůtt ze Malemosa öch mein gůtt, also dz daz gůtt ze Malemoß sol ein jar die kertzen behan vnd dz ander gůtt Balutt daz ander jar ». Ein weiterer Passus der gleichen Hand auf fol. 7 v unter dem 21. April lautet : « Ich Anshelm von Tzmutt, Martins Anshelms von Tzmutt elicher sun hann geordnett ein kertzen ewenklich jn die pfarrchilchen ze Tauetsch vnd die sol brynnen alle tag, wann mann da messs hatt jn der benanten kilchen vnd sol entzündt warden, wenn mann vnseren herren wandlenn will vnd geleschst, wenn mann vnsern herren daselbst genossenn hatt vff alle meine gůtt, huß, hoff ze Zmutt vnd ze sott Gresta vnd Clâuady. » [3]

Wir erwähnen noch eine aus der *St. Agathakirche* stammende,

[1] *Huizinga*, l. c. 218, 227 ; *Schnürer*, l. c. 242-243, 253.

[2] *A. v. Castelmur*, im Jahresbericht d. hist.-antiquar. Ges. v. Grbd. 57 (1927) 68.

[3] Weitere ähnliche Stiftungen in Brigels : Spendbuch von 1469, S. 14-15 zum Jahr 1475 ; Spendbuch von 1533, S. 49, 58, 80, 86.

jetzt im Klostermuseum aufbewahrte *Sanctus-Kerzenstange*, weiß-rot-grün angestrichen, welche folgende Umschrift trägt : « Paulus de Florin vnd F. Ferena v. Iovch 1583 sin egmachel. » Ähnliche Kerzenstangen, nach diesem Vorbilde hergestellt, werden heute noch in der Disentiser Klosterkirche verwendet. In St. Benedikt aber, wo dieser Brauch hier zu Lande zuerst belegt ist und hinwiederum eines der ersten Zeugnisse im ganzen christlichen Abendlande überhaupt darstellt, erinnern heute noch zwei Kerzenarme etwa des 17. Jh. auf beiden Chorseiten an die Stiftung Rigenzas.

3. Die Gründungsurkunden.

Die folgenden Urkunden sind aus Cod. Fabariensis XXVI im Stiftsarchiv St. Gallen entnommen, worin ein ganzer Faszikel Disentis betrifft. Über den Verfasser und Sammler gibt fol. 167 v Aufschluß : Haec ex monasterio Disertinensi habui F. Augustinus Stocklin, Murensis, pro tempore Fabariae decanus anno 1628. Augustin Stöcklin war später 1634-1641 Abt von Disentis.[1] Auf fol. 168 v - 172 v ist die bereits edierte Chronik von Abt Jacob Bundi († 1614) enthalten[2]; fol. 173 r die Genealogie der Victoriden, 175 r - 176 v ein Verzeichnis der Reliquien von Disentis, welches Ant. v. Castelmur veröffentlicht hat[3]; fol. 177 r - 184 r folgt das sog. Testament von Tello von 765, welches ebenfalls der genannte Forscher zu edieren gedenkt ; fol. 189 r findet sich das Schatzverzeichnis von Disentis von zirka 940[4] ; dann auf fol. 189 r - 191 r verschiedene teilweise aus Anniversarien entnommene Notizen, wiederum Disentis betreffend, endlich fol. 193 r bis 193 v die Urkunden, welche sich auf St. Benedikt beziehen, wobei fol. 193 v wiederum zerstreute Notizen über die Geschichte von Disentis aufweist. Wir bringen hier die St. Benedikt interessierenden Urkunden zum Abdruck.[5]

[1] Siehe über ihn Album Desertinense ed. *P. Ad. Schumacher*, 1914, S. 37-40.

[2] Nach dieser Handschrift herausgegeben von *C. Decurtins*, Die Disentiser Kloster-Chronik des Abtes Jacob Bundi. Luzern 1887. S. 22-35 ; vgl. bes. S. 21.

[3] Zeitschrift f. Schweiz. Kirchengeschichte 21 (1927) 151-153.

[4] Ediert bei *Müller Iso*, Die Anfänge von Disentis. Chur 1931, S. 76 (= Jahresbericht d. hist.-antiquar. Ges. v. Grbd. Bd. 61).

[5] Veröffentlicht ohne jeglichen Kommentar und nicht ohne Fehler schon bei *Decurtins C.*, Rätoromanische Chrestomathie, 1. Ergänzungsband (1912), S. 112-113, nach einem Manuskript im Kloster Muri-Gries. Da aber *Decurtins* selbst S. 13 sagt, diese Urkunden seien wahrscheinlich von *P. Augustin Stöcklin*, so liegt doch wohl ein Irrtum vor, indem statt Muri-Gries wohl Pfävers-St. Gallen anzugeben ist.

Ex Disertinensibus monumentis :

(fol. 193 r)

Hae traditiones factae sunt ad cappellam S. Benedicti supra Summovicum infra monasterium Disertinensium, ubi olim erat transitus et quasi in hospitali tres monachi sicut et in S. Maria et S. Gallo erant similia itinerantium hospitalia. [1]

1. Schenkung der Rigenza de Valle.

Notum sit omnibus tam praesentibus quam futuris, quod ego *Rigenza de Valle* [2], soror S. Benedicti, cum manu advocati mei domini *Wilhelmi de Pultinenga* [3] sana mente et bona uoluntate tradidi allodium meum et proprietatem meam in Valle de Sura [a] Summouico super

[a] Hs. zeigt Surad, wobei das d in seiner Oberlänge von einem Strich durchquert ist.

[1] S. Maria u. S. Gall liegen freilich ausgesprochen an einer Paßstraße, was von S. Benedikt nicht gilt, auch wenn vielleicht früher die « Reichsstraße » über St. Benedikt geführt haben sollte. Vorläufig ist die Frage der alten Straße von der Russeinerbrücke über Clavadi, St. Benedikt, S. Gregori nach Truns noch nicht abgeklärt. Vgl. Jahresbericht der hist.-antiquar. Ges. v. Grbd. 57 (1927) 166-167.

[2] Rigenza ist wohl mit Heinrica zusammenzustellen, aber das Suffix bleibt unklar. Gef. Mitt. Dr. *A. Schorta*.

Val liegt am Eingange des Somvixertales, im Süden von Somvix. Urkundlich 1478, Mai 19 : « Fals », Archiv. Somvix, Nr. 8. Es handelt sich dort um Durchfahrt durch die Alpen « Auschgall und Falätza ». Ein Casper Dwal resp. Wal begegnet uns 1521, 1532, 1539 als Vogt der Pfarrkirche St. Johann Baptist in Somvix, 1543 (Item einn stuck ab in Faltz, stost morgenn an Casper Wal gut) ; 1547 u. 1550. Siehe die betr. Urk. des Gemeindearchivs Somvix, Nr. 13, 19, 21, 22, 24, 29. Ferner im Kirchenarchiv von Somvix, Nr. 12 zum Jahre 1553, Martin Wall, ebenso Gemeindearchiv Somvix, Nr. 32 zum Jahre 1566, Deg Dwall.

[3] Wilhelm von Pultinenga war der Vogt der verwitweten Rigenza. Dieser Ritter hatte 1252 vom Abte Heinrich für geleistete Dienste Besitzungen in Somvix bekommen. So die Lit. Dis. (zirka 1650) = *Mohr*, 1, 341, Nr. 226. Die Chronik von *P. Benedikt Oederlin*, 1641-42, Stiftsarchiv Einsiedeln, R 220, S. 17, berichtet : Henricus abbas 1254, littera in qua Wilhelmo de Pultingen confertur in beneficia arx Castellum », ebenso die Synopsis ad an. 1252 : « Henricus ... hoc ipso anno arcem Castilium supra Summovicum Wilhelmo de Pultaningen seu Pontaningen in beneficium contulit. » Abt *A. Stöcklin*, Syllabus castrorum, Kopie Disentis, S. 4 : Castrum Castilun prope Summum Vicum. Instrumentum hic. Somit spricht nicht erst *Eichhorn* von Chischliun als Besitztum des Pultinenga und *Stöcklin* scheint sich hier nicht zu irren, um so mehr als er die Urkunde noch vor sich hatte. Anders *Poeschel E.*, Das Burgenbuch von Graubünden, 1930, S. 17, 243. Der gleiche Ritter ist noch belegbar zu 1278, März 18, bei *Mohr*, 1, 431, Nr. 290 und als dominus Guilielmus de Poltenenga für 1261, Mai 30, in St. Gall., bei *Meyer K.*, Blenio und Leventina, 1911, S. 45*, Beilage 22.

altare Sancti Benedicti pro remedio animae meae et antecessorum meorum et mariti mei *Rodulfi* ita, quod dicta cappella super dictum allodium possideat pacifice et quiete. Testes huius rei sunt : *Mauritius* plebanus de Summouico, dominus *Ógo*, *Chonradus*, *Albertus*, *Wolricus*, fratres domini Ògonis ; dominus *Rodolfus de Paschua* [1], dominus *Henricus Altemannus* [2] et alii quam plures.

Item constitui dare largam factam ex XII modiis grani et VI denariis mercedis in caseo post obitum meum. [3] Item constitui ex terra illa supra dicta, ut annuatim dentur VIII librae cerae et ex illa cera parentur quatuor cerei in capella S. Benedicti et unum ad S. Johannem. Item sciant omnes, quod ego Rigenza istam terram emi in praesentia omnium subditorum de *Henrico Bremar* nullo contradicente. [4] Interfuerunt testes : *Rodolfus de Plaz* [5] et frater eius *Wolricus* et *Vgo de Summouico* et fratres sui ; *Volricus de Cipina* [6] et frater eius *Gottfridus* et *Henricus de Vico* [7] et alii quam plures.

[1] Zu Paschua vgl. Urk. 5 : Bertholdus, filius Paschual. Vielleicht zu lat. pasculum = Weide. Siehe *Kübler A.*, Nr. 1228. Pasqual ist sonst der rom. Name für Paspels im Domleschg. Vgl. *Robbi J.*, Ils terms per ils noms dellas vischnaunchas etc. Chur 1916, Nr. 72 (= Annalas XXXI.). Tavetscher Jahrzeitbuch, 15. Jh. fol. 7 v : « Paschua, sine eliche huswirtin. »

[2] Zu Henricus Altemannus ist der gleich darauffolgende Altemannus de campo rotundo zu stellen : Altmannus de Kilkun [illegible] Juli 26, Zeuge vor der Burg Pultringen. *Th. v. Mohr*, Codex dipl. Raetiae, II, Nr. 96 ; ferner « Altmann von Brygels », Zeuge 1390, Urk. des Tavetscher Kirchenarchivs, Nr. 82. Dazu Kamprodund in Samnaun und Gampertun usw. in St. Gallen und Vorarlberg. *Kübler*, Nr. 1330. Camprodund liegt am östlichen Eingang zum Somvixertale bei Craps. Dazu Trunser Jahrzeitbuch, zirka 16. Jh., fol. 14 v : « Radunda jm Sumwyxer kylchspel gelegen » u. fol. 20 r.

[3] largam etc. = eine Schenkung von 12 Scheffel Korn und Käse für 6 Denarpfennige. Zu denarius rom. daner siehe HBLS. 2 (1924) 691, zu modius, *Kübler*, Nr. 1161.

[4] Bremar ist wohl sicher ein Familienname deutscher Herkunft. Freundliche Mittl. von Dr. *A. Schorta*.

[5] Zu Plaz vgl. platea = Straße, romanisch plazza. *Kübler*, Nr. 1265. Besonders benennt sich die Strecke Surrhein und Reits in der Gemeinde Somvix « Plaz » ; nach andern ist damit eher der Kirchenplatz in Surrhein gemeint. Übrigens ist ein Klauß Plazeß zum Jahre 1549 bezeugt in Somvixer Urkunde, Nr. 25.

[6] Cipina zu lat. cippus = Spitzsäule, Grenzstein, dazu der Abl. mit Suffix auf [illegible] inus ergibt den bekannten rom. Ortsnamen : Tschappina. Urk. schon im Testament von Tello : Ceipne. *Kübler*, Nr. 855. Hier wohl Tschuppina bei Rabius auf dem Wege nach Camphun gemeint. Ein Paul Tschuppina zu Somvix im Jahre 1526 bez. Somvixer Urkunde, Nr. 16.

[7] Familie de Vico, de Vig im Jahrzeitbuch von Ruschein (14. Jh.) ed. *A. v. Castelmur*, im Jahrb. d. hist.-antiquar. Ges. v. Grbd. 57 (1927) 53, 58, 61. Ebenso bei *Wartmann H.*, Rätische Urkunden, 1891, S. 289, 451 ff.

Item emi a domino *Henrico Rincha de Ruan* terram [1], quae terra iacet super *Cäclina* [2], pro XX libris mezanorum et unam uaccam, quam scilicet uaccam contulit Beato Benedicto ad concinandam candelam in eleuatione hostiae [3]; et ipse contulit e supradicta terra cum manu domini sui Friderici. Interfuerunt dominus *Altemannus de Campo rotundo*, *Gotfridus de* [a] *Phesila* [4], *Sicherus de Sigens* [5], *Bertoldus de Torrone de Uico* [6] et *Henricus* frater eius, *Rodolfus de Verugula* [b] [7], *Chonzo de Mairiega* [c] [8], *Wilhelmus de Pisola* [d] [9] et alii quam plures.

[a] Hs. et Phesila.
[b] Weniger wahrscheinlich Venigula.
[c] Weniger wahrscheinlich Mainiga.
[d] Oder Pisela wie bei *Decurtins*, 112.

[1] Rincha = Runca = urbar gemachtes Land zu lat. runcare = ausjäten. *Kübler*, Nr. 1335. Eine bekannte Runca liegt nördlich von Ruis. Ruan vielleicht = Ruis. Siehe *Robbi*, Nr. 66, jedoch auch oberhalb S. Benedikt.

[2] Cäclina ist identisch mit Chiglina, oberhalb St. Benedikt, etymologisch zu rom. caglia, der Strauch u. lat. Suffix -ina. *Kübler*, Nr. 800.

[3] mezanus sc. solidus = die Hälfte eines Solidus (Schillings), Halblinge oder Obolus. Vgl. *Bickel H.*, Die Wirtschaftsverhältnisse des Kl. St. Gallen, 1914, S. 348. Im Jahre 1275 erhielt man um 15 Schillinge eine Kuh oder ein schönes Rind. *Hürbin Josef*, Handbuch der Schweizer Geschichte 1 (1900) 105.

[4] Phesila ist wohl sicher Peisel, das hinwiederum vom lat. pensile, d. h. schwebend, Obergeschoß über deutsch Phiesel entstanden ist. Freundl. Mittl. Dr. *A. Schorta*. Dazu vgl. *Meyer-Lübke W.*, Romanisches Etymologisches Wörterbuch, 1911, Nr. 6392, frz. poêle = Ofen. Das deutsche Phiesel bedeutet heizbares Schlafgemach. Siehe *Lexer M.*, Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch, 1926, S. 186. Über den Weiler Peisel bei Segnes, sowie das Geschlecht der Phiesel siehe *Poeschel E.*, Das Burgenbuch von Graubünden, 1929, S. 243, 245. Die Ableitung von pensile hat schon *Huonder Josef*, Der Vokalismus der Mundart von Disentis, 1900, S. 10, vorgeschlagen.

[5] Sigens = Sagens, vgl. *Robbi*, Nr. 40. *Ch. Latour* macht Sicherus zum Somvixer Geschlechtsnamen Chischér. Bündnerisches Monatsblatt, 1914, S. 223.

[6] Torrone könnte Truns bedeuten. Vgl. *Robbi*, Nr. 224. Der Mann ist also von Truns, aber in Somvix, d. h. de uico. Vielleicht liegt doch näher, nicht philologisch, aber doch geographisch an das Gut und die Familie Tuor zu denken. « Thurr » und « Frust da Thur » in Somvix 1523. Somvixer Urk. Nr. 15; ferner das « gût Thur » bei Clavadi, in der Nähe des Gutes « Pynüw » = Pigniu so 1528. Somvixer Urk. Nr. 17.

[7] Verrugula = lat. verruca resp. Diminutiv verrucula, romanisch vriccla, d. h. Warze. Örtlichkeitsname in Rinckenberg, Gemeinde Truns. *Kübler*, Nr. 1522. Das « guot Farygla » grenzt an den Hof Grapps (Craps) bei Ringgenberg, wie eine Erblehensurkunde des letzteren Gutes vom 14. Januar 1534 bezeugt, deren Copie und Interpretation ich Herrn Major P. A. Vincenz, Truns, verdanke. Vricla erstreckt sich heute östlich etwa vom Zavragiabach weg bis zum « Grepp ault », früher aber stieß dieses Gut nicht bis zu Grepp ault, sondern nur bis zum Hofe Grabbs (Craps). Heute ist der Name Craps verschwunden. Dieser Hof mag

Item emi ab *Henrico de Pinniu* [10] alodium in Murdar [11], de quo alodio tenetur dare duae candelae triplices S. Johanni ad eleuandum corpus domini.

2. Schenkung des Rodolfus de Fuldriua.

Notum sit omnibus tam praesentibus quam futuris, quod ego *Rodolfus de Fuldriua* [a 12] dedi filiam meam *Margaretam* ad cappellam S. Benedicti cum tribus solidis mercedis in aglam, quae dicitur *Finils* [13]

[a] *Decurtins*, 112 : Faldriva.

wohl die Hälfte des heutigen « Inneren Ringgenberger Bodens » umfaßt haben. Siehe HBLS. Suppl. (1934) 77 (Grepault) u. *Cahannes Joh.* Das Kloster Disentis vom Ausgange des Mittelalters bis zum Tode des Abtes Christian v. Castelberg. *Brünn*, 1899, S. 53. Vgl. ferner Trunser Jahrzeitbuch, zirka 16. Jh. fol. 2 r u. 3 v, « Warygla », ebenso Urk. 32 des Gemeindearchivs Truns zum Jahre 1739.

[8] Zu Mairiega vgl. Marjaga, Mariagen = Merigen in St. Martin im Lugnetz. Vgl. *Robbi*, Nr. 57 und vielleicht auch dazu *Kübler*, Nr. 1125 (major), der den passus der Urk. von 1469, Mai 4 : in dem meyerhöff = las Marias in Somvix hieher bezieht. Somvixer Urk. Nr. 3.

[9] Pisola gehört vielleicht zu rom. pisar = Korn, Gersten stampfen zu lat. pinsare. Dies alles nur, wenn Pisóla zu lesen ist, nicht aber bei Písola. Freundl. Mittl. Dr. *A. Schorta.* Zu pinsare vgl. *Meyer-Lübke W.*, Romanisches Etymologisches Wörterbuch. Heidelberg 1911, Nr. 6517. Ob nicht aus Pisola durch Synkope Peisel anzunehmen ist ?

[10] Pinniu = Pigniu, südlich von Clavadi zu lat. pinus, die Fichte, mit Kollectiv Suffix -etum. *Kübler*, Nr. 1254. Vgl. *Robbi*, Nr. 65. Die Geschwister Peter, Hans, Benedikt, Elsa, Dorothea, Anna und Barbla, Hans Gredigs selig eheliche Kinder übernehmen von Martin Vincenzen um jährlich 20 Landgulden « huß vnnd hoff zu Benjeuw, dem kilchspel Somvix gelegen », darunter eine gadenstatt, « so do stost morgenthalb an die gadenstatt Clauady ». Urk. 1493/94 des Stadtarchivs Ilanz, Nr. 72. Genannt ist das « gůt Pynüw » bei Clavadi in Urk. 1528. Somvixer Urk. Nr. 17 (Gemeindearchiv). Ferner verkauft Christ Decaplaisch von Somvix und Pingüw dem Casper Clauß Wiezel um jährlich 4 Landgulden Haus, Hof, Stadel und Stallung zu Pingüw « stost abenthalb an mins bruders sunß gut, genannt Playsch ». Urk. 1559. Stadtarchiv Ilanz, Nr. 135. Altes Copialbuch von Ilanz vom Jahre 1732, S. 128 c-e. Vgl. ebenfalls Trunser Jahrzeitbuch zirka 16. Jh. fol. 10 r. « Jon Plaisch gut zwischen die toblen. »

[11] Murdar ist das heutige oberhalb St. Benedikt gelegene Maiensäß Murtes zu lat. mortarium, romanisch morter, d. h. eine hochgelegene, mit Steinen gefüllte, spärliche Weide, ein häufig vorkommender Name. *Kübler*, Nr. 1170.

[12] Fuldriva oder Faldriua könnte Val da Riva sein. Riva aus Ripa im Sinne von Au ? Freundl. Mittl. Dr. *A. Schorta.* Die unmögliche Identification von Faldriva und Falaria im Testamente von Tello, wie überhaupt über verschiedene ähnliche Lokalisationen bei *Ch. Latour*, Bemerkungen zum Testamente des Bischofs Tello im Bündnerischen Monatsblatte 1914, S. 217-231, wird eine allfällige Textedition und Untersuchung des Tellotestamentes, wie sie Dr. A. v. Castelmur angeregt hat, aufzeigen.

[13] Finils ist mit Fanels, einem acla unterhalb St. Benedikt, zu identifi-

et XIII. libras mezanorum, et ipsam servientem Deo et B. Benedicto et omnibus sanctis de omnibus diebus uitae suae et post obitum suum capella et omnes ibi servientes possideant terram supradictam pacifice et quiete ; et haec acta sunt in ecclesia S. Johannis in praesentia domini *Mauritii* plebani et omnium subditorum.

3. Schenkung des Chonradus de Rusen, genannt Laurentius.

Notum sit omnibus tam praesentibus quam futuris, quod ego *Chonradus de Rusen* [1] dictus Laurentius contuli meipsum et uxorem meam *Agnesam* Sancto Benedicto cum XL libras mezanorum ibidem seruientibus omnibus diebus uitae nostrae pro remedio animarum nostrarum ac omnium parentum nostrorum et post obitum nostrum possideat capella et omnes deo ibi famulantes supradictam pecuniam pacifice et quiete.

4. Schenkung des Uolricus de Fopa.

Notum sit omnibus tam praesentibus quam futuris, quod ego *Uolricus de Fopa* [2] tradidi filiam meam *Judentam* Sancto Benedicto cum duobus solidis mercedis in aquila [3], qui dicitur

zieren. Lat. fenile = Heuboden. Dieser Ortsname, schon 765 durch agrum ad Feniles belegt, ist im Oberland sehr häufig. In Somvix zum Jahre 1553 « Vennils » bei der Allmeindt belegt. Kirchenarchiv Somvix, Nr. 12.

[1] Rusen = Ruschein. Vgl. *Robbi*, Nr. 39 und bes. *A. v. Castelmur*, Jahrzeitbuch und Urbare von Ruschein im Jahresb. d. hist.-antiquar. Ges. v. Grbd. 57 (1927) 47. Doch ist die Form Rusine nur zirka 830 belegt. Besser wird an Rusein gedacht, wenigstens geographisch.

Die gesamte Alp Rusein gehörte früher dem Kloster Disentis, welches dann die eine Hälfte 1461 an die Gemeinde Truns, die andere in unbestimmter Zeit an die Gemeinde Disentis als Erblehen gab. Gemeindearchiv Truns, Nr. 3 zu 1461 (« alp Russis ») und Nr. 20 zu 1602 (« alp Rusins »). Darüber *P. A. Vincenz*, im Igl Ischi 16 (1918) 72-106.

[2] Fopa zu lat. fovea, die Grube, *Kübler*, Nr. 1013. Weitverbreiteter Örtlichkeitsname. Am nächsten gelegen sind die Foppas, eine nahe östlich, die andere nördlich von St. Benedikt gegen Crap ner hin. Wegen des folgenden Aldenga hingegen ist man eher geneigt, an La Foppa zwischen Falens und Laus zu denken. Im Jahre 1549 ein « Jacob Vopa gût », ferner 1594 ein « Sebastian Fopa, Lyri Martina Fopa, Stoffel Fopa, Albin Fopa, Durig Fopa ». Somvixer Urkunden, Nr. 26, 34.

[3] aquila = acla. Für diese Gleichung siehe Urk. 1380, Okt. 15, im Gemeindearchiv Medels (Platta), Nr. 1, aquila = acla, aquiletta = acletta, acla aus accola durch Synkope. *Kübler*, Nr. 683 und ves. Dicziunari rumantsch-grischun. Probeheft 1933, S. 1-18 über Acla von *R. Vieli* und *R. v. Planta*.

Aldenga[1] pro remedio animae suae ac omnium parentum suorum et ipsa Judenta seruiat ibi Deo et Sancto Benedicto omnibus diebus uitae suae et post obitum suum possideat capella et omnes ibi deo famulantes supradictam aquilam pacifice et quiete.

Der gleiche Text bei P. *Mauritius van der Meer* († 1795), Chronicon Disertinense, Stiftsarchiv Einsiedeln, R 91, S. 48, aber am Schlusse mit einem Kreuz als Unterschriftszeichen. Der gleiche Text auch bei *Eichhorn A.*, Episcopatus Curiensis, 1797, S. 90, im codex probationum, nr. LXXX, ebenso bei *Mohr Th. v.* Codex diplomaticus Raetiae 3, 23, Nr. 10.

5. Schenkung des Henricus de Runcal.

Notum sit omnibus tam praesentibus quam futuris, quod ego *Henricus de Runcal*[a] contuli meipsum et uxorem meam *Bertam* et filium meum *Wilhelmum* super aram S. Benedicti cum omnibus pertinentiis meis, domum, pratos et agros, quae siti sunt in *Runcal*[2] *et in Grauinus*[3] et omnia mobilia et immobilia, quae[b] illo die possidebam (fol. 193 v.) sana mente et bona uoluntate, ita ut nos habeamus necessaria de supradicta capella; et haec acta sunt in capella S. Benedicti in praesentia *Mauritii* plebani de Summouico et fratris sui *Alberti* et *Minicus*[4] *Super Castello*[c] et filius suus *Johannes*, *Bertoldus filius Paschual*[d] et alii quam plures[e].

Der gleiche Text auch bei *van der Meer*, *Eichhorn* und *Mohr* wie oben unter Urk. 4. angegeben. Collationen:

[a] *van der Meer*, und *Mohr*, Henricus Druncal.
[b] Hs. qua statt quae.
[c] *Decurtins*, 113: Dominicus soper castello; *van der Meer* und *Eichhorn*: Munic super castello.
[d] *van der Meer*, Poschual; *Eichhorn* u. *Mohr*: Pascual.
[e] Als Zeichen der Unterschrift bei *van der Meer* ein Kreuz in 4 Punkten.

[1] Aldenga ist schwerlich zu Valtaningia im Somvixertale zu stellen. Es bliebe der Abfall des V- zu erklären. Freundl. Mittl. Dr. *A. Schorta*. Waltaniga urkundlich 1505, 1516 usw. Urk. der Mayensäßgenossenschaft Somvix. Aldenga möchte man entsprechend dem dazugehörigen La Foppa bei Laus in dem nahe gelegenen Uldeuna südlich der Alp de Laus suchen.

[2] Runcal resp. Runcaglia ist westlich von St. Benedikt, zwischen Landstraße und Clavadi zu suchen. Rungallia Urk. 1473; Somvixer Urk. Nr. 4. Zum Namen vgl. noch *Kübler*, Nr. 1335 und *Robbi*, Nr. 109. Ein Runcaglia ist ebenso östlich von Rabius wie ganz in der Nähe von Meierhof in Obersaxen.

[3] Gravinus ist der zur Gemeinde Disentis gehörige Teil von Perdomat, wie mir dort alte Leute mitteilten. Gravinus oder Garvinus zu lat. grava Stein, Geröll. *Kübler*, Nr. 1046.

[4] Minicus aus Dominicus durch Aphherese, *Kübler*, Nr. 1621. Super Castello ist Oberkastels. Vgl. *Robbi*, Nr. 55.

6. Eine weitere Schenkung Rigenzas.

Item sciant omnes, quod haec omnia acta sunt sub dominam *Rigenzam*. Item domina Rigenza consignauit S. Benedicto omnia sua mobilia, XII uaccas et boues et omnia uasa, cistas et alia ferramenta et omnia, quae necessaria sunt domui.

Item domina Rigenza aedificauit capellam nouam ipsa et *Laurentius*, qui prior ea [a] ibi fuit ; et ille nichil possidebat praeter duas cibarias agri et unam carratam prati.

P. Augustin Stöcklin selbst erklärt die Schenkung durch folgende zwei Hinzufügungen : fol. 193 v : « 4 cibariae siue ciuairae faciunt iugerum agri, 4 carrata prati. » fol. 190 r : « cibaria agri ist ein mad acker und 4 dern machend ein juchart, nemlich wahs mitt eim pflug oder zug eines tags gebawt wirdt. carrata prati ist der viertel einer matten, so eines tags von eim man mag abgemehet werden. »

cibaria = Morgen Land, romanisch Tschavera *Kübler*, Nr. 852. carrata : = Fuder 1 carrada bei Wiesen = Heulast eines zweispännigen Ochsenwagens zu 408 kg anzunehmen. 1 carratum = 8 modii. Siehe *Bickel H.*, Die Wirtschaftsverhältnisse des Klosters St. Gallen 1914, S. 348. Zu made, d. h. Schwade beim Mähen vgl. *Lexer M.*, Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch 1926, S. 153.

Wir lassen nun noch die *Regesten* dieser Urkunden folgen. Auf die *Urkunden* 1 *u.* 5 bezieht sich zunächst das

Notizbuch der Familie *Berchter* 17. Jh. Stiftsarchiv Disentis, S. 168 : 1283 als Rudolphus Apt zu Disentis ware, ware nit weit under St. Benedict Capellen ob Sumvix ein collegium gottseeliger Personen, welchen umb dise Zeit vorstuonde *Rigenza de Vall*, St. Benedict Schwester genant, welchem Collegio *Henricus de Runcal* sich selbsten, sein eheweib Bertam und sein Sohn Wilhelm hat aufgeopferet mit allen seinen ligenden und fahrenden güetheren, welche er zu Runcal und Caruinus hatte. Züeg ware Berchtoldus, Son deß Pascualis.

Kurz gedenkt die *Synopsis* der *Urkunden 1, 2, 4, 5* zum Jahre 1284 :

Sub hunc annum domina *Rigenza* matrona nobilis, pia et locuples, collegium devotorum Summovici apud ecclesiam S. Benedicti nuper erectum multis possessionibus auget et amplificat, dicta soror S. Benedicti ; cuius exemplo alii multi utriusque sexus ibidem Dei servitio se consecrarunt ; etenim *Wolricus de Foppa* filiam suam Judentam obtulit Deo et S. Benedicto tota sua vita ibidem serviturum, item *Henricus de Runcal* se et uxorem suam Bertam ac filium Wilhelmum obtulit super altare S. Benedicti cum

[a] statt ea, welches der Ablativ comparationis ist, könnte auch eo gelesen werden.

omnibus bonis suis mobilibus et immobilibus sitis in Runcal et Gravinus, in praesentia testium Mauritii plebani in Summovico, Alberti eius fratris, Minici Super-Castello Joanne filio eius et Bertoldo filio Paschualis. *Rudolphus* quoque *de Fuldriva* obtulit S. Benedicto filiam suam Margaretam omnibus diebus vitae suae Deo, S. Benedicto et omnibus sanctis ibidem servituram. Ex codice vetustissimo archivii Desertinensis.

Abgedruckt ist dieser ganze Passus bei *Th. v. Mohr*, Cod. dipl. Rhaetiae 2, 31, Nr. 26.

Die Urkunden 1, 2, 3, 6 sind also (wenn man vom Drucke bei C. Decurtins absieht) bis jetzt unveröffentlicht geblieben. Einzig 4 und 5 wurden in extenso durch van der Meer, Eichhorn und Mohr publiziert. Im Gegensatz zur Kopie von Stöcklin sind die Texte bei van der Meer und Eichhorn dadurch wichtig, daß beide Forscher auf die Signierung der Urkunden durch ein Kreuz aufmerksam machen. Eichhorn sagt eigens: ad finem utriusque formulae conspicitur signum in formam crucis crispatae, iuxta regulam S. Benedicti, cap. 58: si novitius non scit litteras, alter ab eo rogatus scribat et ille novitius signum faciat. Solche Handmalformen sind seit Justinian († 565) dem Mittelalter wie bes. dem 13. Jh. nicht fremd. Die bloße Unterschrift kam in mittelalterlichen Urkunden erst im 15. Jh. auf. Interessant ist überdies, wie in den zwei Teilen der Urk. 1, die eigentlich in 2 kleine Urk. zerfällt, jeweils acht Zeugen figurieren, nämlich bei der Schenkung des eigenen Gutes im Somvixertal und bei der Vergabung von Cäclina. Das erinnert an die fränkisch-alemannische Privaturkunde des Frühmittelalters, welche hinwiederum auf der römischen fußt. Wie wir auch gerade aus dem Zürcher Urkundenwesen des 13. Jh. wissen, war damals die noticia die rechtsgültige Erwerbsform des Grundeigentums, wogegen die carta als bloßes Beweismittel gewertet wurde. Auch bei unseren Urkunden handelt es sich um eine Art traditiones oder ins Traditionsbuch eingeschriebene Notizen, nicht um Urkunden im Sinne der carta, die schlechthin mit Notum sit, quod ... N. N. tradidit coram his testibus formuliert wurden. Dazu stimmt auch, daß solche Aufzeichnungen überhaupt nicht datiert wurden.[1] Ganz an die Arenga der Schenkungsurkunden erinnern die Wendungen Urk. 1, pro remedio animae meae et antecessorum meorum et mariti mei Rodulfi. Urk. 3 pro remedio animarum nostrarum ac omnium

[1] *Heuberger R.*, Allgemeine Urkundenlehre für Deutschland und Italien. Berlin 1921, S. 35-36. (= *Meister A.*, Grundriß der Geschichtswissenschaft Reihe I. Abt. 2 a.) Ferner *Paul Schweizer*, Zürcher Privat- und Ratsurkunden. Eine dipl. Studie in Nova Turicensia. Zürich 1911, S. 8-9, 15-16, 20-22.

parentum nostrorum. Urk. 4, pro remedio animae suae ac omnium parentum suorum. [1]

Als eigentliche Profeßformeln können diese Urkunden nicht betrachtet werden. Es fehlen die juridischen Termini wie stabilitas, obedientia, convers(at)io morum, die zwar nicht alle zugleich in den Formeln zusammen waren, aber doch einzeln oder zu zwei. [2] Auch fehlt ja der Name des Abtes oder des Vorstandes der Genossenschaft. Doch weisen die Formulare entschieden auf *benediktinische Kreise* hin. Schon die Existenz einer Urkunde ist wichtig, denn gerade vielleicht das originellste Stück der Aufnahme eines Novizen ist bei St. Benedikt die Urkunde, die der Novize selbst zu schreiben oder dann wenigstens mit seinem Zeichen zu signieren hat. (Vgl. Urk. 4 und 5.) Auch die traditio super altare ist aus Benedikts Regel ins Abendland gekommen. [3] Vgl. Urk. 2, super altare S. Benedicti. Urk. 5, super aram S. Benedicti. So ist die Schenkung ebenso ad nomen Sanctorum, genau wie der große Nursianer vorschreibt, gemacht worden wie freilich alle mittelalterlichen Vergabungen (Urk. 2, beato Benedicto et omnibus sanctis. Urk. 3, 4, 6, sancto Benedicto). Die Beständigkeit in der Genossenschaft ist da und dort ausgedrückt (Urk. 2, servientem deo et beato Benedicto et omnibus sanctis de omnibus diebus uitae suae. Urk. 3, seruientibus omnibus diebus uitae nostrae. Urk. 4, Judenta seruiat ibi deo et sancto Benedicto omnibus diebus uitae suae). [4]

Man wird also die Urkunden, die ja nur im uneigentlichen Sinne Gründungsurkunden genannt werden können, als *Oblationsurkunden* betrachten. Übrigens ist kein eigentliches gleichbleibendes Formular herauszuschälen, das als Oblationsurkundenformular gelten könnte, es sei denn, was Urk. 2 bis 5 gemeinsam haben. Es spiegelt sich hier die Freizügigkeit der Beginenorganisation wieder. Jeder Beginenhof hat seine eigenen Gebräuche ; Analogien aus andern ähnlichen Einrichtungen ist mit größter Vorsicht zu begegnen. [5]

[1] *Wartmann H.*, Urkundenb. d. Abtei St. Gallen 1 (1863) Nr. 21, 27, 33, 69 ff.

[2] St. Galler Profeßbuch bei *Piper Paulus*, Libri confraternitatum S. Galli, Augiensis, Fabariensis. Berlin 1884, S. 111-133, 143 (Monumenta Germaniae Historica).

[3] *Rothenhäusler M.* und *Herwegen J.*, Studien zur benediktinischen Profeß, 1912, S. 15-17 (= Beiträge zur Geschichte des alten Mönchtums und des Benediktinerordens. Münster i. Westf., Heft. 3.)

[4] *Rothenhäusler*, S. 37-38.

[5] *Van der Meer* († 1795) bringt in R 91 Stiftsarchiv Einsiedeln, S. 47-48, Chronicon Disertinense, einige Notizen über St. Benedict und bes. dessen Einrichtung, die teilweise irrig, nur auf Analogien beruhen und wertlos zu sein scheinen.

Die *Namen* unserer Texte sind teilweise reine Personennamen wie Laurentius, Mauritius, Albertus usw., teilweise bereits Namen mit Herkunftsbezeichnungen oder eigentliche Familiennamen, z. B. Rigenza de Valle. Übrigens ist der Hinweis angebracht, daß diese sog. Familiennamen nicht erst im 12./13. Jh. aufkommen, sondern schon 765 im sog. Tellotestamente und in den Durrerfragmenten von 768-800 durch die Familie « de Tremune » belegt werden.[1] Das Namengut, das also mehrteils sicher dem Gebiete von Somvix angehört, ist größtenteils romanisch. Auffallend ist der deutsche Familienname Bremar. Ähnlich wie in Pultanenga, möchte ich auch in Aldenga (Urk. 4) das bekannte Ortsnamensuffix -ingen erkennen. Gerade weil hier das Nasal-in-fix vorhanden ist und es nicht Aldega heißt, darf auf eine frühe *Walsersiedlung* geschlossen werden, denn dieses Ortsnamensuffix kann hier wohl als Leitfossil für Walsersiedlungen gelten.[2] Noch mehr! Urk. 2 spricht von Agla, quae dicitur Finils und Urk. 4 *aquila*, qui dicitur *Aldenga*. Bis jetzt glaubte man die älteste Bezeichnung für acla erst 1391 belegen zu können: « ein Agglen uff Turus (= Turisch) ze Vallendaus gelegen ». Wenn wir uns nicht täuschen, haben wir nun hier etwa 100 Jahre vor dem genannten Passus die erste Erwähnung einer acla. Und diese surselvische Gadenstätte wird eben als sehr wahrscheinlich « walserisch » angesehen.[3] So scheint dieser « acla in Aldenga » wieder nebst andern historischen Hinweisen ein Indizium mehr zu sein, um die Oberalp um die Wende des 11. zum 12. Jh. als Einfallstor für die Walser zu erweisen.[4] Diese Walsereinwanderung fand mehr denn ein halbes Jahrhundert vor derjenigen ins Rheinwald (1277) und nach Davos statt. Übrigens müßte schon eine oberflächliche geographische Betrachtung auf sie hinführen. Ihr soll später eine eigene Arbeit gewidmet sein.

Was die *Sprache* der Urkunden anbelangt, ist der mittellateinische Charakter unverkennbar. Dafür zeugt der Gebrauch der Präposition, so mehrmals bei der Wendung ad capellam = capellae, in caseo = casei, ferner die Hinzufügung der Aspiration nichil = nihil; qua =

[1] *Durrer R.*, Ein Fund von rätischen Privaturkunden aus karolingischer Zeit. Festgabe f. G. Meyer v. Knonau, 1913, S. 51.

[2] *R. v. Planta*, in der Revue de Linguistique Romane 7 (1931) 99.

[3] *R. Vieli* und *R. v. Planta*, Art. Acla im Dicziunari rumantsch-grischun, Probeheft 1933, S. 1-8, bes. S. 8.

[4] Vgl. *Iso Müller*, in Zeitschrift f. Schweiz. Geschichte 13 (1933) 450-451. Dazu *Hotzenkocherle R.*, Die Mundart von Mutten, 1934, S. 488 (= Beiträge zur Schweizerdeutschen Grammatik, hrg. *A. Bachmann*, Bd. XIX).

quae ist vielleicht nur eine Verschreibung resp. Fehllesung von que = quae, denn im 11./13. Jh. wurde fast durchweg ae und oe durch e verdrängt[1] (e caudata, d. h. geschwänzt). Agla = acla resp. accola zeigt die im Romanischen erfolgte Erweichung der Tenues zu Mediae. Zu der Gleichung aquila = acla können wir aus Cod. Einsidlensis 264, aus dem 9. Jh. zitieren als Parallele : quur = cur.[2] Cum libras sowie dare duae candelae, ebenso quae siti sunt aquila, qui dicitur dürfte man doch zum Teil als eigentliche Solözismen betrachten.

Beiläufig sei noch hinzugefügt, was die einzelnen Überlieferungen zum *Alter* der *Texte* sagen. Die Synopsis von 1696 schreibt, diese Texte seien « ex codice vetustissimo archivii Desertinensis ». Van der Meer († 1795) fand sie « ex formulis, quas ex pervetusta membranea excerptas hic subiungo ». Eichhorn bemerkt 1797 : « ex vetusta membrana Desertinensi, anno circiter 1267 ». Man sieht daraus, wie subjektiv die Altersbezeichnungen sind und auch hier ergibt sich als allgemeine Erkenntnis, daß die Historiographen des 17./18. Jh. Dokumente des 13./15. Jh. fast durchweg als sehr alt : vetustissima, perantiqua betrachteten.[3]

Abt Augustin Stöcklin († 1641) hat als erster die Siedlung von St. Benedikt « *collegium devotorum* » benannt Diese Bezeichnung ist von den spätern Schriftstellern übernommen worden.[4] Die Väter der « devotio moderna » lebten im 14./16. Jh. in den Niederlanden : Jan van Ruysbroeck, Gerhard de Groote, Thomas von Kempen. Es sind dies die Kreise der Fraterherren und Windisheimer.[5] Mit P. Gabriel Meier zählen wir die Somvixer Siedlung zu den Beginen.[6]

(Fortsetzung folgt.)

[1] *Strecker Karl*, Einführung in das Mittellatein, 1929, S. 23, 25.

[2] Darüber *Müller*, Anfänge, l. c. S. 162-171.

[3] P. Moritz *van der Meer* bemerkte 1786 den Disentiser Historiographen gegenüber, daß z. B. Breviere, die nicht über das 14. Jh. hinausreichen, von den Schriftstellern des 17. Jh. schon als antiquissima bezeichnet würden. R. 91, Bd. 8, S. 382, 400. Stiftsarchiv Einsiedeln. Notizen des 14./15. Jh. bezeichnet *Ulrich Campell* im 16. Jh. bereits als liber membranaceus pervetustus. Siehe darüber *P. E. Martin*, in den Mélanges Ferdinand Lot. Paris 1925, S. 537.

[4] Syllabus ecclesiarum, capell. etc. Copie Stiftsarchiv Disentis, S. 2.

[5] *Huizinga J.*, Herbst des Mittelalters, 1928, S. 251, 274, 276, 389 ; ferner *Schnürer G.*, Kirche und Kultur im Mittelalter 3 (1929) 186, 195. Die Synopsis braucht konstant den Ausdruck « collegium devotorum ». Es ist unmöglich festzustellen, ob sie diese Bezeichnung in Urkunden gefunden hat. Vgl. Zeitschrift f. Schweiz. Geschichte 13 (1933) 427.

[6] *Meier P. G.*, Die Beginen der Schweiz : Zeitschrift f. Schweiz. Kirchengeschichte 9 (1915) 129.

Ecoles et bibliothèques du pays de Vaud au moyen âge.

Par Maxime REYMOND.

I. Le livre de pierre.

Femme, je suis povrette et ancienne
qui riens ne scay ; oncques lettre ne leus.
Au moustier voy dont suis paroissienne
Paradis paint, où sont harpes et lus,
et ung enfer ou dampnez sont boullus ;
L'ung me fait paour, l'autre joye et liesse.

Si la mère de Villon était venue au pays de Vaud, elle y eût retrouvé des souvenirs familiers. A l'église d'Onnens, un artiste du XIVme siècle a représenté au chœur, avec une charmante naïveté, saint Pierre recevant les justes au Paradis et une grande marmite enveloppée des flammes de l'enfer et dans laquelle rôtissent une demi-douzaine de damnés ; non loin, sur une paroi de la nef, une mise au tombeau et un jugement dernier. Elle aurait sans doute vu des scènes analogues dans d'autres églises paroissiales de campagne, peintures effacées par le temps ou recouvertes aujourd'hui de badigeon. Ainsi à Thierrens, où le Paradis et l'Enfer sont toujours visibles, quoique dégradés ; à Grandson, où une mise au tombeau demeure apparente. Tandis qu'ailleurs elle eût vénéré des saints populaires, tels que le saint Germain d'Assens, le saint Nicolas de la chapelle de Grailly, à Payerne, ou le martyre de sainte Appolonie, à Avenches, les scènes multiples de l'Evangile de l'église de Ressudens, les quatre évangélistes qui, à Corsier et à Noville, proclament l'excellence de la foi chrétienne ; comme aussi, dans la modeste église de Montcherand, cette merveille de l'an 1100 qui s'est conservée jusqu'à nos jours : le Christ de gloire byzantin, dominant les douze apôtres, entourant la Vierge. Ailleurs, des vitraux, dont ceux conservés de Chapelle, de Curtilles, de St-Saphorin nous font regretter davantage la disparition des autres.

Aux grandes fêtes, la pieuse paysanne aurait pu encore aller prier dans quelque église de couvent merveilleusement parée — ainsi celle de Romainmôtier — ou bien pousser jusqu'à la cathédrale de Lausanne, mère des églises du diocèse, où tout, les portails et les statues, la rose et les vitraux, les peintures et les tentures, lui eût parlé comme un livre ouvert et bien intelligible [1].

Et non contente d'avoir vu se dérouler les splendeurs de la liturgie, elle aurait pu encore entendre tomber des chaires la parole de vérité, celle que l'évêque du XIIme siècle, saint Amédée, et le provincial des dominicains de France, Jacques de Lausanne, consignaient en leurs sermons naguère réimprimés ; celle que dominicains et cordeliers faisaient alternativement retentir dans la cathédrale, dans les nombreuses églises du pays, à l'Avent et au Carême ; celle enfin qui jaillissait de la chaire rustique qu'avait élevée, au milieu du XVme siècle, en plein champ, près des saules, le curé de Penthalaz, Jean Crostier, et autour de laquelle il réunissait chaque année, le troisième jour des Rogations, non seulement ses paroissiens, mais encore ceux de Cossonay, de Daillens et de Penthaz, pour des « prédication et sermons, disait-il, qui ranimaient le zèle et la ferveur des paroissiens [2] ».

Livre de pierre, bien humain, toujours ouvert.

II. Les écoles rurales.

Cependant, la mère de Villon aurait pu aussi apprendre à lire et à écrire. Il existait, en effet, dans les campagnes, des écoles où l'enfant apprenait à prier et à chanter, à lire et à écrire. Le maître en était le curé, l'école le presbytère, et l'enseignement devait être donné gratuitement aux indigents. Ces règles ecclésiastiques étaient anciennes déjà. Au VIme siècle, saint Césaire d'Arles connaît les écoles rurales. En 818, Hérard, archevêque de Tours, avertit les curés qu'ils ont à tenir de petites écoles pour leurs paroissiens, qu'ils doivent les munir de livres, carnets, et enseigner le comput, c'est-à-dire le calcul [3]. Sans doute, souvent ces ordonnances demeurèrent lettre morte. Mais vers l'an 1000 même, Flodoard parle de l'irrévérence d'un petit garçon

[1] Victor Bourgeois, *La Peinture décorative dans le canton de Vaud.*

[2] Archives cantonales vaudoises (A. C. V.), série Ac. 6, *Registre de l'officialat sous Georges de Saluces*, f° 137. L'évêque autorise, en 1447, l'érection d'un oratoire avec autel mobile, en cet endroit, afin que les paroissiens ne souffrent point de l'inclémence du temps.

[3] Thomassin, *Discipline de l'Eglise*, t. IV, p. 160.

de Gernicourt, en Normandie, qui allait à l'école chez le curé du lieu [1]. Guibert de Nogent, qui écrivait vers 1100, insiste sur l'enseignement dans les campagnes, plus répandu alors qu'il ne l'était dans sa jeunesse [2]. Dans son traité des évêques, le chancelier Gerson prévoit expressément que ceux-ci doivent charger les curés d'assurer l'existence d'écoles dans toutes les paroisses et de veiller à ce qu'elles soient bien conduites [3]. En 1325, l'évêque de Maurienne, Aymon II, passe contrat avec ses diocésains de la vallée de l'Arve pour qu'il y ait dans chaque paroisse un maître apprenant *in moribus et doctrina* [4]. L'ancien archiviste de la Côte-d'Or, Joseph Garnier, a relevé dans ses collections une série de documents du XIVme siècle, attestant l'existence, en Bourgogne, d'écoles rurales [5]. Si, au pays de Vaud, on ne peut affirmer qu'il y en avait de semblables dans les campagnes, c'est simplement parce que la vie intérieure de ces paroisses même nous échappe à peu près complètement. C'est que rien ne venait réglementer les leçons bénévoles du curé ou de son vicaire à leurs jeunes ouailles. Cependant, cette vérité, le chroniqueur Guillaume de Pierrefleur nous la fait très clairement entrevoir lorsqu'il nous raconte ceci : « Le 6me jour du mois d'octobre 1540, mourust à Orbe Françoise Pugin, natifue du village de Baulme, laquelle estoit en son jeune aage une pauvre boiteuse, prenant comme il luy venoit et qu'on lui donnoit pour Dieu. Et ainsi estant, se accoinsta d'un prêtre, homme de bien et son parent, dudit Orbe, nommé dom Jehan Morandin, qui la prinst en sa maison et luy apprinst à lire et à escrire. Et estant ainsi apprise, elle commença à prendre peine de demander et appeller les filles de bonne maison et les apprenoit, et prenoit peine après elles, en sorte qu'elle prist grand bruit et eust le nom d'estre appellée maistresse des filles. Elle tenoit ordinairement à sa table cinq ou six filles des seigneurs gentilshommes estans autour du dit Orbe, comme de Berne, de Fribourg, de Lausanne et d'autre part, qu'elle tenoit avec elle, et estoit en grande réputation de les faire bien à profiter en toutes vertus dont elle acquiert honneur et grâce ; et pour ses vertus elle fut fort plainte [6]. »

De tout ceci, retenons le point de départ : une fille de campagne,

[1] Flodoard, *Histoire de l'Eglise de Reims*, liv. II, chap. 14.

[2] Joseph Garnier, *Chartes communales d'affranchissement en Bourgogne*, introduction, p. 654.

[3] Allain, *L'Instruction primaire en France avant la Révolution*, p. 27.

[4] Gonthier, *L'Instruction publique dans l'ancien diocèse de Genève*, p. 89.

[5] Garnier, *op. cit.*, p. 668-9.

[6] *Mémoires de Pierrefleur*, p. 222 (éd. Verdric), p. 161 (éd. Junod).

pauvre, boiteuse, sans ressources autres que la charité publique ; un prêtre qui lui apprend à lire et à écrire. Pierrefleur ne s'en émerveille point ; c'est chose ordinaire. Ce qu'il relève, c'est l'admirable parti que Françoise Pugin sut tirer des connaissances acquises. Mais le fait essentiel pour nous, c'est que la charité d'un prêtre éclaira la vie et l'intelligence de la pauvre boiteuse.

III. Les écoles de ville.

On aurait d'ailleurs tort d'établir une distinction entre écoles de ville et écoles de campagne, car si l'on a pu considérer au XVIIIme siècle encore Lausanne comme une ville campagnarde, on peut bien penser qu'au moyen âge, en dehors des franchises des bourgeois, on ne distinguait que par une plus grande abondance de population les petites villes du pays de Vaud des villages voisins. Si nous les distinguons cependant, c'est qu'ici les documents deviennent plus nombreux.

Les maîtres d'école apparaissent, en effet, dans les villes vaudoises, dès le XIIIme siècle, c'est-à-dire à l'époque où les documents deviennent plus abondants. Cela ne veut pas dire qu'ils ne datent que de ce temps. Aucun acte ne nous parle de leur institution. Les premiers recteurs des écoles nous apparaissent simplement comme témoins d'un acte notarié quelconque ou sont mentionnés par le notaire, parce qu'ils ont part, quelquefois comme simples voisins, à une vente ou à un échange de terrain. C'est ainsi que Guillaume de Morrens est cité comme *rector scolarum* de Vevey en 1287 [1]. Jean est qualifié d'écolâtre *(scolaris)* de Corbières en 1317 et 1335 [2]. Rodolphe de la Place est écolâtre d'Avenches en 1336, recteur des écoles en 1369 [3]. Gui d'Oyes, prêtre, est recteur de l'école de Grandson en 1345 [4]. Le maître des écoles de Moudon est cité en 1332 ; il doit un cens au comte de Savoie en 1363 [5]. Jean Lagier est nommé recteur des écoles de Romont le 3 avril 1371 [6]. Jean Janin, d'Orbe, est en 1388 recteur des écoles de Morges, et sa femme, Marguerite Buschillie, d'Yverdon, semble être intéressée à l'enseignement [7]. Jacques Mander est maître d'école à Payerne en 1395 [8].

[1] Arch. Vevey, *Hôpital*, layette 6, paquet 1.
[2] A. C. V., Ac. 1, *Rép. des lettres des évêques*, p. 131, et *M. D. R.*, t. XXII, p. 465.
[3] Reymond, *Les anciennes églises d'Avenches*, p. 37.
[4] A. C. V., Communes, Grandson. A. C. V., *Fonds Dumont et A. Moudon.*
[5] A. C. V., *Comptes du châtelain de Chillon.*
[6] A. Turin, *Protocoles ducaux*, t. II, p. 101.
[7] A. C. V., *Titres de l'abbaye du Lac de Joux.*
[8] *Archives Payerne*, titre.

Jean Piften l'est à Lutry en 1400[1]. Pierre Vialet, clerc, recteur des écoles d'Orbe, représente le conseil de ville en 1410 devant le château des Clées, dans un conflit avec Romainmôtier[2]. Jean Mathié, maître es arts, dirige les écoles d'Yverdon en 1409[3]. Les comptes de Cossonay mentionnent en 1418 deux recteurs des écoles, D. Jean Bochardet et Me Nicolas, ce dernier ayant en outre la charge de l'horloge[4]. Me Borcard d'Arbore, clerc, qui testa à Nyon en 1358[5], parait avoir été régent ; le conseil de ville, aidé des cotisations des habitants, sert en 1388[6] la pension du maître d'école. En 1536, Me d'Azier, maître d'école à Aubonne, touche un salaire de 6 livres[7]. Le 1er septembre 1344, le chapitre de Sion nomme le curé de St-Maurice, Pierre de Bex, recteur des écoles de grammaire de Sion et de tout le Valais[8] ; on peut supposer sans témérité que la paroisse de Bex, qui dépendait de l'évêque de Sion, avait alors son école.

De tout ce qui précède, on peut donc déduire avec certitude qu'il y avait au XIVme siècle des écoles dans toutes les petites villes du pays de Vaud. Peut-être la plupart existaient-elles déjà au XIIIme siècle, quoique nous n'en puissions fournir la preuve que pour Vevey. Si nous n'en trouvons pas d'autre mention au XIVme siècle, c'est que les premiers comptes et les manuaux des conseils de ville qui nous ont été conservés ne datent guère que de la fin de ce siècle, et que, d'autre part, l'école eut souvent un caractère absolument privé qui l'exclut des documents officiels. Il en est autrement au XVme siècle, où les mentions deviennent à peu près partout plus abondantes.

A ce moment, en effet, on voit que la plupart des maîtres d'école relèvent directement des conseils de ville qui les nomment. Ainsi, à Lausanne — dont nous parlerons séparément — à Nyon, à Morges, à Yverdon, à Vevey, à Payerne, à Aubonne, à Moudon, etc. Nous ne voyons guère d'exception qu'à Lausanne, au quartier de la Cité, où la nomination est du ressort du Chapitre ; peut-être à Cossonay, où le seigneur, qui est le comte de Savoie et paie une partie de la pension

[1] A. C. V., Archives de Loys 3702.
[2] *M. D. R.*, t. III, p. 704.
[3] Crottet, *Histoire d'Yverdon*, 129.
[4] *M. D. R.*, t. V, *Chronique de Cossonay*, p. 57.
[5] A. C. V., *Prieuré de Nyon ;* peut-être aussi fut-il notaire.
[6] *Comptes de Nyon.* On voit, d'autre part, la confrérie du Saint-Esprit de Nyon faire de temps à autre un don au maître d'école.
[7] Dupraz, *Cathédrale*, 320.
[8] *M. D. R.*, t. XXXII, p. 587.

du maître, exerce vraisemblablement un droit de patronage, et à Romont. Le cas est ici singulier. Nous avons un acte du 3 avril 1371 [1], par lequel Jean Maréchal, clerc de la chapelle de la comtesse de Savoie, donne les écoles de Romont à Jean Léger, clerc, sous redevance annuelle ou cens de 4 florins d'or ; mais, suivant un compte du châtelain de Moudon, de 1364, cette redevance aurait été due, non pour les écoles mêmes, mais ensuite d'un abergement fait autrefois par Louis de Savoie, c'est-à-dire la cession d'une maison, peut-être la maison d'école. D'autre part, en 1483, la cour des comptes de Chambéry exigeait, pour la nomination du maître d'école, une patente du duc, mais le conseil de Moudon ne tint pas compte de cette exigence et procéda lui-même au choix et à l'installation [2].

Les recteurs des écoles paraissent avoir été indifféremment des ecclésiastiques ou des laïques. Il semble cependant que les conseils de ville aient eu de la préférence pour les laïques. Sur leur valeur intellectuelle, les comptes d'Yverdon montrent que le conseil de ville allait volontiers les chercher au collège de Dôle et qu'ils devaient être bacheliers ; ainsi, en 1422, en 1431, en 1436 ; en 1431, le conseil paya la dépense de maître Jean Mouget, recteur des écoles, qui était allé à Dôle passer son examen de bachelier [3]. Ce titre était autrefois donné, en France, à quiconque avait fait avec succès deux ans d'université à Paris ou en province, de collège à six maîtres au moins, et il fallait en outre avoir fait trois ans de logique [4].

Les villes vaudoises se disputaient manifestement les meilleurs maîtres. C'est ainsi que Jean Mouget, du diocèse de Sens, que nous venons de voir à Yverdon, passa à Lausanne. De même Nicolas Gléresse qui, en 1527, quitta Payerne où régnait la peste pour aller se fixer à Lausanne. La liste des maîtres d'école que nous avons pour le XIVme et le XVme siècle, montre d'ailleurs que la majorité des maîtres étaient du pays même : on en peut déjà juger par les quelques exemples que nous avons cités.

Il y eut, sans doute, à cette époque des maîtres de valeur et d'influence très différentes. Plusieurs jouent un rôle important dans leur commune. Nous avons vu, en 1410, le recteur des écoles d'Orbe, Pierre Vialet, représenter la ville dans un procès. Régent retraité, Jean de Barbasia fait, à Lausanne, fonction de secrétaire de

[1] A. Turin, *Protocoles ducaux*, t. II, p. 101. « En raison d'un privilège concédé ».
[2] Ch. Gilliard, *Moudon*, p. 643.
[3] Crottet, *Histoire d'Yverdon*, p. 129-130.
[4] J. Garnier, *Introduction aux chartes communales de Bourgogne*, p. 671.

ville [1]. A Moudon, le recteur Claude Favre est admis, en 1525, au nombre des bourgeois, et trois ans après il est nommé syndic de la ville. Au surplus, deux ou trois autres exemples, pris aussi à Moudon, nous feront mieux pénétrer dans la mentalité de ces maîtres d'école.

C'est tout d'abord le testament de Guillaume Depierre, originaire de Murs, près d'Annecy, au diocèse de Genève. Il avait débuté à Romont et s'était fixé ensuite à Moudon où il testa le 6 mai 1489, jeune encore, faisant de son père son héritier et chargeant le clergé de Moudon de ses funérailles et d'un anniversaire, en vue desquels il donna une somme de 26 florins, une tasse d'argent pesant un marc et diverses créances dont le détail est intéressant : « Je donne, dit-il, 12 florins sur une tasse d'argent fin que j'ai en gage de Claude Gaule, de Moudon, y compris le salaire dû pour l'écolage de son fils ; 3 florins que me doit la femme de Nicod Narpaud sur son bon tissu ferré d'argent ; 3 florins dus par la femme de Thomas Meystre — le fils du maître d'école qui l'avait précédé — sur un écu d'argent ; 4 florins sur trois livres que m'a engagés le même Thomas Meystre ; 3 florins que me doit le trompette (trompeta) sur une chaîne d'argent fin et une trompette d'or, le tout pesant trois onces d'argent ; 8 florins que j'ai dans ma bourse ; 8 florins que me doivent Jacques de Billens et les seigneurs et bourgeois de Romont, suivant une cédule que j'ai dans mon arche (coffre) — il s'agit sans doute d'arrérages de pension ; — 4 livres 10 sous que me doit François Nyton pour mes gages, alors qu'il était gouverneur de Romont ; 24 sols que me doit Claude Delacour pour l'enseignement de ses enfants ; 20 sols dus par Rodolphe Chatelan, 22 par Antoine Planchet, 6 par Rolet Charmet, 5 par Pierre de Bullo, 9 par François de la Râpe et sa mère ; 4 livres que me doit Pierre Ensis comme gouverneur de Moudon pour mes gages, plus un florin pour l'écolage de son fils et 3 sols que j'ai prêtés à son fils, et pour lesquels j'ai en gage, dans mon coffre, un texte du *Philosophe* d'Aristote en parchemin ; 40 sols que me doivent Pierre de Saint-Germain et Claude Gaule, gouverneurs de Moudon, pour mes gages de la présente année ; 54 sols dus par Jean Maillardoz, donzel de Rue, pour l'enseignement de ses trois neveux qui ont été en chambre chez moi pendant trois quartans ou trimestres, moins 4 sols qu'il m'a donnés en sa maison ; 4 florins que me doit François Alamand pour l'enseignement de ses

[1] La ville lui paie, en 1440, la somme de 3 sols 6 deniers, pour avoir rédigé une supplique à l'évêque.

fils, à charge de lui rendre un *Catholicon* que j'ai dans mon arche ; 3 florins de Pierre Derriar pour l'instruction de ses fils à Romont ; 3 florins de François Ramel de Moudon, pour la même raison ; 3 florins que me doit noble Girard de Vuippens, pour l'instruction de ses enfants ; 13 florins dus par noble Pierre de Prez *(Prope)*, châtelain de Bulle, tant pour la table *(commensalitate)* que pour l'écolage de ses fils ; 18 sols dus par Pierre Grimyon pour l'écolage de son fils à Moudon ; 9 sols dus par Rodolphe de Saint-Germain et 7 par Jean Aubert de Romont pour la même raison. » Guillaume Depierre termine par la donation au clergé de sa maison, de son mobilier et de tous ses livres, qu'il n'énumère malheureusement pas, mais qu'il évalue à 18 florins, soit à environ 1100 francs de notre monnaie [1]. Tout compte fait, on voit qu'il lui était dû, par les gouverneurs de Romont et de Moudon, ainsi que par divers particuliers, une somme de 102 florins, soit plus de 6,000 francs, pour arriérés d'écolage. Le châtelain de Bulle lui devait à lui seul près de mille francs.

Guillaume Depierre fut remplacé comme recteur des écoles de Moudon par maître Jean de Chardonet, maître es arts, du diocèse d'Autun. Celui-ci venait d'Yverdon où il avait épousé, en 1491, Marguerite, fille d'un bon bourgeois de cette ville, Henri Vulliemin. Le contrat de mariage, du 10 avril 1491 [2], porte que ce dernier lui fait une dot de 30 livres — 3000 francs — auxquels l'époux ajouta l'augmentation habituelle de 15 livres. Le père lui promet en outre deux vêtements de drap de couleur, deux jupes *(gonetti)*, une *coître* (édredon), un oreiller, une couverture, douze draps, douze aunes de serviettes et autant de nappes. La ville de Lausanne voulut retenir Jean de Chardonet comme maître de ses écoles, mais il préféra se fixer à Moudon. Les deux villes se le disputèrent. Chardonet est déjà à Moudon en 1499 [3]. Lausanne l'engage l'automne suivant [4], le garde trois ans, mais en 1504, Chardonet est de retour à Moudon.

Le 11 octobre 1506 [5], « égrège et de grande prudence, maître Jean de Chardonet » achète à Moudon, au Plan Borget, pour le prix de 400 florins (24,000 francs), une maison entre Broye et rue. C'est là

[1] Archives de Moudon, acte rédigé par le notaire Nicod Vucherens, levé par Louis Brunet, scellé par l'official de Lausanne.
[2] Archives de Moudon.
[3] *M. D. A.*, t. XXXV, p. 194.
[4] Archives de Moudon.
[5] Archives de Moudon.

qu'il mourut, moins de dix ans plus tard. Le 8 mai 1520, sa veuve Marguerite fait partage avec ses enfants : Jean qui est prêtre en 1523, Nicolas, et Antoine qui est mineur, ainsi qu'avec Jean Bonjour, chirurgien à Fribourg, qui avait marié sa fille Catherine, défunte, laissant une enfant. Au fils aîné, elle remet une partie de la maison, au gendre une autre, à Marguerite et Antonie une dernière part, à l'un ou à l'autre des jardins, des plantages et des créances.

Nous ne savons pas ce que sont devenus ces divers enfants. Mais voici le testament de Thomas Meystre, le fils du maître d'école qui avait précédé Guillaume Depierre. Il est du 7 juin 1482 et il est intéressant à d'autres titres. Il élit sépulture dans l'église Saint-Etienne, près du pilier de Sainte-Marie-Madeleine. Il lègue, entre autres, une vigne au collège des Innocents de la cathédrale de Lausanne — où il avait sans doute été élevé —, afin qu'ils prient pour que Jésus ait pitié de lui, et aussi à son intention actuelle, de lui vivant. Il donne sa maison à Moudon au clergé de la ville. Le prix en servira pour deux anniversaires, l'un, le jour de la translation de saint Nicolas, avec vigiles et messe de *requiem*. Ce jour-là, dit-il, le clergé devra en outre aller au mai (*ire ad mayum*), à l'endroit accoutumé, apporter là une coupe de vin, mesure de Moudon, six pains blancs, de ceux qu'on vend sur le pont de Moudon, trois quartiers de fromage ordinaire ; distribuer ces provisions entre chapelains, clercs du chœur et les manger et boire. Après cela, dire un *De profundis* pour l'âme du testateur et celle de son père, ancien recteur des écoles, pour perpétuer la mémoire de celui-ci. Le deuxième anniversaire devait se célébrer à la Saint-Denis devant l'autel où il avait élu sépulture [1].

IV. Les conditions d'enseignement.

Maintenant que nous connaissons le corps enseignant et son entourage, nous pouvons mieux nous rendre compte des conditions dans lesquelles il remplissait son office.

Dans la plupart des cas, la ville donnait le local. A Lausanne, comme nous le verrons plus loin, ce fut d'abord dans une maison louée, puis dans une autre que la commune acheta. Il en fut de même à Yverdon ; la ville louait, en 1422, la maison de Girard Robin pour 4 livres 6 sols, 640 francs environ ; elle acheta, en 1449, la maison des

[1] Archives de Moudon.

enfants du donzel Humbert de Colombier, y disposa une chapelle et la munit d'une tour avec une cloche [1]. A Orbe, on louait, en 1430, la maison de Girard Lamberczon, en 1459, celle de Nicod de Lavigny, à raison de 3 livres et plus par an [2]. A Payerne, l'école était propriété de la ville en 1525 [3]. A Moudon, la ville possédait également la maison d'école, au Coudoz, adossée aux remparts, entre la rue et la Merine [4]. A Moudon, comme on l'a vu dans le testament de Guillaume Depierre, le recteur avait sa maison particulière et y tenait des pensionnaires. A Payerne, au contraire, il est logé dans la maison d'école ; en 1460, le recteur Jean Sauciget confesse avoir reçu de la ville, pour mobilier, une *coître* (édredon), un duvet, une couverture, un pot et d'autres objets ; en 1517, le Conseil de ville achète pour lui cinq formes de lit [5].

A Yverdon, Me Matthieu Barthélemy s'engage le 22 février 1442 à régir les écoles pendant trois ans. Il loue une maison à la veuve de son prédécesseur Me Jean de Supto et une maison voisine pour 6 livres, et la ville lui donne en compensation la même somme, plus un lit garni provenant de l'hôpital.

Le salaire des maîtres variait, aussi bien que les conditions du logement, suivant les localités. A Lausanne, à Payerne, à Yverdon, à Cossonay, à Orbe, le maître touchait tout d'abord une pension de la ville, qui variait de 5 florins à Cossonay [6] à 18 à Lausanne, soit de 300 à 1,100 fr. A Moudon, les deux maîtres d'école touchaient 7 livres en 1407, 10 livres en 1411, soit 1,000 fr. Plus tard, le régime fut modifié, car on donne 10 florins en 1520 au premier maître, Claude Favre, et 4 florins au second maître, Jean Crespi [7]. Il faut ici dire que la pension de la ville ne servait qu'à compléter la finance d'écolage perçue des parents et était modifiée suivant les circonstances. A Lausanne, dès 1467, la ville ne paya plus rien ; les deux maîtres ne reçurent plus d'elle que la jouissance d'une maison d'habitation, mais les écolages furent augmentés. En Bourgogne, au revenu en argent s'ajoutait un casuel en nature : le maître avait des gratifications en fèves, en poissons, en vin, et même en violettes pendant le carême ; il pouvait aller

[1] Crottet, *Histoire d'Yverdon*, p. 129-130.
[2] *Revue historique vaudoise* 1912, p. 39.
[3] Reymond, *A travers les vieux comptes de Payerne.*
[4] Archives de Moudon, *Titres.*
[5] Archives de Payerne, *Registre A.*
[6] *M. D. R.*, t. V, *Chronique de Cossonay*, p. 57.
[7] Archives de Moudon, *Comptes.* Voir Ch. Gilliard, *Moudon.* L'écolage était de 1 denier (70 c.) en 1513 ; ce qui doit sans doute s'entendre par semaine.

« grumer » les noix, pendant la vendange, pour la cassée ; et portait, dans les maisons, de l'eau bénite et en tirait finance [1]. Les documents nous manquent pour dire s'il y avait des avantages semblables chez nous.

Nous ne connaissons chez nous qu'un contrat d'engagement. C'est celui, passé le lundi après la Fête-Dieu, 9 juin 1449 [2], par Jean de Trevaul, recteur de la commune de Payerne, avec Etienne de Villette, recteur des écoles du dit lieu. On y lit que ce dernier s'engage sur tous ses biens à régir les dites écoles et études en un local bon et convenable, pour le temps de trois ans. Il devra apprendre aux écoliers l'alphabet pour le prix de 8 sols (40 fr.) par an, les sept psaumes de la pénitence pour 10 sols, les auteurs et la doctrine pour 12 sols (60 fr.) et compléter les notions de droit données par Jean Rossel, alias Mascot, d'Estavayer. Le gouverneur de Payerne s'engage, d'autre part, au nom de la communauté, à lui verser 8 florins par an. Ces renseignements complètent ceux fournis par le testament de Guillaume Depierre, et ce que nous savons des écoles de Bourgogne vient encore à l'appui.

A Payerne, comme nous venons de le voir, il y avait trois degrés. Les enfants du premier degré apprenaient l'alphabet. Il faut entendre par là, non seulement qu'ils savaient lire, mais encore écrire et compter et avaient des notions sommaires de grammaire. En Bourgogne, le maître faisait lire par chaque écolier le morceau inscrit sur une tablette ou un modèle tracé sur les murs de l'école [3]. Un sermon représente les écoliers ayant leur alphabet attaché à la ceinture, de peur qu'ils ne le perdissent en chemin [4]. Au XIIIme siècle, un chancelier de la cathédrale de Paris, Pierre de Poitiers, avait imaginé de créer des graphiques sur peau ou parchemin, que l'on pendait aux murs des classes comme des cartes géographiques. On y voyait représentées, en tableaux schématiques, les histoires de l'ancien et du nouveau Testament, et, en forme d'arbre généalogique, des catalogues de connaissances scientifiques et même des catalogues de vertus et de vices [5]. Ces tableaux se répandirent très rapidement en France, et l'on peut bien penser qu'ils n'étaient point inconnus chez nous. L'enfant écrivait, non sur du papier, trop coûteux, mais sur du sable fin ou une ardoise ; le calcul s'enseignait par jet, soit au moyen de petits cailloux.

[1] GARNIER, *Introduction*, p. 669.
[2] Archives de Payerne, *Registre A*, 6.
[3] GARNIER, *Introduction*, p. 669.
[4] LECOY DE LA MARCHE, *La Chaire chrétienne au moyen âge*, p. 464.
[5] *Histoire littéraire de la France*, t. XVI, p. 488.

Les écoliers payernois du second degré apprenaient les sept psaumes de la Pénitence, comme ils les apprirent encore sous le régime bernois. On leur donnait par ce moyen la connaissance du chant et du latin. Enfin, les plus avancés connaissaient *de actoribus et doctrinale*, avec des éléments de droit. La possession, en mains de pères de famille de Moudon, du *Philosophe* d'Aristote et d'un *Catholicon*, qui était une forme d'encyclopédie, le confirme. En fait, nous nous trouvons en présence d'un véritable enseignement secondaire. En Bourgogne, on employait volontiers le *Doctrinale puerorum* d'Albert de Villedieu, qui s'occupe des irrégularités et anomalies grammaticales, de la syntaxe, de la prosodie des poètes latins, des formes de lettres et des principes de calcul ; c'était un véritable manuel. Ailleurs, on se servait d'un manuel semblable, le *Donnest* ou *Donatus*. D'autres manuels encore, les *Summulae*, très courants, enseignaient la logique et la doctrine [1].

Nous nous trouvons ainsi, à Payerne, en présence d'un cycle très étendu d'études, allant du primaire au secondaire, et il est manifeste que l'établissement d'Etienne de Villette est l'ancêtre du collège actuel. Qu'il en sortît des élèves très cultivés, cela est incontestable. Un seul exemple. Le 9 avril 1499, l'évêque et comte d'Ivrée, Nicolas Garillat, qui était originaire de Joulens-sur-Morges, déclara fonder, édifier et doter une chapelle dans l'église de Morges, parce que, dès ses plus tendres années, il avait été instruit dans les écoles grammaticales de cette ville : *in qua villa a suis teneris annis et in scolis grammaticalibus nutritus*. Ces écoles de grammaire sont, ici encore, l'origine du collège de Morges [2].

Dès la plus tendre enfance, dit l'évêque. C'est qu'il semble bien établi qu'on allait à l'école de très bonne heure, dès l'âge de cinq ans. Sans doute, tous n'en profitaient pas au même degré. L'enseignement n'était pas obligatoire et le moyen âge fut peut-être la période de l'histoire où la fantaisie individuelle se donna la plus libre carrière. L'enfant est d'humeur vagabonde ; les parents s'en servent pour l'usage domestique ou pour l'atelier. Cela est de tous les temps, et si aujourd'hui un contrôle sérieux, avec sanctions, n'astreignait pas l'enfant à l'école, nos classes se dépeupleraient bien vite. Aussi ne jetons pas

[1] De Beaurepaire, *Recherches sur l'Instruction publique dans le diocèse de Rouen ;* Léopold Delisle, *Etudes sur l'agriculture en Normandie ;* J. Garnier, *Introduction aux chartes communales de Bourgogne ;* Prévost, *L'Eglise et les campagnes du moyen âge.*

[2] Archives de Morges.

trop la pierre à nos ancêtres illettrés, et cela d'autant moins que le manque de lettres n'implique pas nécessairement le manque d'éducation, et que si l'ouvrier du moyen âge laissait aux clercs le soin des écritures, il n'en était peut-être que mieux rompu à son métier, et le commerçant n'était certes pas ignorant de la manière de compter. Pour en juger, il n'y a qu'à lire les précautions que prend le *Plaid général*, c'est-à-dire le coutumier lausannois, pour éviter les fraudes.

Au surplus, l'enfant n'apprenait pas seulement à l'école à lire et à compter. L'écrivain allemand Janssen [1] a eu en mains une série de livres de morale où on lit des choses intéressantes. « Il faut envoyer de bonne heure les enfants à l'école de maîtres estimables, écrit Dederich Cœlde, en 1470, afin qu'ils y soient formés au respect, qu'ils n'apprennent pas de vilaines choses dans les rues et ne commettent pas de péché. Les parents ont grand tort qui ne consentent point à ce que leurs enfants soient punis par le maître d'école lorsqu'ils font mal. » Un autre auteur, Sébastien Brant, dit aux parents : « Quand on n'envoie pas les enfants à de bons maîtres, ils grandissent pour toute espèce de mal et deviennent des blasphémateurs, des joueurs et des débauchés. Le commencement, le milieu et la fin d'une vie honorable, c'est une bonne éducation. » Un opuscule, paru en 1408, spécifie : « Les maîtres d'école doivent enseigner aux enfants la doctrine chrétienne et les commandements de Dieu et de l'Eglise. Ils doivent suppléer à tout ce que les pères de la doctrine (les prêtres) ne peuvent suffire à faire dans les sermons et autres instructions spirituelles, et leur venir en aide. »

Et nul n'a mieux parlé des devoirs des enfants envers les maîtres que le chapelain Jean Wolff, qui écrivait en 1478 « qu'on doit aux instituteurs le même respect, le même amour, la même obéissance qu'à ses parents selon la chair », et qui ajoutait : « Le maître qui t'a instruit pendant tes jeunes années est devenu ton père spirituel par les soins de l'instruction qu'il t'a donnés. Son enseignement ne saurait être payé avec de l'or et de l'argent, parce que ce qui a rapport à l'âme est infiniment plus élevé et plus noble que ce qui a rapport au corps. L'argent que l'instituteur a reçu pour t'avoir instruit a été depuis longtemps dépensé pour les besoins de son existence, au lieu que toi, pendant dix ans, vingt ans, cinquante ans peut-être, tu liras, tu écriras, tu profiteras de ce qui t'a été enseigné [2]. »

[1] Janssen, *Histoire de la Réforme en Allemagne*, t. I, p. 19, 20, édition française.
[2] Janssen, *op. cit.*, 19-20, 2.

Nous n'avons parlé jusqu'ici que des instituteurs. Nous avons vu par l'exemple de Françoise Pugin, à Orbe, qu'il existait aussi des écoles de filles. Très anciennement, l'Eglise ordonnait la séparation des sexes à l'école. En 889 déjà, l'évêque de Soissons dit que les prêtres ne devront jamais recevoir des jeunes filles dans leurs écoles pour les enseigner avec leurs écoliers [1]. Des maîtresses d'école sont citées en Bourgogne, en 1378, à Châtillon-sur-Seine ; en 1398, à Auxerre ; en 1446, à Dijon [2]. On voit en Allemagne aussi des écoles de filles [3]. Mais les documents vaudois nous manquent pour en parler plus amplement que ne l'a fait le Guillaume de Pierrefleur. Son témoignage est d'ailleurs suffisamment caractéristique.

V. Les écoles primaires de Lausanne.

Le quatrième Concile de Latran, en 1179, avait ordonné que, dans chaque ville épiscopale, il y eût un maître qui enseignât gratuitement aux pauvres clercs. Dans une enquête, vers 1227, on examina la question de savoir si l'évêque de Genève, Aymon de Grandson, avait appliqué cette prescription. On trouva qu'il y avait bien à Genève un maître d'école, mais qu'il tirait argent de ses élèves [4]. Qu'en était-il à ce moment à Lausanne ? Nous ne savons. Un acte du Cartulaire de Notre-Dame se rapporte à un Adalbert, *scolasticus*, qui vivait au XIme siècle [5], mais nous ne savons rien de son activité, et il était sans doute simplement l'écolâtre de la cathédrale.

On serait tenté d'identifier le *scolasticus* et le *rector scolarum* avec le *scriptor* laïque qui apparaît à Lausanne, dès la fin du XIIme siècle. Jean, *scriptor*, clerc, signe en 1199 [6] un acte immédiatement après les chanoines et avant les laïques, dont le premier est Louis, sénéchal. C'est donc un personnage important. Nicolas Jusiana remet, en 1209 [7], à Etienne de Bouvenens une part de la prébende qu'il tient du Chapitre pour ses services, et l'un et l'autre sont de ces écrivains. Nous disons écrivains, précisément parce que nous croyons qu'il s'agit,

[1] Du Cange, *Glossarium*, art. *scholarii*.
[2] Garnier, *Introduction*, p. 662.
[3] Janssen, *op. cit.*, p. 21.
[4] *M. D. G.* t. VII, p. 350, et *Regeste genevois*, n° 634.
[5] Cart. laus., p. 376, et Reymond, *Dignitaires de l'Eglise de Lausanne*, p. 253.
[6] A. C. V., CV^a^, 7.
[7] A. C. V., CV^a^, 307.

en réalité, de scribes. Nicolas nous paraît avoir calligraphié, superbement d'ailleurs, les actes émanant du Chapitre, dès 1282. Ce scribe avait sa boutique entre la cathédrale et l'évêché. Elle avait été élevée en 1235, comme *scriptorium*, par Pierre Eliot, à l'endroit même où, précédemment, Pierre d'Arraz avait confectionné des verrières pour l'église[1]. En 1352, la maison du *scriptor* Jean était séparée par la maison de Mermet Mercier d'Aubonne de la grande porte d'entrée de l'Evêché. Mais rien n'indique qu'il y eût là l'école[2]. En 1360, on parle de feu Me Jean Henri, mercier et *scriptor*[3]. Le dernier *scriptor* connu, Jean, était mort en 1384, laissant une veuve, Jeannette, qui testa en cette année, demeurant à la Cheneau de Bourg, et voulant être enterrée dans l'église St-Pierre en la tombe de son mari[4].

C'est à ce moment, dès 1377, que commence la série conservée des comptes de la ville de Lausanne, et ils mentionnent, dès le début, non pas le *scriptor*, mais le *rector scolarum*. Les mentions de ces comptes ont été publiées par M. Ernest Chavannes dans ses extraits des *Manuaux du Conseil* de la ville de Lausanne[5]. Relevons seulement qu'ils ne parlent que de l'école de la ville inférieure. Le quartier épiscopal de la cité avait son école particulière qui relevait directement du Chapitre. En 1446, l'évêque Georges de Saluces nomma chapelain à la chapelle St-Nicolas, à l'Evêché, Thomas Provanes, *scolaris civitatis lausannensis*[6]. Le 24 janvier 1457, le Chapitre admit Jacques Bossel comme recteur des écoles de la Cité, en lui imposant un service au chœur[7]. C'est peut-être à ce quartier que se rapportent deux actes de 1383, l'un du 8 mai, par lequel Mermet Cuenat reconnaît devoir 7 florins à Me Guillaume de *Stano*, recteur des écoles ; l'autre du 17 juin, par lequel celui-ci fait règlement avec Me Pierre Simon de Fribourg, recteur d'école de Lausanne, qui reconnaît lui devoir 10 livres, 1,000 fr., peut-être à raison d'un transfert de mobilier[8]. Les comptes de la ville inférieure mentionnent, en effet, à cette date, un autre recteur, Me Nicolas Vinier. En 1505, Pierre Dumur, recteur des écoles et maître ès arts,

[1] Cart. laus., p. 621.
[2] A. C. V., CV[a], 933.
[3] En 1344, clerc de la curie de Lausanne.
[4] A. C. V., *Minutaire G. Daux*, 70.
[5] *M. D. R.*, t. XXXV, p. 189-197.
[6] A. C. V., Ac. 6, *Actes de l'officialat*, p. 164.
[7] Evêché de Fribourg, *Manuale capituli*, p. 37.
[8] A. C. V., *Min. G. Daux*, 25 et 28. Le recteur des écoles de la cité reçoit 6 livres du conseil en 1395 (A. V. Lausanne, compte de la cité).

qui revêt l'habit de la cathédrale [1], nous paraît aussi appartenir à la Cité.

L'école de la ville inférieure était primitivement installée dans la maison d'Etienne Roncignyoz, 1429-1433, puis à la rue Madeleine, dans une maison, propriété de François de Russin et de Nicod de Prez. La ville paya, de 1436 à 1449, neuf livres par an pour la location de cette maison où l'on voit que le régent, Me d'Arnoulphi, était logé avec son prédécesseur, Guillaume Badraud [2]. Mais bientôt la ville voulut être dans ses meubles. Elle paie encore, en 1454, une redevance spéciale de 4 florins à Me Jean Wagnière *(Lucrator)*, recteur des écoles, pour location de sa maison, la « maison d'école n'étant pas achevée », mais ce poste disparaît, dès lors, des comptes. Dès 1440, la ville avait affecté à l'école une maison achetée en 1412, de Guillaume Clément, pour 20 florins d'or et située derrière l'église et l'hôpital St-Jean [3]. Elle y faisait faire, en 1440, pour 6 florins, des réparations à la chambre chauffée *(stupa)* et à son fourneau, à la cuisine et aux escaliers, faisant verrouiller mieux portes et fenêtres. En 1452, cette maison d'école fut agrandie ensuite de l'achat d'un terrain voisin appartenant à Pierre d'Ecublens. Les comptes de l'année enregistrent cette acquisition pour 12 livres 12 sols, une somme de 20 livres payée aux maçons qui eurent à refaire la maison, une autre, de 7 livres environ, pour la réfection du fourneau — par le *quetalerio* Guillaume Ravat et les maçons — entre la cuisine et la chambre chauffée, la réfection de trois chambres. En tout 4 ou 5 mille fr. de dépenses. C'est là que fut installée définitivement l'école, au confluent du Flon et de la Louve, à l'endroit même où se trouve maintenant la maison Odot, place Centrale. Après la Réforme, on transporta l'école au couvent de St-François, et l'on transforma la maison d'école de St-Jean en grenier pour les pauvres.

Les comptes de la ville inférieure nous font connaître les noms des maîtres d'école et ce qu'ils touchaient de la communauté. En 1381-1384, Me Nicolas Vinier reçoit 4 livres et 4 sous, ou 7 florins, par an ; on lui paie, en retard, trois années à la fois. La même pension est accordée à ses successeurs : Pierre, en 1398 ; Jean Sottens et Pierre Thomasset, ensemble recteurs des écoles en 1401 ; Léon de

[1] Dupraz, *Cathédrale*, p. 324.
[2] *Comptes de la ville inférieure.*
[3] *Bibl. cant. vaud.*, F. 1062, f. 65, et A. V. L., *Comptes de la ville inférieure.*

Roche et Jean Légeret, en 1407-1409 ; Nicolas Dortavaux, en 1411 ; Jean de Barbasia, avant 1426. En 1428, Mᵉ Duncard reçut 8 florins, soit un de plus que par le passé. Il partit, et la ville donna 10 florins à Jean Mouget qui le remplaça (1429-1432) et venait d'Yverdon. En 1433, même salaire à Mᵉ Jean et à Guillaume Badraud. Mais, en 1437, ce dernier, qui avait pris la tête de l'école, est remplacé par Mᵉ Jean d'Arnoulphi que deux conseillers étaient allés chercher à St-Jean de Maurienne et auquel on donna 13 florins. Jean de Regny apparaît l'année suivante. Enfin, en 1452, est nommé recteur des écoles de Lausanne D. Jean Wagnière, chapelain à la cathédrale et curé de Crissier, qui demeura en fonctions pendant vingt-cinq ans, avec un adjoint ou un autre.

On voit, par ce qui précède, quel était le régime financier. Deux maîtres, habitant une maison de la ville à côté de l'école, recevant de la communauté une pension globale qui, dès 1452, est de 9 livres ou 15 florins, soit 900 fr., somme à laquelle il faut ajouter des écolages dont nous ne connaissons, pour l'époque, ni le taux, ni l'importance ; de même, nous ne savons pas dans quelle proportion ces revenus se répartissent entre les deux maîtres. En 1467, changement de régime. Les gouverneurs de la Ville inférieure, Jean Griset et Jean Perrin, passent, le 1ᵉʳ juin, un accord avec les deux maîtres, Jean Wagnière et un autre Jean, précédemment à Moudon. Ceux-ci s'engagent pour trois ans à diriger les écoles de la Ville inférieure, suivant les règles accoutumées, avec probité et fidélité. La ville leur donne l'usage de la maison touchant l'école. Ils y tiendront les élèves *(scolares)* avec les servantes *(camcristaes)*. Ils ne toucheront rien de la ville, mais recevront 8 sols par an de chaque élève du cours inférieur, et 12 sols de chaque écolier du cours supérieur. Cet acte précise donc que l'enseignement se donnait à deux degrés. A Payerne, il y en avait trois, mais les élèves du troisième degré étaient ceux qui, à Lausanne, fréquentaient le collège des Innocents, dont nous reparlerons. Il y a donc équivalence, et nous pouvons en conclure que l'enseignement primaire se répartissait en deux classes, au programme sans doute bien moins compliqué que ce n'est le cas aujourd'hui. Quant au salaire des maîtres, si nous partons de l'idée que chaque classe avait 50 élèves, et ce n'est pas excessif, nous arriverons à cette conclusion qu'en outre de l'habitation gratuite, le premier maître touchait 50 florins, soit 3000 fr. et le second 34 florins, ce qui, ajouté à des redevances en nature impossibles à déterminer, constituait certainement un traitement convenable.

Dès lors, l'indication des maîtres d'école disparaît des comptes de la ville. Mais dans les Manuaux du Conseil sont enregistrées de nombreuses nominations de maîtres, faites dans la règle pour trois ans : Jean Wagnière et François Factat en 1472 et 1475 ; Antoine de Sergey, maître ès arts, de Jussy (Genève), en 1477 ; Girard Aimot, maître ès arts et bachelier ès lois en 1481 ; Enguerrand de *Poteria*, d'Evian, en 1491-2 ; Nicolas Busi 1496 ; Etienne Vonet, maître ès arts, qui alla à Moudon en 1497 ; Pierre de Croix, qui venait d'Orbe, en 1498 ; Jean de Chardonet, en 1500, celui-là même que nous avons vu à Moudon ; Me Sautillon, en 1503 ; Hugonin Brunet et Guillaume Grossard, en 1504 ; Me de Cabanis en 1510, Nicolas Gleresse, en 1527, lequel venait de Payerne.

Les documents lausannois ne nous fournissent pas de renseignements particuliers sur l'enseignement qui se donnait aux écoles. C'était évidemment le même qu'à Payerne et ailleurs, et ce qui vaut pour les autres localités du pays vaut pour ici. Ajoutons que les écoliers connaissaient la douceur des examens, car, en 1486, on voit les maîtres d'école de Vevey, de Payerne et d'Estavayer fonctionner comme experts des élèves du maître de Romont [1]. A Nyon, les « écoliers non tonsurés », qui chantaient à l'église avec les « clercs mariés ou célibataires », réclamaient avec eux, en 1455, du prieur de St-Jean, un dîner les veilles de Noël, de Pâques, de Pentecôte et de la Toussaint, ainsi que le dîner et le souper le jour même de ces fêtes [2]. Mêmes prestations à Moudon [3].

Notons encore que toute trace de la vie primitive des écoliers lausannois n'a pas entièrement disparu. Il existait en Allemagne une coutume assez curieuse. Certain jour d'été, maîtres et élèves, accompagnés de parents, se rendaient au bois voisin pour y faire eux-mêmes une ample provision de verges. On rentrait en procession, et les élèves chantaient allégrement :

Vous, nos pères, vous, nos petites mères,
Regardez, voici que nous rentrons
Chargés de bois de bouleau.
Il nous sera très utile
Et nullement dommageable.

[1] P. Apollinaire, *Dictionnaire des paroisses catholiques du canton de Fribourg*, t. X, p. 434.
[2] A. C. V., *Prieuré de Nyon.*
[3] Archives de Moudon, *Titres.*

Votre volonté et l'ordre de Dieu
Nous ont contraints de porter nous-mêmes
Nos propres verges
Avec un joyeux courage [1].

La procession terminée, une fête réunissait les enfants. Il y avait jeux, exercices de gymnastique, des couronnes étaient décernées aux meilleurs. N'est-ce point ici, verges en moins, l'origine lointaine de nos fêtes du Bois?

Puis, jusqu'au XIXme siècle, les enfants lausannois ont conservé la fête du 1er mai, et elle existe encore aujourd'hui dans le canton de Fribourg, à Estavayer. On allait chercher du mai, de la verdure, à Sauvabelin. Les Maïenzettes, le front couronné de rameaux fleuris, escortées de jeunes garçons, s'en allaient de maison en maison, en chantant, et quêtaient quelques sous pour une ronde et une fête finale. L'écrivain J.-B. Vullyamoz, vers 1760, donne encore cette coutume comme usuelle à Lausanne de son temps [2], quoiqu'elle ait été blâmée en 1566 par Berne.

Enfin, il reste aux Lausannois la Saint-Louis. Le cosmopolitisme du XXme siècle la fait disparaître ; les nouveaux quartiers l'ignorent et les vieux quartiers commencent à l'oublier. On la célébrait encore, en 1929, en Marterey, à la Cheneau de Bourg, au Maupas. Telle qu'elle se maintient, ce n'est plus qu'un pâle reflet des fêtes d'antan. C'étaient autrefois de véritables fêtes enfantines, sous l'œil des parents indulgents, qui se souvenaient de leur jeunesse. Il n'y a pas de doute qu'il ne faille faire remonter cette fête au temps où le bon roi de France, protecteur des faibles et des enfants studieux, avait maint autel en ville. La fête était trop gracieuse et trop dans les mœurs pour qu'elle pût disparaître devant des raisons politiques. Son caractère religieux dut cependant s'atténuer : le cinéma et les dancings la tuent maintenant.

Mais revenons à nos écoliers du temps passé. La réforme financière de 1467, déchargeant la ville et chargeant davantage les parents, devait avoir pour effet d'éloigner les enfants pauvres des études. La charité privée y suppléa sûrement, car on voit en 1479 un gros notable de Lausanne, le notaire Arthaud Loys, prévoir dans son testament le paiement d'une rente pour qu'un régent pût enseigner gratuitement aux écoliers pauvres de la ville [3]. Ce geste était évidemment le couronnement de ses libéralités courantes. *(A suivre.)*

[1] Janssen, *Histoire de la Réforme*, t. I, p. 60.
[2] *Revue historique vaudoise*, 1926, p. 51.
[3] Archives de la famille de Loys, n° 998.

Essai de Catalogue des Chartreux de La Valsainte et de La Part-Dieu

Par Dom Albert-Marie COURTRAY

(Suite)

II

Chartreux de La Part-Dieu

238. D. Malachie Auclerc. — Né à Roanne en Forez, le 7 janvier 1741. — Profès de la Grande-Chartreuse, le 22 juillet 1767. — Est envoyé, le 7 septembre 1779, comme hôte à la chartreuse de Lyon. — **1783.** *In domo Lugduni :* Et D. Malachias Aucler vadat ad domum Partis-Dei, ibique exerceat officium vicarii. — Il aurait été nommé en août 1785, vicaire de la chartreuse de La Sylve-Bénite, mais il ne semble pas y avoir été. — 1786. *In domo Partis-Dei :* Et D. Malachias Auclair, vicarius, vadat ad domum Pomerii, ibique exerceat idem officium vicarii. — En 1787, il est nommé coadjuteur de la chartreuse des moniales de Mélan. — Les cinq religieux, qui habitaient près de ce monastère, sont forcés de quitter leur demeure vers la fin du mois d'août 1793. Ils se retirent à Champéry, en Valais, où ils passent quelques mois. Puis on est sans information au sujet de D. Malachie Auclerc durant la Révolution. Il rentra finalement à Roanne, sa ville natale, et y mourut le 14 avril 1818.

239. D. Antoine Guy. — Né à Chambéry le 17 novembre 1745. — Profès de la chartreuse du Val-Saint-Hugon, le 6 août 1765. — Sacristain de la chartreuse de Pomier, en 1773. — Sacristain de la chartreuse d'Aillon, en 1775. — Il est envoyé comme hôte à La Part-Dieu, le 13 septembre **1783.** — Le Chapitre général l'institue vicaire de la chartreuse de Pomier, en 1787, et de la chartreuse de Ripaille en 1789. — A l'époque où l'armée révolutionnaire française entre en Savoie, il est hôte à la chartreuse d'Aillon depuis 1791 ou 1792. Lui seul

demeurant encore au monastère après la dispersion des religieux, il voulut prêter serment en 1793, mais il jura seulement un an après, à Chambéry, l'ignoble formule imposée au clergé. D. Antoine Guy s'en repentit presque aussitôt, se sauva en Piémont, vécut à Ivrée, rentra en Savoie à la restauration du culte, y accomplit ses fonctions sacerdotales et s'en acquitta avec la plus grande piété, en manifestant un profond repentir pour sa chute passagère (Eugène Burnier, *op. cit.*, p. 242).

240. F. Hugues Colliard. — Né à Larringe, en Savoie, près d'Evian, le 27 septembre 1757. — Entre à La Part-Dieu en **1784.** — Fait sa donation le 20 novembre 1786. Il était boulanger, cordonnier, horloger, charpentier (*Rapport de la communauté au préfet*, le 5 novembre 1798). — Doué d'une admirable simplicité de cœur, d'une patience à toute épreuve, d'une profonde piété, d'une bonne volonté et d'une certaine aptitude au travail, il s'employa à tous les genres d'occupation et fut très utile pour la reconstruction de La Part-Dieu, après l'incendie de 1800. Ses vêtements et le mobilier de sa cellule étaient très pauvres. Il se contentait des choses les plus viles et en prenait un très grand soin. En coupant du bois dans la forêt, il se trancha un orteil. Rentré à la maison, il ôta son soulier ensanglanté, et en le secouant, il fit tomber l'orteil, disant au Frère Sébastien : « Oh ! ce n'est rien, mon Frère. Les doigts qui restent me suffisent. Je ne regrette que le tort fait à la chaussure. » Il supporta avec la même patience la perte d'un œil et des maux de jambes, ce qui ne l'empêcha pas de se rendre à tous les exercices en se faisant aider au besoin par un domestique. Lorsqu'il ne put plus travailler, il redoubla ses prières déjà très nombreuses. Il demanda de bonne heure les derniers sacrements qu'il reçut avec la plus touchante piété. Il mourut le 17 mars 1843, âgé de 86 ans, entre les bras du Père Vicaire (D. Bernard Peter, *Notice sur les chartreuses suisses*, manuscrit à La Valsainte). 1843, 17 martii, Obiit Fr. Hugo Colliard, donatus domus Partis-Dei, qui valde laudabiliter 56 annis vixit in Ordine (*Nécrologe* de La Part-Dieu).

241. F. Bruno Faller. Né le 15 août 1760 à Romansveiller, près Strasbourg, en Alsace. — Entre à La Part-Dieu en **1784.** — Y fait sa donation le 20 novembre 1786. Excelle dans la menuiserie et la marqueterie. Fit plusieurs meubles qui sont à La Valsainte, spécialement à l'hôtellerie. Le 5 novembre 1798, il est cuisinier, dépensier et jardinier (*Rapport au préfet de Fribourg*, à cette date). — Il mourut le 6 octobre 1829.

242. D. Martial Régnier. – Né au Mont-Saint-Jean, diocèse d'Autun, le 27 juillet 1748. – Profès de la Grande-Chartreuse, le 22 juillet 1772. — Envoyé comme simple religieux, le 2 avril 1777, à la chartreuse du Val-Saint-Hugon. — **1784.** *In domo Sancti-Hugonis :* Et D. Martialis Régnier vadat ad domum Partis-Dei. - - De 1787 à 1789, puis au moins de 1796 à 1799, il est sacristain de cette maison. — Il meurt le 3 mars 1819. — 1819. Obiit D. Martialis Régnier, professus Cartusiæ, hospes in domo Partis-Dei.

243. D. Etienne Daisey. — Né à Dijon, le 17 mai 1722. — Profès de la chartreuse de Montmerle, le 1er novembre 1747. — Fut sacristain pendant dix-sept ans à la chartreuse de Meyriat. — Vicaire à la chartreuse de Sélignac en 1776. — Simple religieux à la chartreuse de Meyriat en 1778, à la chartreuse de Sélignac en 1780, à la chartreuse de Portes la même année. — Transféré en mai **1784** à La Part-Dieu, il fut nommé confesseur de la communauté en 1785, et mourut le 16 janvier 1807. — 1807. Obiit D. Stephanus Daisey, professus domus Montismerulæ, hospes in domo Partis-Dei.

244. D. Louis Claudet. — Né le 27 août 1754 à Sainte-Colombe, en Franche-Comté. — Profès de la chartreuse du Val-Saint-Hugon, le 6 octobre 1777. — Il est envoyé comme sacristain à La Part-Dieu en **1785.** — Le Chapitre général de 1788 le nomme vicaire de La Part-Dieu, charge qu'il exerça une dizaine d'années. — Il meurt dans cette maison, le 29 octobre 1820, simple religieux, selon l'annonce qui en est faite à l'Ordre, en 1821 : — Obiit D. Ludovicus Claudet, professus domus Vallis-Sancti-Hugonis, hospes in domo Partis-Dei.

245. D. Bruno Chenal. — Né le 27 novembre 1738 à Avallon, en Bourgogne. — Profès de la chartreuse de Montmerle, le 6 octobre 1761. — Vicaire à la chartreuse de La Sylve-Bénite, en 1775, à la chartreuse de Meyriat, en 1780, à la chartreuse de Pierre-Châtel, en 1782. — Simple religieux à la chartreuse de Seillon, en 1785. — Il est envoyé à La Part-Dieu, en **1786,** avec la charge de sacristain. — La même année, 1786, au mois de novembre, il est transféré à la chartreuse de Seillon, en qualité de sacristain, fonction qu'il échange contre celle de vicaire, le 8 septembre 1788. — Le 22 janvier 1791, il confirme sa déclaration, déjà faite précédemment au Directoire du district de Bourg-en-Bresse, de vouloir continuer son genre de vie. — Le 29 septembre 1792, il est forcé, avec toute la communauté, d'évacuer la chartreuse de Seillon. – Hors de leur monastère, les derniers chartreux

de Seillon restèrent imperturbablement attachés à l'unité catholique. — Fixé à Bourg, D. Bruno Chenal fut arrêté le 7 avril 1793 et enfermé à Brou. — Libéré après la Terreur, il desservit avec son ancien prieur, les paroisses de Révonnas et de Montagnat, depuis février 1803 jusqu'en novembre 1816 (D. Bulliat, *Seillon*, p. 244-284). — D. Bruno Chenal mourut l'année suivante, 1817.

246. D. Michel Louvrier. — Né le 16 mai 1736 à Trévoux, dans les Dombes. — Profès de la chartreuse de Seillon, le 21 novembre 1758. — Vicaire à la chartreuse de Vaucluse, en 1775, pendant 6 ans et demi. — Simple religieux à la chartreuse de Vaucluse, en 1782. — Simple religieux à la chartreuse de Pomier. — Hôte à La Part-Dieu, en décembre **1786.** — Il meurt coadjuteur le 26 juin 1813. — 1813, 26 junii. Obiit D. Michael Louvrier, professus domus Sellionis, coadjutor in domo Partis-Dei (*Nécrologe* de La Part-Dieu).

247. D. Antoine Malinjod ou **Malinjoud.** — D'Annecy, né le 31 janvier 1755. — Profès de la chartreuse du Val-Saint-Hugon, le 1er novembre 1778. — Le Chapitre général de **1787** l'envoie habiter La Part-Dieu, et celui de 1789 l'y institue sacristain. — Transféré en 1794 à la chartreuse de Collegno, près Turin, il revient à La Part-Dieu dès 1795. — Il quitte en 1798, ne voulant pas prêter le serment exigé des citoyens suisses par le gouvernement de la République helvétique. Fut chapelain en divers lieux du diocèse de Lausanne. — En 1832, il demande à rentrer à La Part-Dieu qu'il réintègre le 7 décembre, et meurt 28 jours après, ainsi que nous l'apprend le *Nécrologe* de cette maison : 1833, 4 januarii. Obiit D. Antonius Malinjod, professus Sancti-Hugonis, qui per plures annos in diversis locis capellanus in diocesi Lausannensi fuit, et tandem ardenti inflammatus desiderio se jungendi alicui domui sui statûs, petiit ut si hoc fieri posset reciperetur in domo Partis-Dei, et statim totus conventus domus Partis-Dei eum libenter et cordialiter recepit, et post 28 dies a sua receptione requievit, ut speramus, in Domino.

248. D. Gabriel Charvet. — Né à Lyon, le 21 novembre 1724. Profès de la Grande-Chartreuse, le 6 octobre 1744. — Hôte à la chartreuse de Lyon, le 10 juillet 1751. — Vicaire à la chartreuse de La Sylve-Bénite, le 25 mai 1754. — Procureur de la même chartreuse, le 16 novembre 1757. — Nommé prieur de la chartreuse de Seillon par le Chapitre général de 1768. — Prieur de la chartreuse de La Sylve-

Bénite, le 26 mars 1771, fut, de plus, d'abord Convisiteur de la province de la Grande-Chartreuse en 1772, puis Visiteur de la province de Bourgogne, en 1777. — Prieur de la chartreuse de Lyon et Visiteur de la province de la Grande-Chartreuse, le 7 avril 1779. — Se réfugie en **1792** à La Part-Dieu et meurt le 6 mai 1793 « gratus Deo et hominibus ». — 1794. Obiit D. Gabriel Charvet, professus Cartusiæ, prior domus Lugduni, visitator provinciæ Cartusiæ, aliàs prior domorum Sylvæ-Benedictæ et Sellionis, necnon visitator provinciæ Burgundiæ, habens plenum monachatum et missam de Beatâ Mariâ per totum Ordinem, in quo 50 annis laudabiliter vixit.

249. D. François Robin. Né à Lyon, le 15 février 1735. Profès de la Grande-Chartreuse, le 6 octobre 1756. — Hôte à l'obédience de Currière, dépendance de la Grande-Chartreuse, le 5 septembre 1766. — Hôte à la chartreuse de Portes, le 5 juin 1768. — Le Chapitre général de 1769 l'institue coadjuteur à la chartreuse de Montmerle, et celui de 1775 procureur au même lieu. — Procureur à la chartreuse de Sélignac, le 29 novembre 1777. — Nommé courrier de la chartreuse de Lyon par le Chapitre général de 1778, part le 31 mai de Sélignac. — Il est envoyé comme second coadjuteur à la chartreuse de Ripaille, le 14 décembre 1791. — En **1793,** expulsé du Chablais, il se réfugie à La Part-Dieu, où on lui confie la charge de procureur jusqu'à l'arrivée de Dom Joseph Coster, dans le courant de 1794. — Il fut ensuite courrier pendant un certain temps. — Enfin, il résigne toute fonction et meurt simple religieux le 5 février 1813. — 1813, 5 februarii. Obiit D. Franciscus Robin, professus Cartusiæ, hospes in domo Partis-Dei, aliàs procurator ejusdem domus (*Nécrologe* de La Part-Dieu). — Il ne faut pas confondre Dom François Robin avec Dom Ambroise Robin, né à Cluny le 29 octobre 1751, profès de la chartreuse de Montmerle le 8 décembre 1778, hôte à la chartreuse de Seillon en 1789, expulsé de cette maison le 29 septembre 1792. Réfugié à la chartreuse de Bologne, il est nommé, le 26 octobre 1793, pro-scribe du Révérend Père général, qui réside dans ce monastère, passe de là à la chartreuse de Ferrare, puis à la chartreuse d'Ittingen, en Thurgovie, enfin, peut-être vers la fin de 1797, à la chartreuse de Buxheim, en Souabe (Bavière), où il serait mort en 1798 (si ce n'est pas simplement l'année de son arrivée), d'après D. Bulliat, qui, avec d'autres écrivains, malgré tout ce qu'il public sur ces deux personnages, ne fait qu'un seul des deux (*Seillon*, p. 245 et 338, *Sélignac*, p. 545).

250. D. Michel Delisle. — Né le 9 août 1736 à Saint-Marcellin, en Dauphiné. Profès de la chartreuse du Val-Saint-Hugon, le 6 octobre 1757. — Il est nommé courrier de la chartreuse d'Aillon, en 1775, et envoyé comme simple religieux à la chartreuse de Ripaille, en 1788. — Lorsque les religieux furent proscrits de Savoie, en **1793,** D. Michel Delisle se réfugia à La Part-Dieu, peut-être en compagnie de D. François Robin, qui précède et venait de la même maison. — Mais ainsi que beaucoup de ses compatriotes exilés en Suisse, ne se crut-il plus en sûreté dans ce pays à l'approche de l'armée française, en 1797, et s'enfuit-il ? Toujours est-il qu'il n'est plus question de lui dans la suite.

251. D. Georges Morel. — D'Annecy, né le 12 février 1764. — Profès de la chartreuse du Val-Saint-Hugon, le 26 juillet 1785. — Maître des novices dans sa maison de profession, en 1791. — Expulsé du monastère par ordre du Conseil général du département du Mont-Blanc, décrété le 18 mai **1793.** Il alla demander asile à La Part-Dieu, cette année même. Le couvent étant surpeuplé d'émigrés dont tous les noms ne nous sont pas parvenus, il le quitta vers 1795 pour se réfugier à la chartreuse de Collegno, à dix kilomètres de Turin. Les armées françaises ayant envahi le Piémont à son tour, et supprimé ses monastères, D. Georges Morel dut se retirer plus loin. Il revint en Savoie, après la tourmente, exerça le ministère paroissial à Annecy-le-Vieux, de 1801 à 1803, date après laquelle on ignore son sort (Falconnet, *op. cit.*, p. 292-293 en note).

252. D. Denys Chastelus. Né le 23 avril 1734 à Roanne, en Forez, au diocèse de Lyon. — Profès de la Grande-Chartreuse, le 15 août 1753. — Hôte à la chartreuse de Lyon, le 11 septembre 1763. — Nommé vicaire de cette maison par le Chapitre général de 1779. — Coadjuteur à la chartreuse des moniales de Mélan, le 30 novembre 1782. Institué procureur de la chartreuse des moniales de Salettes par le Chapitre général de 1787. — Sous la Révolution, il fuit en Suisse, et le 15 juillet **1793,** il est reçu à La Part-Dieu. Il y meurt le 17 février 1808. — 1808. Obiit D. Dionysius Chastelus, professus Cartusiæ, hospes in domo Partis-Dei, qui ultra 55 annos laudabiliter vixit in Ordine.

253. D. Louis Martin de Moras. — Né à Moras, au diocèse de Vienne, en Dauphiné, le 27 octobre 1721. — Profès de la Grande-Chartreuse, le 15 août 1741. Envoyé comme simple religieux à la chartreuse de Lyon, en septembre 1747. — Le Chapitre général de 1752

le nomme vicaire à la chartreuse de Montmerle. — Il est institué procureur de la chartreuse de Salettes en 1759, et vicaire des moniales de cette maison le 2 novembre 1776. Il y demeure jusqu'au 13 décembre **1793,** s'enfuit à La Part-Dieu et y meurt le 13 octobre 1796, date à laquelle le *Nécrologe* du monastère porte : — Obiit D. Ludovicus Martin, professus Cartusiæ, vicarius domus Saletarum, hospes in domo Partis-Dei, habens missam de Beatâ Mariâ per totum Ordinem, in quo 56 annis laudabiliter vixit.

254. D. Joseph Coster. — Né à Nancy, le 16 mars 1738. — Profès de la chartreuse de Bosserville, près de Nancy, le 17 novembre 1757. — Envoyé comme vicaire à la chartreuse de Vaucluse, en mai 1772. — Procureur à la même maison en mai 1773. — Rentre à la chartreuse de Bosserville pour y remplir le même office, en octobre 1775. — Procureur de la chartreuse de Mélan, en octobre 1779. — Obligé de sortir de cette maison vers la fin du mois d'août 1793, il se réfugie pendant quelques mois avec sa communauté à Champéry, en Valais. — Voyant que, les événements ne prenant pas une meilleure tournure, aucun espoir de rentrer en Savoie n'apparaissait, il alla frapper à la porte de La Part-Dieu en **1794.** — Nommé aussitôt procureur du monastère, il exerça cette charge jusqu'à sa mort. — 1814, 24 februarii. [Obiit] D. Joseph Coster, professus domus Nancæi, procurator domus Partis-Dei, qui ultra 52 annos laudabiliter vixit in Ordine (*Nécrologe* de La Part-Dieu).

255. D. Joseph Herman. — Né le 13 septembre 1753 à Rueyres-Saint-Laurent, au canton de Fribourg. — Profès de la chartreuse du Val-Saint-Hugon, le 1er novembre 1783. — Son monastère étant supprimé par ordre du Conseil général du département du Mont-Blanc, promulgué le 18 mai 1793, il sut cependant s'y maintenir jusqu'au 1er avril **1794.** — Traverse le lac Léman, passe la frontière suisse (à Vevey ?) avec de précieuses reliques du Val-Saint-Hugon et s'installe à La Part-Dieu. — Pendant deux ans, il remplit les fonctions de sacristain. — Historien, poète, très habile mécanicien et horloger, fort dévoué à sa nouvelle résidence, qui souffrit beaucoup des troubles révolutionnaires et d'un incendie en 1800, il exécuta de nombreux travaux pour lui procurer des ressources. — Procureur en 1817-1818. — Coadjuteur en 1819. — Mort le 9 janvier 1821. — 1821. Obiit D. Joseph Herman, professus domus Vallis-Sancti-Hugonis, hospes in domo Partis-Dei. — Voir : Dom Louis de Massiac, *Dom Joseph*

Herman et ses œuvres, Planches 6, 7, 8, du *Fribourg artistique à travers les âges*, janvier et avril 1908 ; R. P. Antoine-Marie, capucin, *Dom Herman de La Part-Dieu et ses œuvres*, dans la *Revue de la Suisse catholique*, années 1880, 1881, 1882.

256. D. Philippe Platelet. Né le 13 mai 1728 à Destrich, au diocèse de Metz, en Lorraine. — Profès de la Grande-Chartreuse, le 8 septembre 1752. — Maître des novices le 14 septembre 1764. — Vicaire de la Grande-Chartreuse, le 28 décembre 1764. Coadjuteur de la chartreuse de Montmerle, le 6 novembre 1768. Nommé coadjuteur de la chartreuse de Seillon par le Chapitre général de 1769. — Transféré à la chartreuse de Meyriat en qualité de coadjuteur par le Chapitre général de 1771. Institué coadjuteur de la chartreuse de Bonlieu par le Chapitre général de 1772. — Nommé vicaire de la chartreuse d'Arvière par le Chapitre général de 1775. — Elu vicaire de la chartreuse de Sélignac par le Chapitre général de 1779. Coadjuteur de la chartreuse de Bonlieu, le 1er mars 1781. — Institué procureur de la chartreuse de Sélignac par le Chapitre général de 1786. Prieur de la même maison, le 17 octobre 1787. — Prieur de la chartreuse du Mont-Dieu (commune de Raucourt, chef-lieu de canton des Ardennes), le 25 août 1788. — Expulsé en juin 1791, il était encore aux alentours du Mont-Dieu en décembre, puis à Sedan. — Se réfugie à Arlon, dans le Luxembourg, à Coblence en 1794, à La Part-Dieu en **1795.** — S'enfuit à la chartreuse de Buxheim, en Souabe, sans doute à l'approche des armées françaises en 1797. — Revient à Sedan, après la réconciliation de l'Eglise et de l'Etat en France, en 1802, avec l'espoir de récupérer quelques biens de la chartreuse du Mont-Dieu ; n'obtient rien, et meurt peu après, cassé de vieillesse (Voir Abbé Gillet, *La Chartreuse du Mont-Dieu*, Reims, 1889, p. 597-598).

257. D. Timothée Comte. Né le 7 août 1748 à Saint-Genis-d'Aoste, en Savoie. — Profès de la Grande-Chartreuse, le 22 juillet 1768. Sacristain de sa maison de profession, le 10 juillet 1780. Hôte à la chartreuse de Lyon, le 3 août 1782. Coadjuteur à la chartreuse de Ripaille, le 21 août 1784. Réfugié à Lausanne, en 1793. — Hôte à La Part-Dieu de **1797** à 1816. Rentré à la Grande-Chartreuse en 1816. — Nommé vicaire à La Part-Dieu en avril 1818. — Meurt dans cette charge le 11 mai 1823. — 1824. Obiit D. Timothæus Comte, professus Cartusiæ, vicarius domus Partis-Dei.

258. D. Benoît Palut ou **Pallu.** Né à Roanne, au diocèse de Lyon, le 19 août 1762. — Profès de la Grande-Chartreuse, le 11 avril 1784. Il quitte son monastère en 1792, et fuyant la persécution parvient, le 16 juin 1793, à la chartreuse de Bologne, en Italie. — Chassé de cette maison par les armées révolutionnaires, il se réfugie, au mois de janvier 1797, dans la grange d'Alica, appartenant à la chartreuse de Calci, près de Pise, où il demeure caché pendant quelque temps. — Vers **1798,** il arrive à La Part-Dieu, y exerce les fonctions de sacristain après la mort de D. Etienne Crusillat, survenue le 7 novembre 1807, et vers 1811 il est de plus maître des novices, mais il laisse la sacristie à D. Joachim Noleau, à une date incertaine. — Institué vicaire, le 10 septembre 1821, tout en gardant la charge de maître des novices, il abandonne ces deux emplois au mois de mars 1832, époque où il est nommé prieur de la chartreuse de Collegno, près de Turin, fonction dans laquelle il meurt le 29 avril 1833. 1833. Obiit D. Benedictus Palut, professus Cartusiæ, prior domus Taurinensis, qui 50 annis laudabiliter vixit in Ordine, aliàs vicarius domus Partis-Dei.

259. F. Sébastien Michel. — Né le 13 janvier 1785 à Kirschoffen dans la Bade. — Entre à La Part-Dieu en **1806** ou **1807,** et y fait sa donation le 8 décembre 1809. — Expulsé de cette maison comme étranger, en mars 1848, par le gouvernement radical de Fribourg, il est admis à la Grande-Chartreuse, et commence son noviciat de Frère convers en 1849. — Profès de la Grande-Chartreuse le 25 mars 1851. — Meurt le 7 février 1855, à l'âge de 70 ans. — 1855. Obiit Fr. Sebastianus Michel, conversus, professus Cartusiæ.

260. D. Bonaventure Eymin. Né à Marseille le 24 juin 1746. Profès de la chartreuse de Valbonne le 6 octobre 1765. Sacristain de sa maison de profession en 1774. — Vicaire à la chartreuse de Durbon en 1778. — Vicaire à la chartreuse de Montrieux en 1780. — Vicaire à la chartreuse de Valbonne en 1784. — Nommé prieur de la chartreuse de Durbon le 1er octobre 1787. Expulsé de cette maison en mai 1791, se réfugie d'abord à Romans, puis en octobre, à la chartreuse de Rome. Prieur de la chartreuse de Galluzzo, près Florence, du 9 septembre 1806 au 6 mars **1808,** époque où cette maison fut fermée, il se rend alors à La Part-Dieu. Gouverne par intérim ce monastère du 25 juin au 16 août 1816, c'est-à-dire depuis le jour du départ, pour la Grande-Chartreuse, du prieur D. Romuald Moissonnier, général de l'Ordre, qui l'avait institué de plus son scribe, ou secrétaire, et meurt

le 19 juillet 1816 à peine installé à la Grande-Chartreuse. Appelé à gouverner provisoirement cette dernière maison et l'Ordre, en qualité de Vicaire général, jusqu'à l'élection priorale et généralice, D. Bonaventure Eymin quitte La Part-Dieu le 16 août 1816. – D. Grégoire Sorel ayant été élu prieur de la Grande-Chartreuse, le 17 septembre, D. Eymin exerce auprès de lui la fonction de sous-scribe, puis de scribe le 15 juillet 1822. — Le 16 septembre de la même année, il est nommé, de plus, Vicaire général ou coadjuteur du Père Général, mais il meurt deux mois après, le 18 décembre. — 1823. Obiit D. Bonaventura Eymin, scriba et coadjutor Reverendi Patris, professus Vallisbonæ, aliàs prior Durbonis et Florentiæ, vicarius generalis Ordinis, habens missam de Beatâ per totum Ordinem, in quo laudabiliter vixit 59 annis, et anniversarium perpetuum.

261. D. Joachim Noleau. — Né le 19 décembre 1754 à Fontainebleau, Seine-et-Marne, de parents attachés au service du roi de France. – Profès de la chartreuse de Paris, le 9 décembre 1776. — Exerça la charge de sacristain dans ce monastère, et de plus, à partir du 8 février 1789, fut maître des novices. – Expulsé en mai 1792, s'exile en Italie, où des voleurs le dépouillent et lui font prêter serment de ne jamais les dénoncer. Il ne quitta nulle part l'habit de l'Ordre, erra de chartreuse en chartreuse dans la péninsule, séjourna plus longtemps dans celle de Calci, près de Pise. Lorsque tous les monastères d'Italie furent fermés, il vint à la chartreuse d'Ittingen, en Thurgovie, vers 1808, puis dès avant **1810** à La Part-Dieu, où il trouva un asile définitif. Il y reprit, on ne sait au juste à quelle date, ses anciennes fonctions de sacristain, se chargeant à lui seul du blanchissage de tous les linges d'Église. Il montra toujours un zèle ardent pour le bien, une profonde piété, une grande mortification, une patience inaltérable dans de graves et nombreuses infirmités, jusqu'à sa mort.

1823, 19 martii, Obiit D. Joachim Noleau, professus et sacrista Parisiensis, hospes et sacrista Partis-Dei (*Nécrologe* de La Part-Dieu).

Après plus de vingt ans de sépulture, on remarqua que le tertre de sa tombe ne s'affaissait pas ; puis les chartreux furent expulsés et leur cimetière profané.

262. D. Nicolas Bérard. — D'Autigny, canton de Fribourg, né le 23 octobre 1775. Prend l'habit le 21 juillet **1813,** à La Part-Dieu. Y fait profession le 22 juillet 1814. Ordonné prêtre le 22 mars 1817. Sacristain vers 1823. – Coadjuteur le 8 octobre 1837, et antiquior

ou ancien, on ne sait à quelle date. — Expulsé de La Part-Dieu, le 10 mai 1848, par le gouvernement radical de Fribourg. — Se retire à Autigny, son village natal, et y meurt le 23 décembre 1848. — Enterré sous le porche de l'église, du côté gauche en entrant.

263. D. Antoine Jomini. — Né le 25 décembre 1791 à Saint-Aubin, canton de Fribourg. — Prend l'habit cartusien le 5 octobre **1814** à La Part-Dieu. — Fait profession le 6 octobre 1815. — Ordonné prêtre le 22 mars 1817. — Procureur le 6 août 1818 jusqu'à son expulsion de La Part-Dieu, le 10 mai 1848. — Exerce le saint ministère dans le diocèse de Lausanne, notamment près des religieuses dominicaines d'Estavayer-le-Lac, où il est aumônier déjà avant 1853. — Soupçonné d'avoir soustrait des titres de rente à la confiscation des biens de La Part-Dieu, il fut enfermé par ordre du gouvernement radical, au château d'Estavayer, le 28 septembre 1853. Après quinze semaines de prison préventive et d'enquêtes préliminaires, il fut renvoyé devant la cour d'assises de la Gruyère, à Bulle, avec ses complices supposés, Pierre Favre et le notaire Toffel, de Bulle. Mis en liberté provisoire, le 17 janvier 1854, sous caution de 5,000 fr., il rejoignit son poste à Estavayer. Le 25 mars, un gendarme le conduisit à la prison du château de Bulle. Le préfet ne voulut pas l'y enfermer et le laissa loger en ville. Le 7 avril, aux assises, le jury, composé de conservateurs, l'acquitta, ainsi que ses coaccusés. — Il reprit en juin 1867 à La Valsainte récupérée et restaurée, la vie cartusienne et ses anciennes fonctions de procureur, jusqu'à sa mort survenue le 2 mai 1883. - 1884. Obiit D. Antonius Jomini, sacerdos, professus domus Partis-Dei, associatus domui Vallis-sanctæ et procurator ejusdem domus. Obiit suæ ætatis anno 92°, professionis vero 68°, omnium Ordinis monachorum antiquior, habens missam de Beatâ Mariâ per totum Ordinem.

264. D. Hilarion Peiri. — Né le 28 mars 1791 à Treyvaux, canton de Fribourg. — Revêt l'habit cartusien le 20 mars **1815** à La Part-Dieu. Fait profession le 21 mars 1816. Ordonné prêtre le 16 mai 1818. — Coadjuteur le 23 mai 1820 jusque 1823 ou 1826. — Sacristain le 20 janvier 1826 jusque vers 1839. — Expulsé de La Part-Dieu, le 10 mai 1848, par le gouvernement radical de Fribourg. - Retiré à Treyvaux, sa paroisse natale, il y mourut le 3 janvier 1862. On l'enterra sous le porche de l'église.

265. D. Ambroise Marin. — Né le 27 mars 1760 à Motz, en Chautagne, dans la Savoie. - Profès de la chartreuse du Val-Saint-Hugon,

le 8 décembre 1782. — Maître des novices en janvier 1789. — Nommé vicaire à la chartreuse de Pomier, le 27 décembre 1789. — Expulsé le 17 mars 1793, se réfugie le 18 à la chartreuse d'Aillon, qu'on espérait conserver et qu'il doit quitter le 12 avril. — Admis en 1794 à la chartreuse de Collegno, près de Turin, il en est chassé par les armées révolutionnaires. — Entre chez les Camaldules à une date inconnue. — Reprend la vie cartusienne en **1815** ou 1816 à La Part-Dieu. Vicaire de cette maison en 1816-1818. — L'ambition lui tourne la tête. Il intrigue pour devenir prieur, échoue et retourne chez les Camaldules vers la mi-avril 1818.

266. D. Joseph Benoît. Né le 12 octobre 1764 à Saint-Martin-de-La-Tour, province d'Ivrée, en Piémont. — Profès de la chartreuse de Saint-André du Lido, près de Venise, le 3 mai 1802. — Est à La Part-Dieu en **1817.** — Part pour la chartreuse de Collegno, près de Turin, en 1818, puis on le perd de vue.

267. D. Joseph Currat. Né le 10 août 1768 à Saint-Loup-le-Crêt, canton de Fribourg. — Revêt l'habit cartusien, le 1er février **1820,** à La Part-Dieu. — Y fait profession le 2 février 1821. — Ordonné prêtre le 24 mai 1823. — Envoyé en 1843 à la chartreuse d'Ittingen, canton de Thurgovie, pour augmenter et aider le personnel. Revient à La Part-Dieu, le 6 novembre 1844. — Expulsé du monastère, le 10 mai 1848, par le gouvernement radical de Fribourg. Il fut curé ou chapelain dans le dit canton. — Reprit la vie cartusienne à La Valsainte reconstruite, le 6 juillet 1866. — Vicaire de la maison du 27 juillet 1866 au 29 mars 1868. Courrier du 29 mars 1868 jusqu'à sa mort, le 17 avril 1877, charge qui n'existe plus et qu'il fut le dernier à remplir dans l'Ordre.

268. D. Théodule Ruffieux. Né le 9 septembre 1785, aux Planches, commune de Crésuz, canton de Fribourg. — Revêt l'habit cartusien, le 24 novembre **1824,** à La Part-Dieu. Fait profession le 25 novembre 1825. — Ordonné prêtre le 23 septembre 1826. — Vicaire du 11 mars 1832 au 10 mai 1848. — Expulsé de La Part-Dieu par le gouvernement radical de Fribourg, le 10 mai 1848. Chapelain à Rueyres-Treyfayes, dans le canton de Fribourg. — Reprend, le 16 juin 1863, à La Valsainte récupérée, la vie cartusienne et ses anciennes fonctions de vicaire. Meurt d'une attaque d'apoplexie le 1er mars 1864, dans sa soixante-dix-neuvième année. Il avait passé quelques années

de sa jeunesse chez les trappistes de La Valsainte, et de là, il fut envoyé aux trappistines de la Riedera, comme commissionnaire de confiance, jusqu'à leur départ, en 1815, pour Vaise, près de Lyon. Il profita si bien des leçons d'agriculture reçues à La Valsainte, que M. de Diesbach le choisit pour directeur de l'école d'agriculture qu'il fonda en 1817. Puis il entreprit les études indispensables au sacerdoce avant de se présenter à La Part-Dieu. Doué d'une âme ingénue et candide, d'une grande droiture de cœur, d'une piété solide et d'une foi vive, scrupuleux observateur de tous ses devoirs, D. Théodule Ruffieux se fit chérir et estimer de tous ceux qui l'approchaient. Il persévéra constamment dans les exercices d'une vie laborieuse et pénitente, donnant les plus touchants exemples de piété et de renoncement. Cette âme toujours charitable, pure et bonne a combattu le bon combat, a fidèlement accompli sa tâche. Elle a persévéré dans la foi et l'amour de son Créateur ; elle acheva saintement sa course dans les promesses faites à Dieu et a dû recevoir de sa miséricorde la récompense éternelle, après 78 ans passés dans la pratique des plus solides vertus chrétiennes, après 39 ans de profession religieuse. (D. Bernard Peter, *Notice sur les chartreuses suisses*, manuscrit à La Valsainte.)

269. D. Louis-de-Gonzague Pégaitaz. - Né le 15 août 1803 à Sommentier, canton de Fribourg. — Prend l'habit cartusien à La Part-Dieu, le 30 octobre **1826.** - Fait profession le 1er novembre 1827. — Ordonné prêtre le 20 septembre 1828. Hôte à la Grande-Chartreuse le 21 janvier 1839. — Hôte à la chartreuse de Bosserville, près Nancy, le 16 septembre 1839. — Retourne à la Grande-Chartreuse en juin 1842. - Envoyé peu après à une chartreuse qu'on voulait établir près de Gênes, mais qui ne dura pas. — Coadjuteur de la chartreuse de Collegno, près de Turin en 1843. — Rentré en Suisse au mois de juillet 1848, il remplit les fonctions du saint ministère dans le canton de Fribourg, et fut notamment curé de Botterens puis, en 1859, de Cerniat, jusqu'au 31 octobre 1868. — Reprend alors la vie cartusienne à La Valsainte, dont la reconstruction s'achevait, et y meurt le 7 janvier 1870.

270. F. Jean Marmier. D'Estavayer-le-Lac, au canton de Fribourg, entre en **1828** à La Part-Dieu. Après un an de postulat et un an de noviciat, fait sa donation, le 30 mai 1830. — Expulsé de La Part-Dieu, le 10 mai 1848, il rentre dans sa famille. Le 4 mai 1863, il reprend la vie cartusienne à La Valsainte récupérée. Le 24 mars

1865, il y fut admis au noviciat des Frères convers. — Le 24 juin 1866, il fait sa profession. — Il mourut le 2 mars 1883. — 1883. Obiit Fr. Joannes Marmier, conversus, professus domus Vallissanctæ.

271. D. Henri Migy. — Né le 27 septembre 1798, à Montenol, paroisse de Saint-Ursanne, district de Porrentruy, dans le Jura bernois. — Etant maire de sa commune, il entra à La Part-Dieu, où il prit l'habit, le 20 décembre **1828.** — Fait profession le 26 décembre 1829. — Ordonné prêtre le 21 septembre 1830. — Coadjuteur à la chartreuse de Bosserville, près Nancy, en 1843. — *Actes de la Visite canonique de la chartreuse de Bosserville*, en 1846 : D. Henricus Migy, coadjutor, officium Mariæ potius quam Marthæ exercere desiderans in domo professionis suæ, absolvitur ad suam magnam instantiam ab officio suo, quod valde laudabiliter et cum intelligentia per ferè tres annos sustinuit in hac domo. — Rentré à La Part-Dieu le 16 juillet 1846. — Part le 17 décembre 1847 pour présider, en qualité de procureur, les travaux de restauration de la chartreuse du Reposoir récupérée. — Expulsé, le 12 mars 1855, par le gouvernement radical piémontais, est envoyé toujours en qualité de procureur à la chartreuse de Portes nouvellement récupérée. — Meurt simple religieux dans cette maison, le 18 avril 1862, à 64 ans. — 1862. Obiit D. Henricus Migy, sacerdos, professus domus Partis-Dei, associatus professis Cartusiæ, aliàs procurator (*sic*) domus Nancæi, hospes domus Portarum.

272. D. Augustin Blanc. — Né à Corbières, canton de Fribourg, le 10 janvier 1814. — Prend l'habit cartusien en **1833** à La Part-Dieu. — Sa santé, qui resta faible toute sa vie, ne permit pas à la communauté de l'admettre à la profession en 1834. — Il recommença son noviciat et fit profession le 13 décembre 1835. — Ordonné prêtre le 6 juin 1838. — Sacristain en 1839. — Maître des novices vers 1843. — Expulsé de La Part-Dieu, le 10 mai 1848, par le gouvernement radical de Fribourg. — Quitte le canton de Fribourg, le 4 juillet 1853, et se rend à la Grande-Chartreuse, d'où, le 17 septembre, on l'envoie comme recteur à la chartreuse du Reposoir, où il arrive vers le 20. — Au mois de septembre 1854, il retourne en Suisse, tracassé par le gouvernement piémontais antireligieux, qui ferma le Reposoir le 12 mars 1855. — Aumônier de la comtesse de Bionnens, à Russy, dans la Broye, puis de la comtesse de Saint-Germain, au Strüss. — Il se distingua par son zèle pour le rétablissement d'une communauté de son Ordre dans le canton de Fribourg, et se disposait à reprendre la vie cartusienne

à La Valsainte, dont la reconstruction s'achevait, lorsqu'il mourut au Strüss, le 23 février 1866, et fut, selon son désir, enterré le 28 dans le cimetière de la chartreuse. — D. Augustin Blanc avait un frère jésuite, missionnaire en Amérique, qui lui envoyait des oiseaux de ce continent. Très habilement, il les empailla et les légua à La Valsainte, où ils figurent avec d'autres dans les vitrines de la bibliothèque.

273. D. Bruno Pittet. — Né à Romont, canton de Fribourg, le 27 octobre 1813. — Revêt l'habit cartusien, le 7 décembre **1837,** à La Part-Dieu. — Fait profession le 25 décembre 1838. — Ordonné prêtre le 13 juin 1840 à Fribourg. — Hôte à la Grande-Chartreuse le 14 juillet 1844. - Rentre à La Part-Dieu le 13 novembre 1846. — Expulsé de La Part-Dieu, le 10 mai 1848, par le gouvernement radical de Fribourg. — Retiré d'abord dans sa famille, il passa quelques mois de 1848 à la chartreuse de Bosserville, près Nancy, revint en Suisse, puis alla, en 1850, à la Grande-Chartreuse, d'où on l'envoya à la chartreuse de Valbonne. — Le droit canonique n'exigeant pas qu'un religieux s'exile pour suivre sa règle, D. Bruno Pittet retourne en Suisse, l'an 1852, et fut chapelain à La Roche, dans le canton de Fribourg, jusqu'au 20 novembre 1854. - Il vécut alors chez les Cordeliers de Fribourg, aux frais de la pension que lui servait le gouvernement. - Il reprit la vie cartusienne à La Valsainte restaurée, le 2 juillet 1867. Mort dans cette maison le 4 juin 1882.

274. D. Alphonse Chappaley. — Né le 22 mai 1825, à Charmey, dans le canton de Fribourg. — Prend l'habit cartusien à La Part-Dieu, le 7 décembre **1842.** — Fait profession le 8 décembre 1844. — Expulsé de La Part-Dieu, le 10 mai 1848, par le gouvernement radical de Fribourg. Passe deux ans au Grand Séminaire de Besançon, où il est ordonné prêtre le 21 avril 1850. Chapelain à La Roche jusqu'en 1852. Curé de Cerniat, de 1852 à 1859, il obtint sa sécularisation au mois de juillet 1856. — Mort chapelain de Cottens, le 2 avril 1878.

275. D. Jean-Baptiste Mettraux. — Né le 15 février 1818 à Posieux, paroisse d'Ecuvillens, canton de Fribourg. - Revêt la livrée cartusienne à La Part-Dieu, le 5 octobre **1844.** - Quitte le 2 novembre 1845. Revient et reprend l'habit le 16 du même mois. — Fait profession le 17 novembre 1847. - Expulsé de La Part-Dieu, le 10 mai 1848, par le gouvernement radical de Fribourg. - Après quelques mois passés dans sa famille, il se rendit à la Grande-Chartreuse, en 1849. Le

20 septembre 1853, il est envoyé à la chartreuse du Reposoir, n'étant encore que diacre. Il revient en Suisse, au mois de novembre 1854, tracassé par le gouvernement piémontais antireligieux, qui ferme le Reposoir le 12 mars 1855. Après deux ans de Grand Séminaire à Fribourg, il est ordonné prêtre le 18 juin 1857. Nommé quelques semaines après vicaire à Surpierre, il y demeure 6 mois. De là, envoyé comme chapelain à Praroman, il y arrive le 6 mars 1860. — Il quitte Praroman le 27 avril 1863, et reprend la vie cartusienne à La Valsainte, aidant à la restauration du monastère. Décédé dans cette chartreuse, le 8 avril 1867.

Kardinal Friedrich Borromeo erhält 1625 ein Bild des seligen Nikolaus von Flüe.

Von Eduard WYMANN.

Papst Pius IV. aus dem Hause Medici von Mailand hat durch die Ernennung seines Neffen Karl Borromeo zum Kardinalnepot oder Staatssekretär und durch die seinem weltlichen Bruder Friedrich Borromeo verliehenen einträglichen Ehrenämter diese mailändische Familie mächtig gehoben. Gleichsam im Widerscheine der Verdienste des hl. Karl und getragen von den Sympathien, welche die katholische Welt aus Dankbarkeit ihm schuldete, gelangte auch sein Vetter Friedrich Borromeo 1587, also schon im jugendlichen Alter von 23 Jahren, durch Papst Sixtus V. in den obersten Senat der römischen Kirche.[1] Der neue Purpurträger zeigte sich der hohen Ehre durchaus würdig und regierte 1595–1631 als mittelbarer Nachfolger des hl. Karl mit hoher Auszeichnung die große Erzdiözese Mailand. Neben den eigentlichen Biographen setzte auch Alessandro Manzoni diesem Manne im 22. Kapitel seines klassischen Romans « Promessi sposi » ein unvergängliches literarisches Denkmal. In allen möglichen Anliegen wandten sich neben den Diözesanen und Italienern auch Ausländer an diesen einflußreichen hochangeschenen Kirchenfürsten, um von ihm weise Ratschläge oder eine wirksame Förderung ihrer Geschäfte bei der römischen Kurie zu erbitten. Abt Jakob Benedikt Sigrist von Engelberg schenkte dem Gründer der ambrosianischen Bibliothek 1604, also schon vier Jahre vor deren eigentlichen Eröffnung, drei wertvolle Handschriften aus der Bücherei seines Klosters.[2] Die bestechende

[1] *Konrad Eubel* setzt in seiner Hierarchia catholica, Vol. III, 257, diese Ernennung irrig ins Jahr 1609.

[2] *D. G. Morin*, Trois manuscrits d'Engelberg à l'Ambrosiana. Revue Bénédictine, 1927, p. 297-316. Zwei von diesen Handschriften sind Frowinisch. Wir suchten am 14. Mai 1934 in dem noch ungedruckten neuen Katalog zur Korrespondenz des Kardinals Friedrich Borromeo lange umsonst nach einem Begleitbrief.

Hoffnung, durch seine Empfehlung das Recht der Mitra für sich und seine Nachfolger zu erlangen, dürfte den Abt zu diesem außerordentlichen Schritte bewogen haben. In ähnlicher Weise suchte der Pfarrer von Sachseln den Kardinal von Mailand durch ein passendes Geschenk für die Kanonisation des seligen Nikolaus von Flüe zu interessieren. Er tat dies mit gutem Grund, da beide wohl wußten, daß Karl Borromeo am 22. August 1570 persönlich als andächtiger Verehrer das Grab des Seligen in Sachseln besucht habe.[1] Pfarrer Johann Zimmermann, der 1615–18 durch den Bau einer Kapelle dem vor kurzem heilig gesprochenen Karl Borromeo auf dem Flüeli ein schönes Denkmal gesetzt und damit auch das Andenken an den seligen Landesvater verbinden wollte, fand ganz natürlich und ungezwungen den Weg zum Vetter und Amtsnachfolger des Geehrten. Er sandte dem Kardinal gegen Ende des Jahres 1623 eine Biographie des seligen Bruder Klaus, sehr wahrscheinlich diejenige des Kaplans Joachim Eichorn von 1613, die möglicherweise sich noch jetzt in der Ambrosiana findet und vielleicht mit einer Widmung des Donators versehen ist.[2] Der Lebensgeschichte legte Zimmermann noch ein Stücklein von der Kutte des Seligen bei.[3] Aus Erkenntlichkeit übermachte der Kardinalerzbischof

[1] *E. Wymann*, Zeugnisse über den Besuch des hl. Karl am Grabe des seligen Nikolaus von Flüe: Geschichtsfreund 1917. Hier sind zum erstenmal die sämtlichen in den Kanonisationsakten vorkommenden einschlägigen Zeugnisse im Originalwortlaut zusammengestellt. — Sowohl dem Kardinal als dem Pfarrer von Sachseln dürfte es unbekannt gewesen sein, daß schon im Juli 1481 ein Abgesandter der Familie Borromeo bei Bruder Klaus im Ranft erschien. Dr. *Durrer*, Bruder Klaus, Bd. I, 106.

[2] Die Ausgabe von 1613 ist lateinisch geschrieben und wurde erst 1631 neu aufgelegt. Die zeitlich am nächsten liegende Edition von 1622 erschien zu Konstanz in deutscher Sprache und kam darum für den Kardinal nicht in Betracht.

[3] Fratris Nicolai vitam libello contentam, quam ad me cum eius tunicae particula transmisisti, gratissimam habui eamque in Ambrosiana nostra bibliotheca curabo reponendam, ubi etiam illius vultus effigies coloribus delineata asservatur. Dankbrief des Kardinals vom 1. Januar 1624. Wir gaben uns vor bald 40 Jahren reichlich Mühe, mit Hilfe des in den Obwaldner Archiven und in der Bruderklausenliteratur aufs beste orientierten Pfarrhelfers Anton Küchler in Kerns das Original dieses Schreibens ausfindig zu machen. Wir suchten auch gemeinsam im Rathausturm, wo Küchler in einer bestimmten Schublade früher dieses Schriftstück glaubte gesehen zu haben. Ein Erfolg blieb leider bis heute aus. Jener Brief findet sich nur in lateinischer Fassung, also vielleicht in Übersetzung, bei den gebundenen Kanonisationsakten von 1647 im Pfarrarchiv zu Sachseln. — Auch nach dem Begleitschreiben des Pfarrers Zimmermann von 1623 fahndeten wir eifrigst an Hand des ungedruckten Kataloges zu dieser Korrespondenz am 14. und 15. Mai 1934 in der Ambrosiana ohne ein positives Ergebnis. Der Druck dieses Kataloges ist vorgesehen.

am 1. Januar 1624 dem Pfarrer von Sachseln Reliquien des hl. Karl für die erwähnte Kapelle.[1]

Der neu zu eröffnende Kanonisationsprozeß veranlaßte den eifrigen Hüter des Grabes des seligen Nikolaus von Flüe, sich am 29. Mai 1625 frischerdings brieflich an den vielvermögenden Kirchenfürsten zu wenden und ihm vorerst für die gesandten St. Karlsreliquien geziemend zu danken. Zugleich ließ er ihm als Gegengeschenk durch einen Boten ein möglichst authentisches Bildnis des seligen Eremiten überbringen mit genauer Angabe der benützten Vorlage, als welche angeblich eine Holzstatue von 1514 diente. Es kann hier nur jenes Bild aus Lindenholz gemeint sein, das, 1504 oder 1514 für den Hochaltar der neuen untern Ranftkapelle verfertigt, um 1647 in die Grabkapelle des Seligen zu Sachseln übertragen und schließlich auf den Hochaltar der Pfarrkirche versetzt wurde, wo es bis zum Bau der neuen Kirche stehen blieb.[2]

Auf die gute Stimmung des erfreuten Empfängers rechnend, empfahl der Pfarrherr von Sachseln dem Kardinal, den Boten auf seiner Weiterreise durch ein offenes Empfehlungsschreiben (Patent) zu fördern. Möglicherweise war dieser auf einer Romfahrt begriffen, vielleicht sogar in Sachen des schwebenden Heiligsprechungsprozesses. Der Bote wußte aber von dieser schriftlichen Bitte nichts oder war zu schüchtern, um vor Seine Eminenz zu treten. Vielleicht entdeckte er bei den Dienern im erzbischöflichen Palaste zu wenig freundliche Mienen und reiste daher wieder ab, ohne eine Audienz zu verlangen oder zu erhalten.

In der *Ambrosiana* hing schon seit ihrer Eröffnung im Jahre 1609 oder doch bald nachher ein Porträt des seligen Bruder Klaus.[3] Banner

[1] Mitto particulam illius sacerdotalis indumenti et particulam spongiae, quae Sancti corpus propius attigit, argento inclusam. Brief vom 1. Januar 1624.

[2] Dr. *R. Durrer*, Bruder Klaus, Bd. II, 1086 und Bildtafel X. Beim Prozeß von 1654 heißt es bezüglich der Ähnlichkeit: quam ad viventis similitudinem proxime accedere fama est. Diese Statue kam durch Erbschaft in den Besitz des Herrn Landammann und Ständerat Dr. Jakob Wyrsch von Buochs, der sie unlängst letztwillig dem Rathaus von Stans überwies. Eine direkte Abbildung dieser Statue aus dem Anfang des XVII. Jahrhunderts besaß der verstorbene Herr Jos. Reichlin-von Reding im Immenfeld, Schwyz. Es ist ein Ölgemälde auf Leinwand von 113 cm Höhe und 57 cm Breite. Ganz so werden wir uns das nach Mailand geschenkte Gemälde vorzustellen haben. Die beiden Bilder sind vielleicht gleichzeitig vom gleichen Künstler gemalt worden.

[3] Vgl. hiezu *E. Wymann*, Papst Pius XI. und das Bruderklausen-Gemälde in der Ambrosiana: Nidwaldner Stubli, Beilage zum Nidwaldner Volksblatt, Nr. 15, Juli 1926. Durch besondere Güte des jetzigen Präfekten der Ambrosiana, Mgr. Dr. Giovanni Galbiati, wurde das Bruderklausenbild trotz aller Schwierigkeiten doch endlich photographiert und konnte in einem Artikel über die

herr Ritter Melchior Imfeld von Sarnen bezeugte im Prozeß von 1618 ausdrücklich, dieses Bild dort selber gesehen zu haben, und der Kardinal wies in seinem Brief an den Sachsler Pfarrer vom 1. Januar 1624 ebenfalls darauf hin. Borromeo fand es deshalb für besser, das neue Porträt nicht der Ambrosiana anzuvertrauen, wie er dies im vorausgehenden Jahr mit der Biographie getan, sondern entschloß sich, den Seligen vom Ranft zum Vorbild und Trost seinen Landsleuten im dortigen *schweizerischen Kolleg* zu schenken. Seitdem jedoch dieses berühmte Institut im Jahre 1786 unter Kaiser Joseph II. in die Canonica verlegt und am 7. Juni 1797 von General Napoleon Bonaparte gänzlich aufgehoben wurde, verschwand jenes verhältnismäßig alte und mit besonderer Sorgfalt erstellte Bild aus dessen Räumen und muß wohl für immer als verschollen gelten.

BEILAGEN.

1. Pfarrer J. Zimmermann von Sachseln an Kardinal Friedrich Borromeo.

Salutem a Domino Deo ter optimo maximo, pacem et omnem felicitatem precor Celsitudini Vestrae ego *Joannes Zimmerman*, Camerarius venerabilis capituli quatuor Cantonum et parochus Sylvaniae in vico, qui Saxlen nominatur apud tumbam Fratris Nicolai de Saxo.

Ex litteris, quas ante aliquod tempus ad me scripsit Celsitudo Vestra, non tantum humanitatem singularem intellexi, verum etiam liberalitatem, quam mihi indigno per *reliquias* missas de *S. Carolo* exhibuit : Quare memor beneficii ne simul ingratus videar gratias inprimis reddo maximas quam possum Celsitudini Vestrae, et Deus quem obsecro remuneratorem omnium beneficiorum conservet vitam omni in prosperitate et diuturnitate.

Deinde ne verbis solum, sed factis potius animum gratum praestem, pro signo exiguo gratificandi hanc *imaginem* mitto Fratris *Nicolai de Saxo*, quae vera est effigies imaginis de ligno sculptae apud nos ante centum et undecim annos, id est viginti septem annis post obitum Fratris Nicolai praedicti. Hanc imaginem Celsitudo Vestra aequi bonique facere dignetur eius magis memor, quod Romae in opere sit, ut beatificetur Nicolaus, et operi promovendo celerius vires suas addat, obsecro et impense rogo Celsitudinem Vestram.

Ad extremum etiam peto seu intercedo pro nuncio seu latore imaginis ut pro commendatione litteras patentes illi tribuat, quo liberius et securius atque facilius iter suum prosequi valeat.

Interim me commendo favori et amori Celsitudinis Vestrae, et quantum attinet ad Beatificandum Fratrem Nicolaum simul obsecro atque supplico,

Ambrosiana in der « Alten und Neuen Welt » 1932 leidlich gut reproduziert werden. Das Bild hat Ähnlichkeit mit dem Porträt in der Ambraser Sammlung zu Wien, abgebildet von Dr. Durrer auf Tafel XVII.

ut etiam sit à parte nostra quantum potest, nam indigemus quo minus nos valemus ope, consilio, et auxilio eò plurium et maiorum virorum et dominorum.

Valeat optime et felicissime.

Ex Sylvania in *Saxlen* apud tumbam Fratris Nicolai die 29 Maii anno 1625.

Joannes Zimmerman,
Camerarius capituli quatuor Cantonum et parochus in Saxlen,
Celsitudinis Vestrae servus.

Adresse : Illustrissimo et Reverendissimo
Domino Domino *Friderico Borromaeo*, Archiepiscopo Ecclesiae Mediolanensis,
Domino meo Colendissimo, *Mediolani*.

Original in der Biblioteca Ambrosiana, Codex G. 244 inf. (1625), Nr. 32, f. 58.

2. Kardinal Friedrich Borromeo an den Pfarrer von Sachseln.

Molto Reverendo mio carissimo !

Con la lettera della Reverenza Vostra de 29 Maggio hò ricevuto il *vitratto di Fra Nicolao* buona memoria, che mi hà mandato ; et hò comesso, che si metta in questo Collegio Helvetico per esempio e consolatione de'i soggetti della medesima natione, e la ringratio dell' amorevolezza in cio mostrato verso la persona mia.

Quanto al cooperare al negotio della beatificatione, che dalla Santa Sede si procura, havendo io a mesi passati pregato Monsignore Arcivescovo Volpi, segretario di Nostro Signore, à instantia de cotesti Signori, favorisse, ove si può l'attione, non sò, che altro ufficio sia a proposito : dovendosi presupporre, che la Santa Sede e la Congregatione prontamente la favoriranno, se gli agenti della causa faranno bene la parte sua. E in questo consiste la prestezza della speditione. Il messo, che Vostra Reverenza mi raccomandava per alcun favore, non si lasciò vedere da me, e però non mi diede occasione di giovarli. E qui resto desiderando à Vostra Reverenza ogni vero contento.

Di *Milano* a 18 di Giugno 1625.

Di Vostra Reverenza come fratello
F. Cardinale Borromeo.

Adresse : Al Rev. mio carissimo il Paroco di *Saxlen*.

Außen besiegeltes Original unter jenen Kanonisationsakten, welche aus dem Nachlaß von Pfarrer J. Ming in das Historische Museum von Obwalden gelangten und längere Zeit bei Pfarrhelfer Anton Küchler lagen. Nach dessen Tod kam dieser Faszikel vielleicht mit seinem handschriftlichen Nachlaß in die Kantonsbibliothek von Obwalden, sollte aber vernünftigerweise mit den Prozeßakten im Pfarrarchiv Sachseln vereinigt werden, denen sie offensichtlich nur zu Studienzwecken seiner Zeit von Ming enthoben wurden.

REZENSIONEN. — COMPTES RENDUS.

Fr. Agostino Gemelli O. F. M., Dom Silvio Vismara O. S. B. La Riforma degli Studi universitari negli Stati pontifici (1816-1824).

Nel corso del 1933 usciva fra le « Pubblicazioni della Università cattolica del Sacro Cuore » di Milano, con il titolo sopra indicato, un vistoso volume di circa 400 pagine di stampa nitida ed elegante. Come è accennato con stile lapidario nella dedica a S. E. il Card. Gaetano Bisleti, il volume è un' illustrazione della S. Congregazione dei Seminari e delle Università, la quale è la continuazione dell' antica Congregazione degli Studi, che può a sua volta riallacciarsi alla Commissione cardinalizia degli Studi creata da Giulio III e riorganizzata da Sisto V nel 1588. Il lavoro degli eruditi Autori è, per così dire, un' introduzione storica alla Costituzione *Deus scientiarum Dominus* che il Papa felicemente regnante Pio XI ha emanato il 24 maggio 1931 sugli studi ecclesiastici.

Il volume contiene un' introduzione e cinque capitoli, che sono lo sviluppo del titolo dell' opera.

Nell' introduzione, di una trentina di pagine, gli Autori descrivono in una sintesi interessantissima la situazione generale degli studi superiori nello Stato pontificio nel periodo immediatamente anteriore all' inizio del lavoro di riforma nel 1816. Vi emerge, fra altri, la grande figura del Card. Consalvi, la cui opera, in fatto di riforma universitaria, « se risulta per lo più velata e coperta », pure « va sempre e dovunque sottintesa nell' opera della Congregazione degli studi. E non solo sotto il pontificato di Pio VII, ma anche, per potente riverbero, sotto quello di Leone XII ».

Il primo capitolo è una rassegna storica rapidissima delle quindici Università — grandi e piccole, celebri nella storia del sapere o d'irradiazione più modesta — che esistettero nello Stato pontificio. Non senza un vivo interesse si leggono specialmente il paragrafo concernente l'Università romana, creata da Bonifacio VIII e detta più tardi « Sapienza », e quello sullo « Studio » di Bologna, « l'alma madre degli Studi », di cui il nome basta a farne risuonare la fama quasi otto volte secolare. Non si tratta, in questo capitolo, di una storia propriamente detta delle Università dello Stato pontificio. Gli Autori vi espongono quel tanto che basta per conoscere il posto che ciascuna aveva al momento della riforma, ed i privilegi che esse fecero valere contro la stessa. « Che ci importano, invece, e molto, tra le notizie spigolate nel cumulo più o meno ben ordinato dei documenti a nostra disposizione, sono quelle che riflettono lo stato di dette Università nei periodi più vicini all' opera vagliatrice, e quindi restauratrice o eliminatrice di Pio VII e di Leone XII ».

Il capitolo secondo, di circa 175 pagine, è il più importante di tutti, in quanto che ci fa assistere al laborioso nascere della riforma sotto Pio VII.

Dopo i rivolgimenti politici della fine del XVIII e del principio del XIX secolo, in fatto di insegnamento universitario nello Stato pontificio, rimangono Roma e Bologna « non del tutto indegni delle loro antichissime tradizioni ». Per tutte le altre Università « l'impressione generale non può negarsi sia quella di una miseria che tende sempre più ad accentuarsi in un deperimento provocato da molteplici cause, non ultima quella di bilanci assolutamente insufficienti allo scopo » ; sono « vecchi organismi, cristallizzati in tradizioni ormai decrepite », che « soffrono di un irremediabile marasma ».

Il lavoro di riforma incomincia colla nomina, il 20 luglio 1816, di una Congregazione cardinalizia avente per compito « di esaminare quanto riguardasse gli studi nello stato pontificio ». Il 10 gennaio 1819 la Congregazione presentava a Pio VII il « Metodo di pubblica istruzione per lo Stato pontificio », noi diremmo l'ordinamento generale degli studi. Con ciò si chiudeva il primo periodo dell' opera di riforma. Il secondo periodo va fino alla morte di Pio VII (7 agosto 1823) ed in esso il « Metodo » venne sottoposto al vaglio della critica. E' qui che il Card. Consalvi diede alla riforma tutte le risorse della sua vasta mente e dell' accorta sua esperienza.

Il capitolo racconta dettagliatamente le vicende di questo ingente lavoro. Il criterio da seguirsi era stato dato da Pio VII : « non distruggere i regolamenti antichi, ma trarre dai medesimi ciò che occorre... e perfezionare ». Tradizione, dunque, sposata colle novità consigliate dai nuovi tempi. Si richiama in sussidio la « ratio studiorum » dei Gesuiti del sec. XVI ; si esaminano gli ordinamenti dell' Università di Torino ; non si vuol ignorare quello che si fa negli altri stati. I diligenti Autori seguono passo la discussione sia del piano generale, sia dei piani particolari per le singole Università. Evidentemente non è possibile seguirli in questa loro minuziosa esposizione. Chi si interessa di studi superiori, leggerà non senza viva curiosità le concezioni di quel tempo in materia di insegnamento scientifico e le discussioni che ne vennero. Teologia, filosofia, diritto, belle lettere, archeologia, medicina e chirurgia, architettura, commercio e agricultura, tutto vi è discusso.

Col capitolo terzo, di una sessantina di pagine, si arriva all' ultimo colpo di mano dato al progetto di riforma. Dopo un rapido riesame del « Metodo », in cui venne data allo studio la sua redazione definitiva, Leone XII emanò il 28 agosto 1824 la Costituzione *Quod divina Sapientia*, che costituisce il documento centrale della riforma, « frutto di otto anni di elaborazione e di esperienza, intitolato, sì, al nome di Leone XII, ma che... moralmente appartiene al pontificato di Pio VII ».

La Costituzione stabiliva due classi di Università : quelle di primo grado, ossia l'Archiginnasio romano e lo Studio bolognese ; e quelle di secondo grado, ossia le Università di Ferrara, Perugia, Camerino, Macerata e Fermo, a cui se ne potevan eventualmente aggiungere altre. Le prime dovevano avere almeno trentotto cattedre, oltre tutti i sussidi di musei, gabinetti, biblioteche, ecc. ; le seconde almeno diciasette cattedre. Un privilegio in punto a concessione di lauree in medicina e chirurgia era riservato esclusivamente a Roma e a Bologna. Colla soppressione della

Facoltà di filologia, le Facoltà erano ridotte a quattro. « L'impressione prima e generica che si riceve dall' esame della *Costituzione* è questa, che si è voluto semplificare e ridurre il più possibile, dovunque ciò non andasse a scapito delle esigenze scientifiche di una buona cultura universitaria. »

L'introduzione della riforma non andò senza incontrare difficoltà. Modificazioni e complementi furono apportati alla Costituzione leoniana, quali : la riunione alle Università delle scuole d'ingegneria e d'architettura ; la divisione della Facoltà filosofica in due, filosofia pura e matematiche, ognuna con proprio programma specifico ; il ristabilimento della Facoltà di filologia.

Il quarto capitolo studia l'applicazione della Costituzione leoniana nelle singole Università. Il lettore ci farà grazia, se non ci addentriamo nei dettagli. Vi si tratta, tra altro, il problema delle Università minori e della loro sistemazione.

Il quinto ed ultimo capitolo, brevissimo, non è se non un cenno rapido all' insegnamento medio ed alle scuole primarie. Queste ultime non erano in situazione brillante e dopo il 1824 l'attenzione del governo pontificio va deliberatamente alle riforme necessarie col regolamento del 1825. Gli Autori fanno giustamente notare come le condizioni delle scuole elementari nello Stato pontificio non erano peggiori di quelle degli altri stati italiani ed anche di certi stati europei considerati come più progrediti. Si pensi che nella stessa Inghilterra il governo incominciò ad occuparsi direttamente dell' istruzione primaria solo nel 1839 !

Tale è l'opera che i Padri Gemelli e Vismara ci offrono. La materia trattata, il modo e lo stile dell' esposizione fanno leggere d'un fiato l'interessante volume. Non ci resta che a felicitare vivissimamente da questa Rivista gli eminenti Autori di questa loro opera riuscitissima, a malgrado delle difficoltà d'ordine documentario che ebbero ad incontrare.

Celestino Trezzini.

Dr. Bernhard Poschmann. Ecclesia principalis. Ein kritischer Beitrag zur Frage des Primats bei Cyprian. Breslau, Franke, 1933. 107 S.

Die dogmengeschichtliche Frage der Primatslehre bei Cyprian ist in den letzten Jahren mehrmals geprüft worden. Poschmann selber hatte sie, im Jahre 1908, zum Gegenstand seiner Doktoratarbeit gewählt. Kurz nachher erschien Hugo Kochs bekanntes « Schicksalsbuch » *(Cyprian und der römische Primat,* 1910). Es folgten, um nur das wichtigste hervorzuheben : E. Caspar, *Primatus Petri* (1927) ; K. Adam, *Neue Untersuchungen über die Ursprünge der kirchlichen Primatslehre* (1928) ; H. Koch : *Cathedra Petri* (1930). Poschmann erklärt in seiner Vorrede, daß er das Wort nicht etwa deshalb ergreife, um seine früheren Auffassungen zu verteidigen ; er gibt nämlich zu, daß er dieselben heute wesentlich geändert hat.

Er beginnt mit der Prüfung des tertullianischen Satzes : « praesumis ad te derivasse solvendi et alligandi potestatem, *id est ad omnem ecclesiam*

Petri propinquam » (Pud. 21). Tertullian wende sich hier nicht an Callistus, sondern sehr wahrscheinlich an einen afrikanischen Bischof. « *Omnis ecclesia Petri propinqua* », sagt Poschmann, jedenfalls mit Recht, darf nicht örtlich verstanden werden, sondern bedeutet : jede mit Petrus in ursächlichem Zusammenhang stehende Kirche, welche sich von ihm herleitet, ihre Gewalt auf ihn zurückführen kann, so daß diese Stelle nicht nur mit der Primatsfrage nichts zu tun, sondern überhaupt gar keine Beziehung zu Rom hat.

Der Autor geht nun zur Lehre Cyprians über. Nach Hugo Koch wäre die Meinung des großen Bischofs von Kartago einfach folgende gewesen : Petrus ist ein Sinnbild der Einheit der Kirche, weil diese mit ihm *begonnen* hat, da Christus Petrus *zuerst* die Vollmacht gegeben habe, welche er später den übrigen Aposteln ebenfalls erteilte. Cyprian, erwidert Poschmann, sagt etwas mehr : Petrus ist nicht nur als Beispiel gegeben worden, um die Einheit der Kirche begreiflich zu machen, sondern er ist die Quelle und Grundlage dieser Einheit gewesen. In den dem Petrus erteilten Vollmachten ist mehr als eine einfache zeitliche Priorität zu ersehen, sondern ein kausaler Ursprung (Realgrund, nicht nur Erkenntnisgrund). Poschmann, der früher den Ausdruck « in solidum » (De unitate, 5) wie Hugo Koch im Sinne von « solidarisch » genommen hatte, erklärt sich heute überzeugt durch die Beweisführung Casels, der darin einen juristischen Ausdruck sieht, der ein Recht oder eine Pflicht besagt, welche verschiedene Personen erfaßt, aber so, daß *jede* von ihnen diese Pflicht oder dieses Recht *vollständig* besitzt. Es handelt sich nicht nur um eine Meinungseinheit zwischen den verschiedenen Bischöfen. Cyprian will betonen, daß jeder die Totalität der bischöflichen Vollmacht besitzt. Er schreibt : « Petri cathedra atque ecclesia principalis, unde unitas sacerdotalis exorta est » (ep. 59, 14). H. Koch versteht *principalis* im Sinne von *principis*, was höchst unwahrscheinlich ist. *Unde*, sagt Poschmann, bezieht sich auf *ecclesia*, so daß, unter der « ecclesia principalis » Cyprian die Urkirche versteht, die Urzelle (im geistlich-kausalen Sinne), nicht die Hauptkirche, ganz wie bei Irenaeus, Adv. Haer. III, 3, 2, *principalitas* die Apostolizität bedeutet. Die Urkirche hat sich mit Petrus in Rom niedergelassen und besteht in der römischen Kirche, die deshalb die ecclesia « principalis » ist, weiter. « Sie führt die Urkirche in gerader Linie weiter, während die andern Kirchen dementsprechend Nebenlinien darstellen » (S. 59). « Die geforderte Verbindung der Einzelkirchen mit der Urkirche wird von Cyprian in vertikaler Linie hergestellt durch die rechtmäßige Sukzession der Bischöfe. Daß darüber hinaus auch noch eine horizontale Verbindung aller Kirchen mit der zuerst in Petrus, dann in der römischen Kirche fortlebenden Urkirche notwendig ist, davon hören wir bei dem Autor nichts mehr » (S. 64).

Was endlich die zwei Fassungen von *De unitate ecclesiae* 4 betrifft, behauptet Poschmann, daß die Form B, dem Inhalte nach, in nichts über die Fassung A hinausgeht, so daß aus der zweiten Form, wenn sie auch von Cyprian stammt — was, nach der Beweisführung Chapmans, ziemlich sicher feststeht — gar nichts zu Gunsten des Primats gewonnen wird. Sie will nämlich einfach besagen : nur der rechtmäßige Bischof, sei es der

Bischof von Rom oder einer anderen Kirche, ist der Nachfolger Petri. Es wäre somit unrichtig, in dieser zweiten Fassung eine Absicht zu Gunsten Roms erblicken zu wollen. Erst nach Abschluß seines Manuskripts hat unser Autor von der Arbeit des Franziskaner Paters van den Eynde (La double édition du De unitate de saint Cyprien, *Rev. d'Hist. eccl.* 1933, 5-24) Kenntnis nehmen können. Für diesen letzten ist die Fassung B die ursprüngliche (er nennt sie die Form A) und die Fassung A eine Veränderung derselben, die Cyprian zur Zeit des Taufstreites unternommen hat. An diese « Retuschierung » (!) glaubt Poschmann nicht, um so weniger als Cyprian seinen Standpunkt in der Primatsfrage nie geändert hat. Wenn, in der Form B, gefragt wird : « Qui cathedram Petri, super quam (*oder* quem) fundata ecclesia est, deserit, in ecclesia se esse confidit ? » so ist unter der « cathedra Petri » nicht Rom gemeint, sondern jede Kirche, welche einen rechtmäßigen Bischof besitzt. (Seitdem hat P. J. Lebreton *(Recherches de science religieuse*, 1934, 456-467) gegen van den Eynde, den Standpunkt Chapmans wieder zu verteidigen versucht : die zwei Rezensionen von *De unitate* stammen beide vom J. 251 : die erste ist gegen das kartaginische, und die zweite gegen das römische Schisma gerichtet.)

« Die unitas sacerdotalis ist von der römischen Kirche ausgegangen, d. h. offenbar damals, als Petrus ihr Bischof war. Daß diese Kirche auch jetzt noch die Quelle aller kirchlichen Gewalt und damit notwendiger Mittelpunkt der Gesamtkirche ist, läßt sich aus dem Text nicht entnehmen » (5-64). Eine aktive Jurisdiktion Petri auf die andern Apostel nimmt Cyprian nicht an, und ein Jurisdiktions- oder Gehorsamsprimat des Papstes, im Sinne einer Obergewalt über die Bischöfe, kommt bei ihm sicher nicht in Frage. Der Bischof von Rom ist der *primus inter pares* und hat die besondere Ehrenpflicht, sich für die Einheit vor allen andern einzusetzen. « Eine Gleichsetzung der römischen Kirche mit Petrus inbezug auf die Bedeutung als Einheitsprinzip hat er nicht vollzogen. Wohl aber hat er diesen Gedanken durch die enge Verbindung, in die er die cathedra Roms mit Petrus und der « Urkirche » brachte, nahe gelegt, hat sozusagen die Prämissen formuliert, aus denen eine Gleichsetzung sich als Schluß ergibt » (S. 95). Er hat, « ohne sich dessen bewußt zu sein, die Grundlagen des Primatsdogmas herausstellen helfen » (S. 94).

Ob mit dieser Darstellung der schwierigen Primatsfrage bei Cyprian Poschmann, der jetzt zwischen seiner früheren Meinung und derjenigen Hugo Kochs, eine Mittelstellung einnimmt — H. Koch will beim Bischof von Kartago nichts anderes als einen bloßen Episkopalismus erkennen — wirklich das letzte Wort gesagt ist, wie Altaner behauptet *(Theol. Rev.* 1933, S. 425), läßt sich noch bezweifeln. Wenn die extremen Deutungen Cyprians nach beiden Richtungen sicher falsch sind, so kommt uns diejenige von Poschmann etwas gekünstelt vor, vor allem weil er bei Cyprian keine Meinungsveränderungen annehmen will, was ja bei kaum einem Schriftsteller der Fall gewesen ist, erst recht nicht bei einem Bischof der, auf Seite Roms, im Taufstreit einen so großen Widerstand gefunden hat.

L. Waeber.

Das Buch der Stifter des Klosters Allerheiligen. Herausgegeben von **Karl Schib.** Beilage zum Jahresbericht 1933/34 der Kantonsschule Schaffhausen. XII-31 SS.

Der Text dieser für die Gründungsgeschichte des Klosters Allerheiligen in Schaffhausen sehr wichtigen erzählenden Quelle lag bisher nur in jener Ausgabe vor, die der verdiente badische Geschichtsforscher F. J. Mone 1848 besorgt und in seine bekannte, immer noch viel zitierte « Quellensammlung zur badischen Landesgeschichte » aufgenommen hatte. Diese Edition, ohnehin nicht leicht zugänglich, leidet unter Lesefehlern und willkürlichen Textveränderungen, was von K. Schib mit einigen trefflichen Beispielen belegt wird. Noch schwerer wiegt jedoch die Feststellung, dass Mone die beiden herangezogenen Handschriften ganz uneinheitlich und unsystematisch verwertet hat.

K. Schib ediert nun den Text von Hs. A (1-19) und gibt dazu die Varianten aus Hs. B und C (20-23). Die Berechtigung dieses Verfahrens ergibt sich natürlich aus der Bedeutung der Hss. Hs. A beruht auf einer deutschen Übersetzung des ursprünglichen lateinischen Textes, die dem XIII. Jahrhundert zuzuweisen, aber nicht erhalten ist. Geschrieben ist Hs. A selbst im XIV. Jahrhundert. Hs. B ist bloß die Vervielfältigung einer deutschen Vorlage, durch einen Franziskaner in Schaffhausen 1438 besorgt. Diesem neuen Ergebnis des Herausgebers darf man mit guten Gründen zustimmen. Ob Hs. B unmittelbar auf Hs. A zurückgeht, kann nicht eindeutig entschieden werden. Uns scheint wahrscheinlicher, was übrigens Schib nicht ausschließt, daß noch andere Zwischenvorlagen bestanden haben. Hs. C ist nicht bloß jünger, sondern in ihren Sprachformen verstümmelt, bringt jedoch bemerkenswerte Ergänzungen.

In zweiter Linie bespricht K. Schib das Stifterbuch als Geschichtsquelle. Er bringt, vollkommen zu Recht, die Altarweihe durch Papst Leo IX. (1049) in direkten Zusammenhang mit der Gründung des Klosters und kennzeichnet die Wendung, die die Hirsauer Reformbewegung in der rechtlichen Stellung des Schaffhauserstiftes heraufgeführt hat. Die Preisgabe des Eigenklostercharakters ist die wichtigste Änderung in der Rechtsstellung. Aus dem Vergleich der urkundlichen Geschichte mit der Erzählung des Stifterbuches ergibt sich die Folgerung, daß beide Quellen in den Hauptzügen übereinstimmen und das Stifterbuch nicht unwesentliche Ergänzungen bringt. Offenbar bedingt auch der zeitliche Abstand des erzählenden Berichtes die Tatsache, daß dem Stifterbuch in manchen Teilen legendenhafter Charakter anhaftet, nicht allein seine erbauliche Tendenz. Nicht gerechtfertigt erscheint uns, beiläufig bemerkt, die Schreibweise « clüniazensisch », « Clüniazenser », die der Herausgeber anwendet, der doch wieder Cluny schreibt.

In einem Anhang druckt Schib die Einleitung des Berichtes über die Translation der Reliquien von Trier nach Schaffhausen und die Darstellung über den ersten Kreuzzug, der die Beziehungen des Klosters miteinbezieht (27 f.). Sachlich gehört dazu die Erzählung von der Teilnahme Abt Gerhardts am Kreuzzug, wie sie in der Legende von des Klosters Stiftung (28) ent-

halten ist. Sie ergibt wieder einen treffenden Vergleich mit dem Stifterbuch, das die wahren Motive dieser Teilnahme verkennt. Das Glossar, das K. Schib hinzufügt (30 f.), ist dankenswert, auch wenn es kaum vollständig ist (wenn ellende erklärt wird, darf z. B. auch frùnt-Verwandter, s. p. 26, ins Glossar aufgenommen werden). Mit Befriedigung vernehmen wir von beabsichtigten rechtsgeschichtlichen Untersuchungen über die Fälschungen der Allerheiligenurkunden.

O. Vasella.

Romain Pittet. L'Abbaye d'Hauterive au Moyen-Age. Thèse présentée à la Faculté des lettres de l'Université de Fribourg (Suisse) pour obtenir le grade de Docteur. Archives de la Société d'histoire du canton de Fribourg, t. XIII, p. 1-295. Fribourg, Fragnière frères, 1934.

Ce n'est pas dans une *Revue d'histoire ecclésiastique* qu'il faut prouver l'intérêt qu'offre, en général, l'histoire d'une Institution religieuse qui a duré des siècles. Même des laïcs, en passant devant les restes d'un antique monastère exerçant toujours une attraction mystérieuse, se demandent instinctivement ce qui s'y est passé.

Aussi, souhaitait-on depuis longtemps déjà, l'histoire de l'abbaye d'Hauterive, ne fût-ce que pour la période du Moyen-Age. Comme elle ne venait pas, la Faculté de philosophie (ou lettres) de l'Université de Fribourg la mit au concours en 1890. Le bref délai imparti pour sa composition ne permit point alors de la pousser à fond, et la difficulté du sujet fit reconnaître la nécessité d'en publier d'abord les documents. Le R. P. Justin Gumy, capucin, lauréat du jury à condition de compléter son esquisse, entreprit, dans ses rares instants libres, le travail publié en 1923 sous le titre de *Regeste de l'Abbaye de Hauterive de l'Ordre de Cîteaux, depuis sa fondation en 1138, jusqu'à la fin du règne de l'abbé d'Affry, 1449*. Dès 1921, sacré évêque, S. Exc. Mgr Gumy fut placé à la tête d'une mission africaine.

Dix ans après, M. l'abbé Pittet s'est imposé la tâche méritoire de disséquer ce *Regeste* pour en extraire, ainsi que d'autres sources, tous les éléments historiques qu'il était susceptible de fournir. Son ouvrage est donc principalement la mise en œuvre du *Regeste*. Celui-ci, comme tout travail de ce genre, aligne les documents dans l'ordre purement chronologique, sans aucun lien entre eux. Il n'est pas un livre de lecture courante, mais un instrument de travail très précieux pour d'autres études encore que l'histoire de l'abbaye. Au contraire, le Dr Pittet groupe ses extraits selon leur contenu, et, secondairement la plupart du temps, d'après l'ordre chronologique. Beaucoup de ses faits, même, ne sont pas datés, ni ses grands personnages désignés par le quantième de leur nom, défauts à éviter : « Une lettre d'Henri empereur... au comte Amédée de Savoie », p. 257. Quel Henri ? Quel Amédée ? Quelle date ? A proprement parler, il n'écrit pas un récit où les faits se dérouleraient méthodiquement, époque par époque, mais excepté pour les chapitres I, II, III, V, une simple série de tableaux représentant les différents aspects sous lesquels on peut considérer

l'existence d'Hauterive durant tout le Moyen-Age. De la sorte, dans le quatorzième et dernier chapitre, il est encore parlé, sur le point particulier qui la retrace, du XIIme siècle tout autant que du XVme.

Ce procédé se justifie. Une histoire chronologique, dans sa plus grande partie, eût été beaucoup plus difficile sinon impossible à composer. Les faits trop menus et en soi presque tous insignifiants ne s'y prêtent guère. Ils ne valent que par le rapprochement opéré de tous ceux qui sont de même nature sur un laps de temps assez considérable, afin de pouvoir en donner une idée complète, un exposé compréhensible et de dégager les enseignements que leur ensemble révèle. Ce procédé n'est cependant pas à recommander indistinctement. S'il a dans certains cas ses avantages, il présente aussi des inconvénients. Souvent un fait est la conséquence d'un autre, qui n'est pas du tout de même nature. En les séparant, si l'on ne veut pas fausser ou tronquer l'histoire, on est forcé à des répétitions fatigantes pour les placer ailleurs dans leur milieu. M. Pittet use de redites plus souvent même qu'il n'était nécessaire. La donation d'Arconciel, par exemple, paraît 8 fois : pp. 16, 30, 32, 34 (2 fois), 35 (2 fois), 52 ; l'autorisation de se faire inhumer à Hauterive, 6 fois : pp. 76, 86, 131, 216, 242, 270.

L'auteur s'est heurté à une autre difficulté, celle-là insurmontable. Parmi les questions primordiales pour son genre de travail sont celles relatives au fondateur. Or, on ne sait presque rien du fondateur d'Hauterive, de sa famille et de ses possessions. Tout cela renferme de telles obscurités qu'elles contraignent l'historien à entrer dans d'ardues discussions, afin d'exposer les différentes hypothèses interprétant le peu que l'on connaît, sans pouvoir finalement apporter la lumière désirable sur ces questions fort controversées. M. Pittet a pu être parfois tenté de découragement devant les obstacles rencontrés. Félicitons-le de s'en être tiré avec honneur. Si l'abbaye avait joué un rôle plus marquant, son histoire aurait été plus aisée à écrire et elle l'aurait été depuis longtemps sans avoir besoin d'être jadis l'objet d'un prix. Le nombre des religieux ne dépassa guère 35 Pères et Frères (p. 90). Ce ne fut point un des importants monastères de l'Ordre de Cîteaux, qui en comptait, il est vrai, trois autres assez rapprochés, en Suisse romande, peuplée en outre de monastères de divers Ordres.

Après une *Introduction* sur les sources, le plan adopté, les concours qui lui furent prêtés, l'abbé Pittet divise sa matière en trois parties : *Le Monastère, La Vie intérieure du Monastère, La Vie extérieure*, suivies d'une courte *Conclusion* et de la *Liste des Abbés*. Voici le titre des Chapitres :

Le Monastère : Ch. I, La situation générale du pays au moment de la fondation d'Hauterive ; Ch. II, La famille des sires de Glâne ; Ch. III, La fondation de l'abbaye (à 7 km. 5 sud-ouest de Fribourg) ; Ch. IV, L'église et le cloître ; Ch. V, Esquisse du premier domaine.

La Vie intérieure du monastère : Ch. I, La Règle ; Ch. II, Les Abbés ; Ch. III, La Vie intellectuelle ; Ch. IV, La Vie économique (domaine, revenus, utilisation des revenus).

La Vie extérieure : Ch. I, Relations avec le Saint-Siège ; Ch. II, avec les évêques de Lausanne ; Ch. III, avec l'Ordre de Cîteaux ; Ch. IV, avec les seigneurs féodaux ; Ch. V, avec Fribourg.

Le Dr Pittet, doué d'une grande facilité de travail, a des aptitudes particulières pour l'histoire, les recherches, l'érudition. Sa monographie, pleine de promesses, est sérieuse, consciencieuse, fouillée, dans l'ensemble — quelques passages exceptés — judicieuse et solide. En général, aussi, elle se tient dans une juste mesure, sans en dire trop ni trop peu. Presque tout est dit de ce qu'il fallait dire. Les notes n'encombrent point le bas des pages, ni n'entravent par le fait la lecture du texte. Elles ne renferment, ainsi qu'il convient, que des références.

Le Chapitre sur *La Vie économique* (pp. 115-228) paraîtra un peu disproportionné par sa longueur, conséquence de la richesse habituelle des sources au sujet des questions d'ordre matériel. Il reprend le thème du Chapitre intitulé *Esquisse du premier domaine* et relate des faits à distribuer ailleurs. Sa fin regarde les rapports extérieurs (pp. 225-228). Ses détails sur la différence entre Cisterciens et Bénédictins, l'administration, les charges, les Frères, le travail manuel pourraient être reportés au Chapitre de *La Règle*, très bref (pp. 88-91), où l'on ne dit, en somme, qu'elle était bien observée, sans la décrire succinctement, ni rappeler sa prompte décadence dans tout l'Ordre et la réforme imposée en 1335 par Benoît XII, pape cistercien. Réforme éphémère quant à l'abstinence de la viande, au dortoir commun et à la pauvreté, tout au moins. A Hauterive, les religieux possèdent individuellement dès le XIVme siècle, d'après le *Regeste*, nos 1415 (de 1354), 1425, 1550, 1551, 1674 (Humbert de Treyvaux, † avant 1400).

Qui ne commet des fautes ? Les origines du christianisme en Ogo, la chronologie de certains abbés et des faits propres à la fondation semblent contestables. De simples nobles sont appelés seigneurs. S'étonnera-t-on ? Pages 223, 262, 270, l'auteur s'appuie sur des faux sans s'en douter, les nos 1180, 737, 371 du *Regeste*, qui en recèle d'autres de leur espèce. Les actes vrais sont les nos 1180, 771, 870. Plusieurs de ses assertions sont à modifier. Par exemple : L'Ogo « cette contrée que les historiens ont peine à délimiter exactement » (p. 52), ce « nom... a eu une signification beaucoup plus large qui s'est restreinte peu à peu » (p. 19). Les limites de l'Ogo sont connues, n'ont jamais varié ni été celles du comté de Gruyère. — « Amédée de Savoie (lequel ?) manifesta aussi sa sympathie pour les religieux... (qui) durent lui verser 100 florins » (p. 257). « Louis de Savoie (lequel ?) renonce aux droits qu'il possède..., les religieux lui versent 250 florins » puis Amédée (VI) ratifie pour 150 florins (p. 263). Ce sont des vols qualifiés, là où il n'y avait ni droit ni sympathie. — « Philippe eut deux successeurs : son frère Amédée et son frère Louis » (p. 261). Amédée V et Louis I étaient *neveux* de Philippe. — Page 262, Louis I († 1302) et Louis II († 1349) font un seul personnage. — « On ignore les origines des prétentions de la Savoie sur Hauterive » (p. 262). Ces origines sont connues, l'ambition d'agrandir sa puissance, qui porta Louis II à fabriquer, en 1346, le faux daté de 1281 (no 737). — « Quelques Abbés gaspillèrent l'argent, amenèrent un endettement du monastère » (p. 148, avec répétition en termes équivalents, pp. 91, 212, 224, 225, 275). A cette affirmation, point de preuves. Le passage, p. 149, répété p. 224, n'en est pas une : « En 1396, le couvent d'Hauterive se

plaint... que par le fait des Abbés... la communauté en est arrivée à avoir une dette de 512 livres. » La dette est imputable aux Grands et aux voisins. Il est bien parlé, à trop de reprises comme du reste, de leurs vexations, en quelques lignes, pp. 157, 158, 160, 256, 257, 267, 273, 275, mais nulle part elles ne ressortent suffisamment, quoique méritant un tableau. Les d'Englisberg extorquent 500 livres (p. 263), les de Savoie, 500 florins, etc. Pillage en 1386 (p. 225). Une dette de 512 livres se contracterait à moins.

Un compte rendu ne peut se transformer en démonstration. Il faudrait un article.

Comme un sage et circonspect débutant, qui n'a point ou n'ose pas toujours avoir d'opinion personnelle, trop confiant en ses devanciers, M. l'abbé Pittet accepte docilement les jugements des historiens jouissant d'un certain crédit ou dont il n'a pas découvert le motif de se défier. Lorsque, dans quelques années, il aura élargi son savoir, discipliné sa facilité, développé son don de sagacité, mûri son talent, perfectionné sa manière de composer, il nous donnera, espérons-le, une histoire entière d'Hauterive, retouchée dans sa première partie, achevée jusqu'à la suppression de l'abbaye, perpétrée brutalement après plus de sept siècles d'existence. Cette seconde partie continuera son dernier Chapitre, l'un des plus courts, *Relations avec Fribourg*, qui en formeront sans doute le principal, mais non l'unique sujet. Et, bien raconté, le tout sera très intéressant.

Erreurs typographiques : p. 35, donation d'Arconciel, 1802, pour 1082 ; p. 51, note 6, *A. F.* au lieu de *A. S. H. F.* 1907 ; p. 120 « terras... remotae », pour terrae ; p. 224, emprunt à la Maigrauge, 1533, pour 1353 ; p. 273, guerre de Laupen, 1133, pour 1339, etc... et encore, p. 257 « Saint-Esprit romain germanique ». (!)

Pleterje, Šent-Jernej Yougoslavie. *D. Albert Courtray.*

Katholisches Missions-Jahrbuch der Schweiz 1934. 1. Jahrgang. 15. Jahrbuch des Akademischen Missionsbundes der Universität Freiburg (Schweiz). Selbstverlag. 168 S.

Das Jahrbuch des Akademischen Missionsbundes in Freiburg i. Ue. entbehrte bisher eines straffen Aufbaus, weil die Zielsetzung zu wenig scharf umrissen war. Der neue Titel, den das Heft 1934 trägt, kennzeichnet das Bestreben, diesem Organ feste Aufgaben zuzuweisen. Es soll planvoll in den Dienst des vergangenen und gegenwärtigen Missionslebens der Schweiz gestellt werden, soweit unser Land nach außen und nach innen an den Missionsbestrebungen beteiligt erscheint. Die zur Veröffentlichung bestimmten Studien sollen daher einen geschlossenen, einheitlichen Charakter tragen. Damit erhebt das Jahrbuch auch den Anspruch, wissenschaftlichen Zwecken zu dienen.

Der Zielsetzung entspricht die Gliederung. In einem ersten Teil werden jene Arbeiten zusammengefaßt, die entweder wissenschaftlichen Charakter

besitzen oder diesen — als Grundlage späterer Arbeiten — sicherlich erwerben werden. Es handelt sich hier natürlicherweise um Anfänge. Die meisten der hier vorliegenden Aufsätze stammen aus der Feder berufener Verfasser, die der Missionstätigkeit ihres Ordens bezw. ihrer Gesellschaft nahestehen. Wir erwähnen den Aufsatz von P. Rudolf Henggeler, Die Missionsarbeit des Stiftes Einsiedeln, als Jubiläumsartikel zur Jahrtausendfeier des Klosters gedacht. P. Laurenz Kilger, St. Ottilien und die Schweiz, deckt den großen Anteil der Schweizer — der Gründer der Benediktinerkongregation für auswärtige Missionen war ein Schweizer — an diesem für die Missionen hervorragend tätigen Kloster auf. Es folgen die Schilderungen der Missionen der Benediktiner von Engelberg in Kamerun, die jüngsten Datums sind (P. Konrad Lötscher), der Missionen der Kapuziner in Ostafrika und Indien (P. Veit Gadient und P. Roger Jordan). Endlich wird der Tätigkeit der eigentlichen Missionsgesellschaft der Schweiz, Bethlehem, in Heilungkiang ein Aufsatz von J. Zürcher gewidmet. Seit ihrem Beginn im Jahre 1926 hat sie einen namhaften Aufschwung erlebt, trotz großer Schwierigkeiten. Den Abschluß des 1. Teiles bilden eine kurze Biographie des in Indien wirkenden schweizerischen Missionsbischofs Al. M. Benziger (J. Beckmann), sowie eine aufschlußreiche Statistik über den zahlenmäßigen Anteil der Schweizer an den Missionen innerhalb der Orden und Kongregationen (L. Bossens). Es wirken in den Missionen 251 Geistliche, 108 Laienbrüder, 692 Schwestern aus 32 Orden und Kongregationen.

Der zweite Teil gibt einen guten Überblick über verschiedene Hilfswerke, die mittelbar oder unmittelbar im Dienst der Missionen stehen. Überdies werden hier auch sämtliche Berichte über die Tätigkeit der zahlreichen Missionsvereine an katholischen Gymnasien und Seminarien vereinigt, die so ein vortreffliches Bild von den tiefgehenden und weitverzweigten Beziehungen der Schulen zur Missionstätigkeit der katholischen Schweiz vermitteln. Nicht so recht an seinem Platz scheint uns der Aufsatz von Joh. Beckmann, Vom schweizerischen Missionsschrifttum, zu sein. Beckmann, der sich als guter Kenner der Missionsgeschichte ausgewiesen hat, gibt hier einen kurzen Einblick in die Literatur zur Missionsgeschichte, wobei der Rahmen naturgemäß weit gezogen sein muß. Endlich hält eine Missionschronik die wichtigsten Begebenheiten aus dem gegenwärtigen Missionsleben fest (L. Bossens).

Das Jahrbuch, dem ein Personen- und Sachregister beigegeben ist — was lobend hervorzuheben ist — dürfte in dieser Gestalt sicher recht bald zu einem aufschlußreichen Organ für die schweizerische Missionsgeschichte werden. Aus diesem Grunde verdient es die Aufmerksamkeit weiterer Kreise. Wir zählen es mit guten Gründen zum wertvollen Schrifttum unter einer Literatur, die es nicht immer versteht, in sachlicher und vornehmer Weise ihrer Aufgabe zu dienen.

O. Vasella.

H. Bruders, S. J. La part de la chronique juive dans les erreurs de l'histoire universelle. Casterman, Tournai, 24 p. (Extrait de la *Nouvelle Revue Théologique*, 1934, pp. 928-951).

La chronique juive, soit avant tout celle de Josèphe, puisque celle de Juste de Tibériade ne nous est point parvenue, après avoir été souverainement méprisée, encore tout au début de l'ère chrétienne, en particulier par les Grecs, finit par être, trois siècles plus tard, universellement acceptée, aussi bien en Orient qu'en Occident : d'Eusèbe de Césarée jusqu'à Albert de Strasbourg, au XVIme siècle, toutes les grandes chroniques la prennent comme modèle et comme base. La raison en est bien simple : les milieux intellectuels étant devenus chrétiens ont adopté les livres canoniques de l'Ancien Testament et, tout naturellement, la chronique juive qui, du point de vue historique, les résumait et les continuait.

C'est ainsi que se sont perpétuées deux grandes légendes : tout d'abord, le chiffre de 6,000 ans donné comme durée totale du monde terrestre, parce que « mille ans sont comme un jour devant Dieu » et que le Créateur s'étant reposé après six jours, l'ère messianique devait commencer à la fin du sixième millénaire ; mais les auteurs chrétiens, naturellement, entendirent cette date du second avènement du Christ, soit donc de la fin du monde et du jugement dernier. Une autre interprétation qui devint traditionnelle, fut celle qui, dans le dernier des quatre royaumes dont parlait Daniel, reconnaissait l'Empire romain ; aussi, lorsque ce dernier tomba sous les coups des Barbares, les temps eschatologiques semblèrent arrivés. On éluda plus tard la difficulté en expliquant que les Barbares, loin d'avoir détruit le pouvoir des Romains, l'avaient, en réalité, continué.

La Réforme, avec son retour exclusif à la Bible, étudiée de préférence dans le texte grec et même hébraïque, loin de rejeter ces calculs et les déductions qu'on en tirait, leur donna une importance nouvelle. Luther voyait approcher la fin du monde et reconnaissait déjà l'Antéchrist dans la personne du Pape. L'interprétation des quatre empires de Daniel était chère à Mélanchton et fut maintenue dans les synthèses historiques, du XVIme au XIXme siècle. Bossuet prit comme cadre de son *Histoire universelle* les Annales de l'archevêque irlandais protestant Ussher et, d'accord ici avec les Réformés, combattit Richard Simon qui, devançant son siècle, avait compris que l'Ancien Testament ne pouvait fournir les bases suffisantes d'une chronique de l'histoire universelle. Catholiques et protestants continuèrent, conformément à la vieille assertion juive, à voir dans les Israélites le peuple le plus ancien de la terre, à ramener toutes les langues à la leur et à retrouver parfois dans les divinités païennes des déformations des personnages bibliques.

Les faits énumérés au cours de ces quelques pages, qui embrassent une étendue d'au moins dix-neuf siècles, exigeraient naturellement des compléments et, au besoin, des rectifications. On pourrait trouver dans les écrits des Pères, sur les 7,000 ans admis comme durée du monde, des textes plus caractéristiques que plusieurs de ceux qui sont reproduits à la note 1 de la page 10. Chez les Juifs, préalablement et parallèlement

à la manière de compter qui finit par prévaloir, il y en eut d'autres, plus compliquées ou moins simplistes, qui furent peu à peu éliminées. Quelques mots sur le millénarisme n'auraient pas été superflus. Pris isolément, les faits que le P. Bruders énumère ne sont pas nouveaux ; l'auteur a du moins eu le mérite de les rapprocher d'une manière fort suggestive et le courage de dénoncer les erreurs trop longtemps commises par ceux qui se sont crus autorisés à déduire des données bibliques des conclusions numériques qu'elles ne comportent pas. Il y aura toujours, malgré tout, des esprits pressés de voir se produire les bouleversements cosmiques et des prophètes pour en prédire l'imminence, bien que le Christ ait déclaré que l'heure en était connue de son Père seul, comme aussi il y aura toujours des naïfs pour les croire. Des considérations telles que celles qu'esquisse ici le Père Bruders devraient être de nature à leur ouvrir les yeux.

L. Wæber.

Zwingliana. Beiträge zur Geschichte Zwinglis, der Reformation und des Protestantismus in der Schweiz. Hrg. vom Zwingliverein. Bd. VI, 1. und 2. Heft, 128 S. Zürich, Berichthaus, 1934.

Die « Zwingliana » dienen inskünftig nicht allein der Erforschung Zwinglis und seiner Reformation, sondern der Geschichte des gesamten schweizerischen Protestantismus (vgl. Jahresbericht des Zwinglivereins p. 61 f.). Der Umfang der Zeitschrift ist entsprechend dieser Erweiterung der Forschungsaufgabe um das doppelte erhöht worden : es erscheinen statt vier inskünftig 8 Bogen pro Jahrgang. Die Neuerungen sind mit vorliegenden Heften in Kraft getreten. Die Redaktion ist nach wie vor Privatdozent Dr. L. v. Muralt anvertraut, der sich um die schweizerische Reformationsgeschichte recht verdient gemacht hat.

W. Köhler bietet in seinem Aufsatz « Zwingliana in Wildhaus » aus einem Zinsbuch der Pfründen in Wildhaus von 1534 Beiträge zur Geschichte der Familie Zwingli und stellt fest, daß von den fehlenden Drucken aus der an das Großmünster hinterlassenen Bibliothek Zwinglis in der Stiftsbibliothek Einsiedelns sich nichts nachweisen läßt. Er beschreibt zwei Drucke, die dem Konstanzer Generalvikar Joh. Fabri und Peter Tschudi angehört haben (1–4). Der gute Kenner der Straßburger Theologen M. Bucer und W. Capito, *Otto E. Straßer*, zeichnet deren letzte Anstrengungen zu einer Union zwischen Lutheranern und den schweizerischen Reformierten, die 1538 in Reaktion gegen die Koalition katholischer Fürsten Deutschlands unternommen worden sind. Er druckt aus dem Staatsarchiv Aarau ein Schreiben der beiden Theologen an die schweizerischen reformierten Stände ab, worin die Straßburger ihre Abendmahlsauffassung abermals darlegen, und untersucht endlich die Stellungnahme der schweizerischen Städte zu diesen Unionsbestrebungen. Trotz allen Entgegenkommens erwies sich auch jetzt wieder die Überbrückung des Gegensatzes im Bekenntnis als unmöglich. *Heute* empfinden es Protestanten, wie Straßer, als providentiell, « daß damals keinerlei Gleichschaltung der schweizerischen

reformierten Kirchen mit den deutschen lutherischen Kirchen zustande gekommen ist » (5-15). — Der Aufsatz von *Tr. Schieß*, Ein Jahr aus Bullingers Korrespondenz, zeigt am Beispiel der Korrespondenz Bullingers aus dem Jahr 1559 die Bedeutung des Briefwechsels des Zürcher Antistes überhaupt auf. Es ist keine reine Aufzählung, die hier etwa geboten wird. Der ganze Bereich persönlicher und kirchlicher Anliegen bis zu den Nachrichten schweizerischer und europäischer Politik wird auf knappem Raum aufgedeckt. Welch' ungewöhnliches Nachrichtennetz Zürich durch Bullinger geworden, zeigt die örtliche Ausdehnung der Beziehungen, die über Süddeutschland bis nach Friesland und England hinaufreichen und über Nieder-Österreich nach Polen führen (16-33). — Als Beitrag, der eine Frucht der eingangs erwähnten Aufgabenerweiterung der Zeitschrift darstellt, nennen wir den Aufsatz von *E. Staehelin*, Die Stellung des schweizerischen Protestantismus zum Aufbruch des Sozialismus und Kommunismus in der Regenerationszeit. Staehelin schildert zunächst die verschiedenen Strömungen sozialistischen bezw. kommunistischen Charakters und erörtert sodann die praktische soziale Fürsorge zugunsten des Industrie-Proletariats wie die grundsätzliche Einstellung der reformierten geistlichen Kreise. Diese Untersuchung beschränkt sich bewußt auf die Verhältnisse in Basel, St. Gallen, Bern, Waadtland. Es ist also eine Auswahl, die aber Wesentliches aufzeigt. Einheitlich ist die Bewertung der proletarischen Bewegung als einer areligiösen Bewegung, und allgemein die Erkenntnis, daß nur im Christentum die Lösung der neuen Probleme gefunden werden kann. Die Schwierigkeiten lagen also hier nicht in der Frage nach der grundsätzlichen Einstellung, sondern der Überwindung konkreter wirtschaftlicher Verhältnisse, deren Einbruch ungewöhnlich wirkte. — Die Miszellen bringen eine Untersuchung von *Karl Simon* über die Beziehungen des Zürcher Täufers und Goldschmids Hujuff, dessen Identität mit dem gleichnamigen Hofgoldschmid Kardinal Albrechts in Halle bezweifelt wird, zu Thomas Müntzer. *W. Köhler* druckt drei Briefe zur Lebensgeschichte von Konrad Hofherr und Wolfgang Ruß (aus dem Ulmer Stadtarchiv) und Auszüge aus den Ratsprotokollen in Kempten zur Biographie von Paul Rasdorfer ab, dreier Prädikanten, die auch in der Schweiz tätig gewesen sind.

Das 2. Heft ist dem hochverdienten Forscher Dr. T. Schieß zu seinem 70. Geburtstag gewidmet. In seinem Aufsatz : « Zum Problem : Reformation und Täufertum » gibt *L. v. Muralt* einen sehr schätzenswerten Einblick in neuere Studien amerikanischer Mennoniten zur Geschichte des schweizerischen Täufertums. Er setzt sich insbesondere auseinander mit den Aufsätzen von John Horsch, die in der Zeitschrift « The Mennonite Quaterly Review » Bd. IV-VIII erschienen sind, einer Zeitschrift, die uns persönlich bisher nicht zugänglich war. Die Kritik v. Muralts zeichnet sich durch einen ganz entschiedenen, doch vornehmen Ton aus und ist uns deshalb sehr nützlich, weil sie die Gegensätze der Anschauungen voll hervortreten und eine Problematik bewußt werden läßt, die auch uns keineswegs gleichgültig sein kann. v. Muralt betrachtet natürlich selbst manche Frage nicht als gelöst. Der Hauptgegensatz der Anschauungen trifft in der

Beurteilung von Zwinglis Auffassung von Kirche und Staat aufeinander. Hat Zwingli das Programm seiner Lehre hierin konsequent durchgeführt ? Bestehen Wandlungen ? Wenn ja, sind diese Wandlungen nur eine Ausweitung seiner schon verkündeten Lehre oder hat Zwingli diese Lehre realen Verhältnissen entsprechend umgeformt ? Diese Fragestellung läßt ohne weiteres die Schwierigkeit der Lösung erkennen ; denn wie wollte man Taktik und Prinzip in einem Kampf von solchen Formen säuberlich scheiden können ! Man hat z. B. die Stellungnahme Zwinglis zu den Altgläubigen Zürichs inbezug auf ihren auswärtigen Messebesuch bis 1528 aus der Toleranzidee Zwinglis erklären wollen (Vgl. A. Farner, Die Lehre von Kirche und Staat bei Zwingli 88). Viel wahrscheinlicher ist, daß sie sich aus realen Machtverhältnissen in Zürich selbst ergab (man vgl. dazu Farner 125 ff., besonders 125 Anm. 5). Darf man überhaupt solche Fragen nur an Zürichs Verhältnissen allein bemessen ? In der Zehntenfrage haben z. B. Prädikanten die entstehenden Schwierigkeiten richtig empfunden. Oft waltete die Sorge, durch einen voreiligen Entscheid gegen die Gegner die reformierte Kirche selbst um nachträglich möglich werdende Ansprüche zu verkürzen (Vgl. das schöne Beispiel Comanders in seinem Brief an Zwingli in Zw. W. VIII, p. 697). Beachtenswert ist indessen doch, daß nach v. Muralt die Obrigkeit die von Zwingli immer festgehaltene Unterscheidung von Kirche und Staat nicht macht. Man mag sich im einzelnen zu den hier aufgeworfenen Problemen stellen, wie man will, gewiß ist, daß die Darlegungen v. Muralts sehr anregend und daher jedem wertvoll sind. — « Honterus und Zürich » von *Oskar Netoliczka* erbringt den Nachweis, daß die zürcherischen Nachdrucke der Kosmographie Honters auf einen Aufenthalt dieses Geographen und Reformators Siebenbürgens in Zürich oder auf etwaige direkte Beziehungen zu Chr. Froschauer nicht schließen lassen. — Zum Aufsatz von *Hans Martin Stückelberger*, Calvin und Servet, gestatten wir uns eine grundsätzliche Bemerkung. Kann für den Leser eines Aufsatzes, der schwierige Probleme klären will, dem eine bestimmte Einstellung (Entlastung Calvins) unbestreitbar anhaftet, die Kenntnis von 4 eingangs genannten Hauptwerken zu Calvin im einzelnen vorausgesetzt werden oder ist es vielmehr nicht auch im Interesse des Autors selbst gelegen, die Nachweise sorgfältig und gewissenhaft im einzelnen zu geben ? Damit die Arbeit richtig bewertet werden kann.

Das Heft wird beschlossen durch eine Bibliographie der poetischen Zwingliliteratur (O. Frei) und eine dankenswerte Miszelle : Beichtzettel für Einsiedeln, in Zürich gedruckt, aus der Feder von P. Leemann-van Elck.

O. Vasella.

Die Beginen von Somvix.

Von Iso MÜLLER und Notker CURTI.

(Fortsetzung.)

4. Die Siedlung im 14. Jahrhundert.

Leider sind uns über den weitern Bestand des Beginenhofes in Somvix nicht mehr so ausgiebige Notizen wie über dessen Anfänge überliefert. Wir führen die wenigen Nachrichten hier chronologisch auf. 1308 begegnet uns zunächst ein *Waltherus frater*, der wohl an der Spitze der Genossenschaft stand und Güter von St. Benedikt mit Gütern des Burkard de Mont vertauschte.[1] Es ist auffällig, wie nun bald nach Rigenza, wenn nicht unmittelbar nach ihr, die Leitung nicht mehr in Händen von Frauen lag. Burkard von Mont scheint der erste bis jetzt bekannte Vertreter dieses Geschlechtes zu sein.[2] Am 21. Januar 1321, dem Feste der hl. Agatha, vergabte *Ulrich de Plazes* (Plaies) sowie seine Gattin Berchta an St. Benedikt ein Haus, eine Scheune und 2 Gärten.[3] Wir suchen die Heimat der de Plazes (Deplazes) in

[1] Syn. ad an. 1308 : Permutatio bonorum quorundam ad ecclesiam S. Benedicti im Summovico spectantium facta est hoc anno per *Waltherum* conversum et fratrem ad S. Benedictum cum *Burkardo de Monte* ex voluntate venerabilis abbatis Hermanni. Dieser Passus ist ediert von *Mohr*, 2, 206, Nr. 128. Dazu vgl. *Eichhorn A.*, Episcopatus Curiensis. St. Blasien 1797, S. 234 ; ferner *van der Meer* († 1795), Chronicon Disertinense, Kopie Disentis, S. 50 : Anno Domini MCCCVIII cum voluntate domini *H. abbatis* Desertinensis quamdam bonorum permutationem fecit cum Burchardo de Monte Waltherus conversus et frater ad S. Benedictum supra Summovicum in praesentia bonorum hominum. Actum ante ecclesiam S. Joannis in Summovico. ex m. s. 1. ann. (= ex manuscripto libri anniversarii). Abt Hermann ist unsicher. Siehe Zeitschrift f. Schweiz. Geschichte 13 (1933) 422.

[2] HBLS. 5 (1929) 137.

[3] Syn. ad an. 1321 : Sub idem tempus die S. Agathae Desertinae ante monasterium cum voluntate abbatis Guilielmi in praesentia Johannis d'Altorff, Ulrici custodis, D. Andreae, Wilhelmi de Praubi, Alberti de Phiesel, Lucii Saltair pro remedio animarum suarum et successorum *Ulricus de Plazes* et *uxor Berta*, fratres in capella S. Benedicti, contulerunt S. Benedicto supra Summovicum domum, horreum et duos hortos in Plazes cum attinentiis. Eodem anno ibidem coram iisdem abbate et testibus, *Minicus capellanus* frater in ecclesia S. Benedicti, emit cum bonis S. Benedicti agrum de *Molar in Plazes*. Item *Wilhelmus de Ligazun*

Surrhein [1]. Nach einer andern Überlieferung hat der gleiche Ulrich noch Güter zu Turtengia, wohl bei Disentis, geschenkt. [2] Im gleichen Jahre oder wenigstens zur gleichen Zeit kaufte der *Kaplan Minicus*, selbst ein Bruder der St. Benediktsgenossenschaft, einen Acker Molar in Plazes. [3] Ebenso schenkten weitere Mitglieder dieser klösterlichen Siedlung, *Wilhelm von Ligazun und seine Frau Anastasia* 50 Pfund Halblinge. [4] Auch vertauschten der eben genannte Ulricus de Plazes und der Kaplan Minicus einen Ertrag von 2 Schillingen, die Minicus Carabel und dessen Gemahlin Agnes in Seth gegeben hatten, mit zwei Schillingen Ertrag aus dem näher gelegenen Gute ad fontem Ligizun und mit einem kleinen Besitze unterhalb St. Benedikt. [5] Die Asketen

et *uxor sua Anastasia*, fratres in eadem capella, S. Benedicto contulerunt quinquaginta libras Mezanorum seque amore Dei in remedium animarum usque ad mortem illuc obtulerunt. Ex antiquis monasterii membranis. Alle drei Regesten schon ediert von *Mohr*, 2, 262-263, Nr. 184.

Molar, vielleicht Camàler, zwischen Surrhein und Perdomat. Freilich bietet der Akzent Schwierigkeiten. Plazes suchen wir zwischen Surrhein und Reits.

[1] Zu Plaz vgl. oben S. 16, Anm. 5.

[2] Notizbuch der Familie Berchter. 17. Jh. Stiftsarchiv Disentis, S. 168. 1321, den Hornung als Guilielm apt ware an fest der heyligen Agatha, hat *Vdalricus de Plaies* und sein weib Berchta für erlesung ihrer seelen St. Benedicts Capellen ob Sumwix vermacht ein haus, 1 gaaden, 2 garten in Plaies und die güeter zu Turtengia ».

Zu Plaies vgl. *Kübler*, Nr. 756, 1260, 1589. Siehe oben S. 18, Anm. 10, Urk. 1. Pigniu. Als Örtlichkeitsname ist mir Turtengia nur oberhalb Marietta beim Kloster Disentis bekannt. Als Familienname ist ein Hofmeister des Klosters Disentis « Thöni Thurtenga », 1534 u. 1538, überliefert. Freundl. Mittl. von H. Major P. A. Vincenz, Truns, welcher mir die Copien der Urk. mitteilte. Siehe *Cahannes J.*, Das Kloster Disentis vom Ausgange des Mittelalters bis 1584. Brünn 1899, S. 53.

[3] Siehe oben S. 20, Anm. 4.

[4] S. oben S. 17, Anm. 3.

[5] Syn. ad an. 1323 : Eodem anno confratres in domo S. Benedicti *Ulricus de Plazes* et *Minicus capellanus* cum consensu abbatis Wilhelmi permutarunt duos solidos mercedis in *Septo*, vulgo Sett, quos *Minicus Carabel* et uxor eius *Agnesa* S. Benedicto dederant cum domina *Marina de Maschieras* dante e contra alios duos solidos mercedis ad *fontem in Ligizun* et sub ecclesia S. Benedicti unam partem. Ex veteri libro anniversariorum.

Ebenso ein Wilhelmus de Ligazun zu 1321, Anm. 3 auf vorhergehender Seite. Dieser Name kommt in Vrin vor. Etymon noch nicht gefunden. Freundl. Mitteil. Dr. A. Schorta. Ligiazun, bestehend etwa aus 4 Häusern, ist zirka 25 Minuten von Vrin entfernt zwischen Cons u. S. Giuseppe. Oberhalb S. Giuseppe entspringt eine Quelle. Trotzdem scheint mir das obige Ligizun bei St. Benedikt gelegen zu sein, weil es eben eingetauscht wurde.

Ein Gut Ligazun oder Luguzun bei Tinzen im Oberhalbstein. Urk. 1492. « Altes Gebäu », Chur ; ferner 1251 u. 1322 ein Berchtoldus de Legezona (Lagenzun) als Zeuge in Disentis nachweisbar. Siehe *Wartmann H.*, Rätische Urkunden 1891,

von St. Benedikt wollten alle Güter in der Nähe haben, jedenfalls um sie nach Möglichkeit selbst zu bebauen. Die Jahrzahlen für die einzelnen Schenkungen, welche die Synopsis berichtet, sind nicht durchaus zuverlässig, weil dieses Geschichtswerk zu sehr durch seine Anlage als Annalenwerk auf Jahrzahlen ausgeht und hierin nicht immer glücklich war.[1] Dieses gilt z. B. gerade von der allgemeinen Wendung der gleichen Geschichtsquelle, wonach im Jahre 1334 das collegium devotorum mit verschiedenen Schenkungen bedacht worden sei.[2]

Auf sicherem Boden stehen wir mit der Tatsache, daß *Abt Thüring von Schweinsberg-Attinghausen* (1327-53) sich in Avignon für St. Benedikt *Ablässe* geben ließ. Der Ablaß spielte im Mittelalter für die Kultur eine ungemein wichtige Rolle. Kirchen, Hospize, Spitäler, Waisenhäuser, Brücken wären kaum so zahlreich entstanden, wenn nicht Päpste und Bischöfe durch Erteilen von Ablässen die christliche Nächstenliebe hiezu angewiesen hätten. Unter Clemens VI. (1342-52) wurden besonders viele Ablässe verliehen.[3] In diesen Jahren häufen sich die Ablassbriefe auch im Bündner Oberland. Die Pfarrei Pleif erhielt schon am 20. Mai 1322 und wieder am 8. Januar 1345 einen Ablaß von 40 Tagen.[4] Auch St. Martin in Truns erlangte am 4. Mai 1345 denselben Ablaß.[5] Nicht unbeeinflußt davon, suchte der Disentiser Abt die gleiche Vergünstigung. Diese wurde ihm in Avignon am 2. Juni 1346 gewährt. Danach wurde allen andächtigen Besuchern von St. Benedikt an den 16 höchsten Festen des Jahres sowie an deren Oktaven und überhaupt an allen Sonntagen 40 Tage Ablaß gewährt. Während Pleif und Truns noch das schöne Original ihrer Briefe besitzen, sind uns durch die Synopsis von 1696 nur in Abschrift einige Sätze des Eingangs- und Schlußprotokolles[6] sowie die eigentlich praktische

S. 2, 25 (Quellen zur Schweiz. Gesch. Bd. X). Die letzten beiden Hinweise verdanke ich H. Dr. A. v. Castelmur.

[1] *Müller Iso*, Die Disentiser Klosterchronik (Synopsis) vom Jahre 1696. Zeitschrift f. Schweiz. Geschichte 13 (1933) 417-482, bes. 427.

[2] Syn. ad an. 1334: Eodem anno multis iterum possessionibus augetur collegium devotorum apud S. Benedictum in Summovico. Vielleicht ist diese allgemeine Wendung auch inhaltlich nicht ganz ohne Bedenken.

[3] *Schnürer G.*, Kirche und Kultur im Mittelalter 3 (1929) 133-135; ferner *Nicolaus Paulus*, Geschichte des Ablasses im Mittelalter 2 (1923) 22-24.

[4] Abgedruckt im Ischi 4 (1900) 51-58.

[5] Edition und Historisches von *C. Fry*, im Bündnerischen Monatsblatte 1933, S. 326-28, 332-34, 384.

[6] Syn. ad an. 1346: Idem *Thuringus*, quo cultum et venerationem Ss. P. Benedicti in capella Summovicensi et collegio Devotorum eidem dicato promoveret,

Inhaltsangabe in rätoromanischer Übersetzung, wie sie heute noch, freilich nur in einer Kopie von 1907, in St. Benedikt zu sehen ist, erhalten. [1]

Nach dem Laterankonzil von 1215 durften die Bischöfe nur *Ablässe* von 40 Tagen erteilen. Das Volk aber glaubte schon im 13. Jh. und später, wenn Bischöfe oder Kardinäle gemeinsam einen Ablaßbrief erteilen, dann spende jeder derselben 40 (später 100) Tage Ablaß. Das Volk summierte also, während die Theologen und Kanonisten, übrigens schon Albertus Magnus († 1280), die Unhaltbarkeit dieser Anschauung darlegten. Trotzdem gab es, besonders in Rom und Avignon, wo es an Prälaten nie fehlte, solche gemeinsame Ablaßbriefe. [2] Pleif hatte in seinen beiden Briefen zuerst 13, dann 18, Truns aber 10 Ablaßbischöfe erlangt. Den gleichen Ablaßmodus wandte jedenfalls auch Disentis an. Die Synopsis hat aber aus der Intitulatio der Urkunde nur 3 Bischöfe herausgehoben und uns übermittelt: *Nerses* (Narses), Bischof von Manazkert in Armenien, *Johannes*, Bischof von Duvno in der Herzegowina, und endlich *Thomas*, Bischof von Terni in Mittelitalien. [3] Die weiteren Namen sind uns leider nicht bekannt. Da aber nach den kirchlichen Bestimmungen die Bischöfe

Avenione largissimas indulgentias procuravit pro omnibus, qui dictam capellam annexumque hospitale seu collegium visitarent aut piis eleemosynis juvarent etc. Literae indulgentiarum sic incipiunt: universis s. matris ecclesiae filiis, ad quos praesentes literae pervenerint, nos miseratione divina *Narses*, Manasgardensis archiepiscopus, *Joannes* Delmitensis, *Thomas* Junensis etc. salutem in domino sempiternam. Quoniam, ut ait, apostolicus, omnes stabimus ante tribunal Christi accepturi prout in corpore gessimus etc. Datum Avenione 2. die mensis Junii anno domini 1346 et pontificatus domini Clementis papae sexti anno V. Has autem indulgentias ratas habuit ac insuper alias addidit eodem anno die decimo Septembris Udalricus episcopus Curiensis.

[1] Abgedruckt bei *Decurtius C.*, Rätoromanische Chrestomathie. 1. Ergänzungsband 1912, S. 113-114.

[2] *Paulus*, l. c. 2 (1923) 61-62; am eindringlichsten befaßt sich damit *Delehaye H.*, Les Lettres d'indulgence collectives, in Analecta Bollandiana 44 (1926) 342-379; 45 (1927) 97-123, 323-344; 46 (1928) 149-157, 287-343. Danach ist die klassische Zeit dieser Briefe um das Jubiläum von 1300 herum sowie in Avignon. Den Gipfel dieser Praxis scheint das Hochstift Merseburg 1287 erreicht zu haben, das 31 Ablaßbischöfe zusammen brachte. Unsere Briefe aus dem Bündner Oberland hat Delehaye in seinen Regesten nicht aufgeführt. Ähnlich für Ende des 13. Jh. in Chur siehe bei *Vasella O.*, Geschichte des Predigerklosters St. Nicolai in Chur. 1931, S. 90-93.

[3] *Eubel Konrad*, Hierarchia catholica medii aevi 1 (1898) 239, 297, 339. Junensis ist eine Fehllesung der Synopsis statt Interamnensis. Bischof Johannes figuriert schon im Briefe für Pleif vom 8. Januar 1345. Die Nachrichten über ihn sind z. T. unsicher.

nur ihren Untergebenen Ablässe verleihen konnten, war die Zustimmung des Diözesanbischofs unbedingt erfordert, wie gerade das Konzil von Aquileja 1339 ausdrücklich bestimmte. Bischof Ulrich V. Ribi von Chur bestätigte den Brief von Truns am 12. Januar 1346, den von Pleif am 2. Juni 1346 und denjenigen von Disentis am 10. September 1346.

Um 1365 geriet Abt Jacob Büchhorn (1357-68) mit dem *Kaplan* von St. Benedikt *Jacob Keller* de Büchornia in Streit. Der Kaplan behauptete, nach bloßer Begrüßung des Abtes, auch ohne dessen eigentliche Zustimmung, sich 2 Monate lang entfernen zu dürfen. Der Bischof von Chur entschied, der Abt habe keine Jurisdiktion über den Kaplan.[1] Allein da die Verhältnisse nicht mehr erträglich waren, endete der Streit mit der Entfernung des Kaplans, der Pfarrer in Ursern wurde.[2] Rechtlich kann dieser Ausgang als eine Niederlage von Disentis betrachtet werden. Leider ist der Pfrundbrief nicht erhalten, und daher kennen wir auch die juridischen Verpflichtungen des Kaplans nicht. Die Residenzpflicht hatten noch 1234 die Dekretalen von Papst Gregor IX. hervorgehoben.[3] Auffällig ist, daß unser Kaplan für sich gerade 2 Monate Absenz verlangt. Das Konzil von Trient (1545-63) hat diese Abwesenheit als das Höchstmaß bezeichnet.[4]

[1] Lit. Dis. (c. 1650), Copie Stiftsarchiv Disentis, Nr. 60 : Laudum a Scholastico de Sengen, Joanne de Makelschonen cantore Curiensi et Petro Rottman custode Zovingensi est factum inter Jacobum abbatem Disert. et Jacobum Keller de Buochhornia suum praebendarium capellae S. Benedicti, Curiae 1327. 1. martii. Inter alia continetur, quod abbas nullam habeat jurisdictionem in hunc capellanum et quolibet anno sacellanus petita licentia abbatis etiam non obtenta, possit se per duas menses absentare. Statt 1327 stand zuerst 1345, welche Lesart allein in das chronologisch gehaltene Regestenwerk hineinpaßt, denn Nr. 59 gehört zu 1344, Nr. 60 b zu 1347. Deutsches Regest bei *Mohr*, 2, 284, Nr. 211. Abt Jacob belegt für 1357/1367 ; Johannes von Sengen ist 1365/1377 als Scholastikus nachgewiesen, als Kanonikus schon 1347. Siehe *Vasella O.*, im Jahresbericht d. hist.-antiquar. Ges. v. Grbd. 62 (1932) 37 ; *Hoppeler R.* datiert auf 1357 im Bündnerischen Monatsblatt 1932, S. 135-136. Die Syn. ad an. 1365, was sehr wahrscheinlich ist.

[2] Syn. ad an. 1365 : Componitur hoc anno Kal. Martii lis illa, quam Jacobus abbas noster habebat cum Jacobo Keller de Buochornia, sacellano in collegio devotorum apud S. Benedictum in Summovico. Hic inquietus presbyter post modum Ursariae parochum egit. Dazu vgl. Zeitschrift f. Schweiz. Geschichte 13 (1933) 456-457 über Abt Jakob. Möglicherweise ist dieser Kaplan aus der gleichen Heimat wie der Abt.

[3] Pithoeus Peter und Franziscus, Gregorii Papae IX. Decretales 2 (1705) 138-139 ; lib. III. tit. IV. ad 4, 10, 11, 17.

[4] Concilii Tridentini Canones et Decreta. Vesontione 1828, S. 186. Sessio XXIII. cap. I. : absentiae spatium ... nullo pacto debere duos aut ad summum tres menses excedere.

Dieser Streit legt die Erörterung des rechtlichen Verhältnisses von St. Benedikt zur Pfarrei Somvix einerseits, zur Abtei Disentis anderseits nahe.

Somvix ist eine alte Kulturstätte, die bis ins Frühmittelalter hinaufreichen dürfte. Gewöhnlich wird der Name von summus vicus, d. h. das letzte Dorf von Chur her, abgeleitet, wozu man gerne Desertinas = Disentis, d. h. einsame oder wenig bewohnte Gegend stellt.[1] Aber schon die geographische Caesur im Rheintale bei der Russeinerbrücke ist nicht so groß ; am rechtsrheinischen Ufer besteht sie überhaupt nicht. Die Sursassiala wird seit der Bewohnung der Gebiete von Truns, wo ja eisenzeitliche Funde gemacht wurden, doch als Sommerweide zu gelten haben. Vicus ist immer der ökonomische Mittelpunkt einer Siedlung.[2] Ich möchte hier eher den Gegensatz zwischen Dorf (vicus) und Hof sehen, indem die Sursassiala durch das Hofsystem kultiviert wurde, ähnlich wie die Gegend von Obersaxen, die schon im 8. Jh. bewohnt war, die aber bis heute noch 20-30 Höfe zählt. Das wird wahrscheinlich gemacht durch Funde in Disla[3] und den für alte Volksburgen typischen Namen Chischliun bei Disentis ; nicht weniger durch die Lage der prähistorischen Siedlung in Disla und des westlich auf dem Plateau des heutigen Disentiser Hofes gelegenen Volkskastelles, das in seiner Anlage Chischliun bei St. Benedikt entspricht ; Chischliun dagegen kommt Crapault bei Truns nahe.[4]

Somit ist die Erwähnung von Somvix, das u. W. erstmals 1252 belegt ist, da Abt Heinrich einige Güter in « Summovico » dem Ritter Wilhelm von Bultininga zu Lehen gibt, nur zufällig so spät, infolge mangelhafter Überlieferung.[5] 1270 läßt sich ein Henricus, filius Wernheri de Summo Vico nachweisen.[6] Somvix lag auf Disentiser Immunitätsgebiet. Damit war wahrscheinlich nur die Präsentation des Pfarrers verbunden. Die sicher schon 1278 erlangte Exemption des Klosters betraf die Seelsorge nicht.[7] Die Beziehungen von St. Benedikt

[1] *Kübler*, Nr. 1446, 1525.

[2] Vgl. oben 8, 16. Somvix = Hochdorf.

[3] Vgl. *Müller Iso*, Die Anfänge des Klosters Disentis. Chur 1931, S. 62-64. (= Sonderabdruck des Jahresb. d. hist.-antiquar. Ges. v. Grbd. Bd. 61.)

[4] *Poeschel Erwin*, Burgenbuch von Graubünden, 1929, S. 17, 244.

[5] *Mohr*, I, 341, Nr. 226.

[6] *Mohr*, I, 419, Nr. 281.

[7] Darüber *Curti P. Notker*, Die rätischen Kirchen des Stiftes Disentis. Bündnerisches Monatsblatt, 1921, S. 263-266, sowie Zeitschrift f. Schweiz. Kirchengeschichte 27 (1933) 52.

zur Pfarrei Somvix waren von Anfang an sehr gute. Bei der Stiftung von St. Benedikt ist Mauritius plebanus de Summovico erster Zeuge, weil eben in seiner Pfarrei die Niederlassung geschah (Urk. 1). Es ist dies zugleich die erste Erwähnung eines Pfarrers in Somvix. Rigenza de Valle stiftete dafür auch eine Wachskerze für die Pfarrkirche St. Johann. Unter den Zeugen vermuten wir verschiedene Somvixer. Der genannte Bertoldus de Torrone de Uico scheint mir ein Bertold von Truns zu sein, der im Dorfe zu Somvix wohnte.[1] Die Bewohner der Gemeinde Somvix nennen noch heutzutage den Hauptort kurzweg vitg z. B. enta vitg, vi vitg, si vitg, sum vitg. Der genannte Henricus de Vico ist ebenfalls sicher ein Bewohner von Somvix, wie schließlich selbstredend : Wolricus et Vgo de Summouico. Die freundnachbarlichen Beziehungen verstehen sich erst recht, wenn Rigenza de Valle, die also aus einem Hofe von Somvix stammt, für die Pfarrkirche bei der Elevation eine sog. Dreierkerze schenkt. Urk. 2 wurde in der Pfarrkirche selbst abgeschlossen in Gegenwart desselben Pfarrers Mauritius. Urk. 3 kam in der St. Benediktskapelle zu stande, aber wiederum in Gegenwart des Pfarrers Mauritius und seines Bruders Albert. 1491 wurde Somvix dem Kloster Disentis einverleibt, zu einer Zeit, da St. Benedikt schon aufgehört hatte, eine klösterliche Siedlung zu sein.[2]

Was nun das Verhältnis von St. Benedikt zum Kloster *Disentis* betrifft, so wird in den eigentlichen Gründungsurkunden Disentis mit keiner Silbe erwähnt. Die Schenkungen werden vielmehr in Somvix besiegelt, in Gegenwart des Pfarrers und von Zeugen aus Somvix. Und doch läßt schon die Wahl des Kirchenpatrons, des großen Organisators des abendländischen Mönchtums, auf eine wenn auch entfernte Einwirkung des Klosters Disentis auf die Gründung von Somvix schließen. Die Kapelle, welche Rigenza und Laurentius erbauten, lag überdies auf Disentiser Immunitätsgebiet und das Kloster hatte für die Pfarrei Somvix das Präsentationsrecht. Ferner bleibt zu beachten, daß alle Gründungsurkunden in Disentis aufbewahrt waren, wo sie P. Augustin Stöcklin 1628 kopierte, nach der ausdrücklichen Bemerkung : « ex Disertinensibus monumentis ». Der Tausch von 1308 war « ex voluntate abbatis » geschehen und in Disentis im Jahrzeitbuch eingetragen worden. Die Schenkung von 1321 ward mit Willen des Abtes Wilhelm in Gegen-

[1] Siehe aber oben S. 17, Anm. 6. Weiteres über die Somvixer Pfarrei siehe bei *Simonet J.*, Die katholischen Weltgeistlichen Graubündens. Jahresbericht d. hist.-antiquar. Ges. v. Grbd. 50 (1920) 45-51.

[2] *Curti P. N.*, im Bündnerischen Monatsblatt 1921, S. 265.

wart von Konventualen von Disentis abgeschlossen und im Kloster zu Notiz genommen (ex antiquis monasterii membranis). In ähnlicher Weise ist der Tausch von 1323 abgeschrieben worden (ex veteri libro anniversariorum) und auch er geschah mit Zustimmung des Abtes Wilhelm. Vollends deutlich wird das Verhältnis dadurch, daß Abt Thüring 1346 in Avignon um Ablässe für St. Benedikt nachsuchte. Die Synopsis von 1696, welche ein Regest davon gibt, scheint noch das Original vor sich gehabt zu haben. Endlich zeigt der 1365 entstandene Streit zwischen dem Kaplan von St. Benedikt und dem Abt, daß die Kirche doch dem Kloster gehörte, auch wenn der Abt, dessen Kloster nur exempt, nicht nullius dioecesis war, in Seelsorgesachen keine eigentliche Jurisdiktion besaß. Abt Augustin Stöcklin notierte ausdrücklich als Disentiser Eigentum: Capella sancti Benedicti, olim collegium devotorum supra Summumvicum.»[1] Endlich sei noch erwähnt, daß sich die Schmalzzinsrodel von 1800 und 1804 im Klosterarchiv befinden und Disentis heute noch diese St. Benediktskapelle betreut.

Es ist also ersichtlich, wie in der Gründungszeit, etwa bis 1300, die Stiftung St. Benedikt unabhängig erscheint, dabei aber den Zusammenhang mit der Pfarrei Somvix wahrt. Die Gründerin war ja selbst aus Somvix. Seit Beginn des 14. Jh. lehnt sich die Siedlung deutlich an das Kloster an. Es erscheinen auch eigentliche Kapläne der Siedlung, so 1308 Waltherus, 1321-23 Minicus, 1365 Jacob Keller, der zum Abte freilich in einen unheilvollen Gegensatz geriet.

Wir haben schon früher auf die Ähnlichkeit der Beginensiedlung im Muotatal hingewiesen. Dort mahnte Hermann von Rüsegg, Chorherr von Zofingen und Leutpriester in Zürich, um das Jahr 1280, sich einem von der Kirche approbierten Orden unterzuordnen, worauf sie 1288 die Regel des hl. Franziskus annahm. So dürfte auch die Siedlung zu St. Benedikt in der Folge sich dem Stift Disentis angeschlossen haben.

Die letzte schriftliche, bis jetzt uns überlieferte Nachricht über die Beginen von St. Benedikt handelt eben über jenen Streit zwischen Abt und Kaplan Jacob. So endet die Geschichte der Asketen von Somvix mit einem Mißklang. Spätere Nachrichten versagen ganz. Die Chronisten des 18. Jh. behaupten zwar, das Institut von St. Benedikt sei erst durch die Wirren des Kirchenabfalls um die Mitte des

[1] *Stöcklin* († 1641), Syllabus ecclesiarum, capellarum ad collationem monasterii Disertinensis pleno jure pertinentium. Kopie Stiftsarchiv Disentis, S. 2.

16. Jh. untergegangen.[1] Dies dürfte im allgemeinen für die Beginen stimmen. Die letzten Spuren für die Beginen von Somvix gehören indessen der 2. Hälfte des 14. Jh. an. Nur ein Jahrhundert lang vermochte sich also die Asketengemeinde zu halten. Ihre Genossenschaft ging zwar unter, nicht aber die Wallfahrt zum idyllischen Benediktuskirchlein.

Wir lassen die freilich unvollständige *Mitgliederliste* von St. Benedikt folgen.

13. Jahrhundert 2. Hälfte : Rigenza de Valle, soror s. Benedicti dicta, Stifterin der Siedlung ; *Laurentius*, Einsiedler, welcher schon vor der Gründung dort war ; *Margareta*, die Tochter des Rodolfus de Fuldriua ; *Chonradus* de Rusen, Laurentius genannt, und seine Frau *Agnes ; Judenta*, die Tochter des Uolricus de Fopa ; *Henricus de Runcal* und seine Frau *Berta* und ihr Sohn *Wilhelm*.

14. Jahrhundert : 1308 *Waltherus*, conversus et frater ad S. Benedictum ; 1321-23 *Ulricus de Plazes* und seine Frau *Berta*, fratres in capella S. Benedicti ; 1321-1323 *Minicus capellanus*, frater in ecclesia S. Benedicti ; 1321 *Wilhelmus de Ligazun* und seine Frau *Anastasia*, fratres in capella S. Benedicti ; 1323 *Minicus Carabel* und seine Frau *Agnes ;* 1323 *Marina de Maschieras*. Die beiden letzten Einträge lassen die Frage offen, ob es sich nur um Schenkungen oder auch um Eintritt in die Asketengemeinde von St. Benedikt handelt. Beim letzten Eintrag handelt es sich wahrscheinlich nur um einen Tausch. 1365 *Jacobus Keller* de Buochornia, sacellanus.

Aus dem *Necrologium* monasterii Disertinensis von 1810, das heute noch jeden Tag bei der Prim vorgelesen wird, seien noch einige Stellen zitiert, die sich sicher oder wahrscheinlich auf St. Benedikt beziehen :

Februar 5: occurrit commemoratio devotorum nostrorum in hospitio S. Benedicti supra Summovicum sicuti et benefactorum illius sacelli.

April 9 : Pistor et Christina de loco Eremitarum.

November 14 : Laurentius de Curschellas de Siltginas (bei St. Benedikt gelegen [2].)

[1] *Eichhorn A.*, Episcopatus Curiensis, 1797, S. 233 : Viguit hic coetus usque ad medium seculi XVI, quo novatorum iniuria sublatus est.

Van der Meer († 1795), Chronicon Disertinense, Stiftsarchiv Einsiedeln, R. 91, S. 49 : Viguit praedictum devotorum collegium usque ad medium saeculi decimi sexti, ubi per novatores devotio, religio et ipsa fides catholica in tota vicinia Desertinensi nutare coepit.

[2] Salginass sura 1539. Urk. 21 im Gemeindearchiv Somvix. Zum Nekrolog vgl. Zeitschrift f. Schweiz. Geschichte 13 (1933) 440-446. Auf S. 441 Z. 17 von oben ist Callistus in Cornelius zu korrigieren.

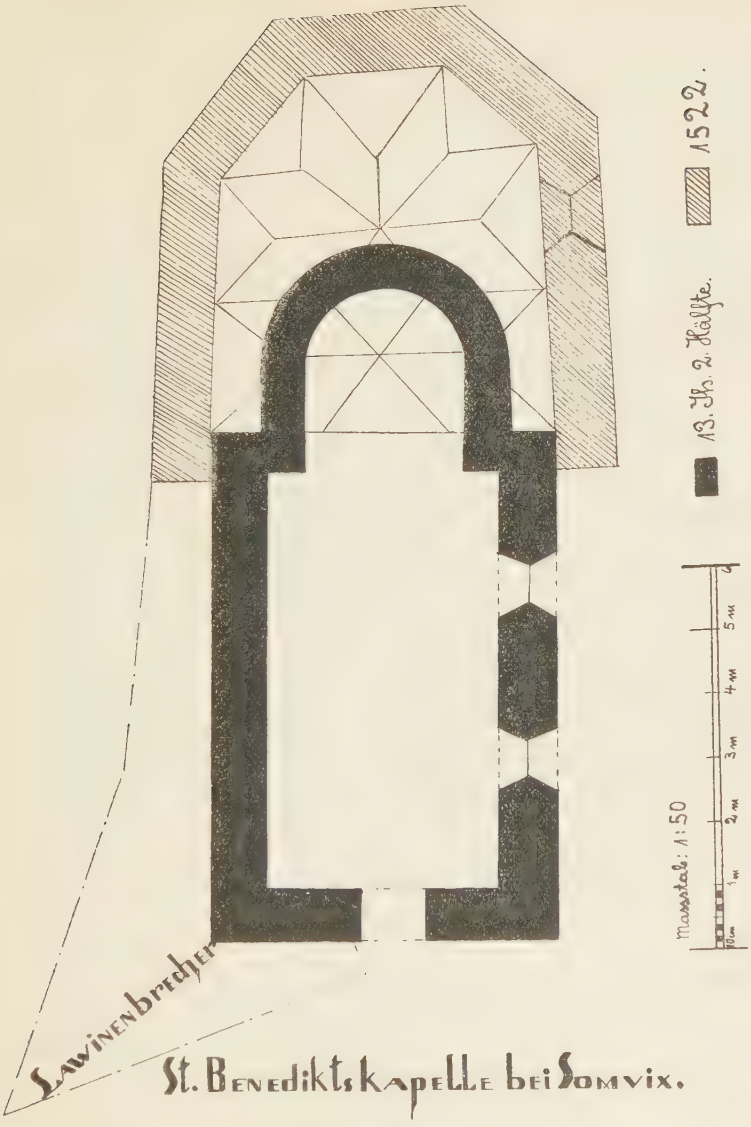
Von alten Gütern bleibt zuletzt gewöhnlich nur noch ein Zins. Als Erinnerung an die Besitzungen von St. Benedikt verblieb dem Kloster noch zu Beginn des 19. Jh. der *Schmalzzins*, wohl für die Butterlampe des Kirchleins. Laut einem solchen Schmalzzinsrodel von 1800 und 1804 hatte das Kloster solche Rechte in *Laus, Concinauns, Plaun de Crusch, Fontauna* sut und *Campieschas*, der zusammen 40 crenas betrug, die crena zu $^3/_4$ Kilogramm berechnet.[1] Den Schmalzzins von Campieschas hatte das Kloster 53 Jahre nicht mehr gefordert, weshalb es mit den dortigen Leuten durch ein friedliches Abkommen sich abfand.[2] Im Laufe des 19. Jh., als innere und äußere Schwierigkeiten die altehrwürdige Klostergemeinde arg bedrängten, ließen die Mönche auch diese Schmalzzinse verloren gehen. Nach der um 1880 einsetzenden Restauration des Benediktinerstiftes nahm sich der Konvent, alter historischer Tradition folgend, wieder des Kirchleins der Somvixer Asketen an. Er tat sein Möglichstes, damit das Kirchlein des benediktinischen Gesetzgebers in Erinnerung an die Beginen, die dort beteten, in neuem Glanz erstrahlt.

V. Die St. Benediktskapelle.

Wie schon ausgeführt wurde, baute Rigenza zu St. Benedikt auch eine Kapelle, und zwar kam diese auf den Felssporn zu liegen, der sich ins Tal vorschiebt. Heute begreift man die Wahl dieses Platzes kaum mehr, liegt er doch mitten im Lawinenzug des tiefen

[1] Si Laus 12 crenas per on, ussa aber maunca ina crena et miez quart; sils funs Concinauns 10 crenas, traitg ord ils rodels veilgs; sin ilg plaun de crusch sur Somvig 10 crenas per on; sin la casa et curtin de Fontauna sut 6 crenas per on, sin ils funs de Campieschas 2 crenas per on, las qualas en vegnidas pagadas avon temps sco ei suonda et sco nus havein enflau ent ils rodels veilgs igl on 1748 etc 1754. Die Kopie von 1804 stammt von P. Gallus Soliva († 1828), der damals Kaplan in Somvix war. Schon 1789 erlegten Joh. Bapt. Meißen und seine Geschwister einen von ihrem Vater her schuldigen Schmalzzins von jährlich 10 crenas. Alles im Stiftsarchiv Disentis, Mappe St. Benedikt. Überall sind bei den einzelnen Zinsen die jeweiligen Besitzer angegeben. Über crena siehe *Kübler*, Nr. 903, und *P. Basil Garigiet*, Raetoromanisches Wörterbuch 1882, S. 68. Fontauna sut liegt im südlichen Dorfteil, angegeben bei *Decurtius C.*, Rätoromanische Chrestomathie. 1. Ergbd. (1912) 115, Situationsplan von Somvix.

[2] 1807 wurde vereinbart, die Besitzer von Campieschas sollen jährlich 1 Rensch oder dann für immer 20 Rensch geben. Für den ausgefallenen Zins von 53 Jahren wurden 14 Rensch in Anschlag gebracht. Urbar des Klosters Disentis, S. 155. Schon 1549 ein «Lienhartt da Campiescheß». Gemeindearchiv Somvix, Urk. Nr. 26.



St. Benediktskapelle bei Somvix.

Tobels. Damals hingegen mag das Tal noch bewaldet und damit die Lawinengefahr ausgeschlossen oder sehr gering gewesen sein. In diesem Falle war der Platz mit seinem Weitblick in das Rheintal hinunter ausgezeichnet gewählt. Was einst Rigenza gebaut, ist zwar teilweise verschwunden, bei näherem Zuschauen hingegen läßt sich feststellen,

daß das alte *Kirchenschiff* und selbst die *Chorpartie* in ihren Fundamenten, wie eine kleine Grabung vom 26. August 1934 beweist, noch vorhanden sind. Da es indessen nur möglich war, das Ostende, also das Chorhaupt der Apside und den Maueransatz am Chorbogen zu kontrollieren, ist die Form der Apside sehr wahrscheinlich, nicht aber absolut sicher zu bestimmen. Das Ganze stellt sich daher als ein kleines Gotteshaus von 3,6 zu 6,6 m innerer Weite dar mit der Apside von 2,2 m Tiefe und 2,5 m Breite, wie sie damals selten gebaut wurde ; man hielt sie gewöhnlich viel flacher. Im Übrigen deckt sich der Bau mit dem damals landläufigen Typ, wie er sich auf der Jörgenburg, in Pitasch, in Fidaz und Mons noch feststellen läßt. [1] Auffallend ist heute die unbequeme Lage der Kirchentüre gegen Westen, draußen auf dem schmalen Felsenvorsprung, wo ein Zutritt nur der Kirche entlang möglich ist. Aber die Ostung wurde im hohen Mittelalter noch als derart wichtig angesehen, daß man dafür einen unbequemen Zugang gerne in Kauf nahm.

Wenn nicht alles trügt, scheint damals auch der Fußboden etwas tiefer gelegen zu sein. Die Gemälde, aus dem 15. Jh., aus einer Zeit stammend, in der die alte Kapelle im Bau jedenfalls noch intakt war, liegen nämlich sehr tief und enden schon 2,80 m über dem heutigen Boden. Auch ist der heutige Boden im Schiff eben mit dem des gotischen Chores, der etwa 20 cm unter dem heutigen Holzboden liegt.

Die alte flache Holzdecke dürfte indes kaum viel tiefer angesetzt haben als die Leiste der heutigen gewölbten. Von den alten Fensterchen hatte sich eine schmale Scharte bis in die ersten Jahre des 20. Jh. erhalten. [2] Ob ein steinerner Dachreiter mit einer Glocke vorhanden war, läßt sich heute nicht mehr bestimmen, ist jedoch kaum wahrscheinlich, da bis in die neueste Zeit nur ein hölzerner auf dem Chordache saß. Der erste Bau war also ein schlichtes Kirchlein mit Apside, flacher Holzdecke und zwei schmalen kleinen Fensterchen nach Süden. Vom Inventar hat sich aus der Frühzeit nichts erhalten. Die Ausstattung dürfte reichlich gewesen sein, wenn man von den Kerzenstiftungen auf die Paramente schließen darf. Jedenfalls verlautet nichts mehr von Neuanschaffungen.

[1] Den Grundriß von Jörgenburg und Fidaz siehe bei *Gaudy Ad.*, Die kirchlichen Baudenkmäler der Schweiz, Bd. I. Graubünden 1921, S. 20, 21.

[2] Siehe die beigegebene Zeichnung von Architekt Dr. *August Hardegger* († 1927). Man beachte den Bogen über der Scharte, der anzeigt, wie das Fensterchen durch Keilsteine überwölbt war. Ebenfalls bemerke man die frühere Öffnung über dem Türeingang, die heute noch wahrgenommen werden kann.

Erst im *15. Jh.* scheint das Bedürfnis nach einer Dekoration des Kirchenschiffes rege geworden zu sein. Damals malte nämlich ein Künstler — es war wohl ein Italiener — auf die Rückwand ein *letztes Gericht* und belegte damit die ganze Fläche, die nicht von der Türe beansprucht wurde. Als Ganzes ist es eine sehr interessante Darstellung, weil die Türe den Künstler zwang, die Szene in zwei scharf geschiedene Gruppen zu teilen. Für den Eintretenden ist rechts der

Chor der Benediktskapelle.

Himmel mit Christus als Himmelsfürsten und Richter aller Menschen, links der Höllenfürst in riesiger Gestalt mit all seinen Getreuen abgebildet. Und während die rechte Seite sich größtenteils mit der herkömmlichen Darstellung begnügt, hat der Meister links seiner Phantasie und Kombinationsgabe die Zügel viel mehr schießen lassen. Rechts thront Christus in der Mandorla auf dem Regenbogen, aus seinem Munde geht eine Lilie und ein Schwert hervor. Zu seiner Rechten steht ein Engel mit dem Kranze, links ein solcher mit der Geißelsäule, während zu seinen Füßen die Auserwählten knien. Gegen die Türe hin sieht man den hl. Johannes mit Papst, Bischof, Priester und Laien, links Maria mit weiblichen Heiligen, von denen eine durch eine Krone

ausgezeichnet ist. Gnade flehend zeigt Maria in braunrotem Kleid und blauem Mantel ihrem Sohn die Brust, Johannes aber im Pelzrock und braunem Mantel hält sein abgeschlagenes Haupt auf der Schüssel hin. Wolkenartig ist der Himmel nach unten abgeschlossen und aus dem Gewölk brechen zwei Engel hervor, die mit Posaunen zum Gerichte rufen, was durch Spruchbänder verdeutlicht wird. Deswegen steigen denn auch zu unterst 3 Tote aus ihren Kastengräbern der Seligkeit entgegen.

Wer die Bilder von *St. Agatha in Disentis* gesehen, wird die Ähnlichkeit nicht verkennen; an beiden Orten der altertümliche Heiland in der Mandorla, der stilistisch ins 14. Jh. gehörte. Und wer Maria in St. Benedikt neben das Schutzmantelbild in St. Agatha hält, kann an der Zusammengehörigkeit nicht zweifeln. Eine nähere Betrachtung fällt aber zu Gunsten von St. Benedikt aus. Die Köpfe sind hier viel weniger schematisch als in Disentis und, obwohl die Augen auch hier scharf betont sind, wirken sie doch nicht so schemenhaft wie in St. Agatha. Auch die Farben sind viel feiner und frischer, während in Disentis schmutzige und stumpfe Farben vorherrschen. Die Fresken in St. Agatha haben aber natürlich den Vorteil, daß sie nie übertüncht waren, während unser Bild restauriert und ergänzt werden mußte.[1] Aber stilistisch ist selbst der altertümliche Christus viel ausgeprägter in St. Benedikt, ich möchte sagen, gotischer. Viel näher noch als den Bildern in St. Agatha stehen die Gemälde von St. Benedikt den Resten aus *St. Plazi in Disentis*, die beim Neubau der Kapelle um die Mitte des 15. Jh. entstanden sind, und vor etwa 15 Jahren ausgegraben wurden. Dort finden sich die gleichen scharfen Linien in den Köpfen und auch die gleichen reliefierten Heiligenscheine.[2]

Zum zweiten Bild von St. Benedikt läßt sich in der Gegend kaum eine Parallele finden. Der Maler hat hier die Größe, Macht und Verworfenheit des Höllenfürsten mit allen Farben geschildert. Der gewaltige Teufel ist fast so groß wie gegenüber der ganze Himmel, und er muß in seiner schmutzig grünen Färbung, mit den langen Ohren und runden Augen einen gewaltigen Eindruck gemacht haben. Ruhig schwebt er da und läßt an seinem Schwanz einen Verdammten über der Hölle baumeln, während seine Genossen mit den Unglück-

[1] *Curti Notker*, Kunstschätze der Kirchen von Disentis und Umgebung. Disentis 1921, S. 4-11, über St. Agatha.

[2] Die Fragmente sind im Klostermuseum. Vgl. Zeitschrift f. Schweiz. Kirchengeschichte 17 (1923) 301-303.

lichen sich zu tun machen. Wie einst Herkules den Antheus, so hat rechts ein Teufel einen Menschen gepackt und ihn mit hohlem Rücken nach hinten gepreßt. Ein wildes Durcheinander von Händen und Füßen. Auf der anderen Seite füttert ein Teufel einen entsetzten Menschen, wohl zur Strafe für sein üppiges Leben. Es läge nahe, die 7 Menschen, die sich um den Höllenfürsten gruppieren, als Repräsentanten der 7 Hauptsünden zu betrachten. [1] Aber es ist schwierig, die einzelnen in eine Kategorie einzuweisen. Wie beim ersten Bilde Christus und seine Heiligen, so bildet hier Satan den oberen Teil des Bildes. Unten werden von Teufeln Verdammte herbeigeschleppt und ganz tief unten öffnet sich der dicht gefüllte Höllenrachen.

Während das erste Bild einer oft behandelten Szene entspricht, ist das zweite Bild viel lebendiger und freier entworfen. Daß Maria ihre Brust dem Richter zeigt, ist ein altes Motiv, nur daß Johannes sein Haupt dem Heiland hinhält, ist originell und vielleicht durch die Darstellungen des hl. Placidus beeinflußt [2], im Höllenbild aber ist alles ursprünglicher, die Stellung der Unglücklichen, die übergroße Figur des Höllenfürsten und viele Szenen sind für das 15. Jh. ungemein realistisch. Der Kampf des einen Teufels mit einem Verdammten mutet fast antik an. [3] Leider ist das Bild für die heutigen Besucher fast unmöglich, und es hält schwer, einen Modus ausfindig zu machen, der erlaubt, das Bild möglichst ursprünglich zu erhalten.

Auf der Südwand, anschließend an das Himmelsbild, haben sich Reste einer Szene mit Pferden und Reitern erhalten, die lebhaft an die Reiter in der Dreikönigdarstellung in St. Agatha erinnern. Wie sich in Brigels fast eine Kopie von St. Agatha befindet, so dürfte auch hier

[1] Über die 7 Hauptsünden als Darstellungsstoff der Kunst konnte leider nichts ermittelt werden. Hingegen hat *Giotto di Bondone* († 1337) die 7 Tugenden in Reliefs am Glockenturm in Florenz dargestellt, deren Schilderung vielleicht an frühere Erzählungen der 7 Gaben des Heiligen Geistes sich anknüpfen. Siehe *Molsdorf W.*, Christliche Symbolik der mittelalterl. Kunst, 1926, S. 121-122, 229.

[2] Den mehrmaligen Vergleich des hl. Placidus mit dem hl. Johannes Bapt. führt sehr deutlich und bestimmt die dem 13. Jh. angehörende Passio S. Placidi durch. Zeitschrift f. Schweiz. Kirchengeschichte 14 (1920) 253.

[3] Diese Kampfszene erinnert wörtlich an die Darstellung, wie Herkules den Antäus (Antaios) in der Luft erwürgt. Dieser Stoff, bezeichnend für die Vorliebe der Renaissance für antike Mythologien, ist dargestellt in riesiger Abmessung an der Kathedrale von Como, welche die Gebrüder *Rodari* 1487/1526 mit solch monumentaler und dekorativer Plastik schmückten. Ferner stellte das gleiche Thema auch *Tribolo* (1485/1550) und *Ammanati* (1511/1592) in wohl abgewogener Gruppe dar. *Kuhn A.*, Allgemeine Kunstgeschichte: Geschichte der Plastik 2 (1909) 509, 553, 567, 577.

eine ähnliche Darstellung vorgelegen haben, die mit dem Bild in St. Agatha noch mehr übereinstimmt als das letzte Gericht. Leider ging das Bild bei einer Restauration der Mauer schon früh zu Grunde.

Jedenfalls haben diese Gemälde in St. Benedikt den Geist der Gotik geweckt, und er kam nicht mehr zur Ruhe, was bei dem Baueifer zur Zeit der Spätgotik in Graubünden leicht zu begreifen ist. Die enge Apside hat schon lange nicht mehr gefallen. Abt *Andreas de Falera* (1512-28) entschloß sich deshalb zur Abhilfe. [1] Wie bei anderen romanischen Kirchen, z. B. in Pleif oder in Zillis, wurde das Schiff mit der flachen Holzdecke beibehalten und daran 1522 ein verhältnismäßig großes *weites Chor gebaut*, das auf das alte Schiff sehr wenig Rücksicht nahm, ist es doch beiderseits fast einen Meter breiter als das Schiff, und um dem Abhang auszuweichen, mit seiner Achse nach Norden verschoben. Auch sonst sind die Maße sehr ungleich. Man fürchtete jedenfalls am Hang zu viel Mauerwerk verwenden zu müssen. Ein gotisches Fensterchen von gut ein halb Meter Breite wurde gegen Süden ausgesparrt und nach Osten ein rundes, beide mit einfachem Maßwerk. Über das Ganze spannte man ein Rippengewölbe, und zwar in einer Form, die damals in Graubünden sehr beliebt war. [2] Aber auch diese Arbeit ist nichts weniger als erstklassig, die Tuffsteine sind schlecht und nicht immer ausreichend und die Führung der Rippen sehr unregelmäßig. Von der Ausstattung dieser Zeit haben sich nur die Reste eines prächtigen blauen Meßgewandes, aus feinstem Genuesersamet in gotischem Granatapfelmuster erhalten. Es befindet sich nun im Klostermuseum. Der Visitationsbericht von 1643 hingegen beschreibt auch noch den Flügelaltar, der aus der Zeit des Chorbaues stammte mit Maria, St. Konrad und Sigisbert im Schrein, St. Katharina und Martin auf den Flügeln. [3]

[1] Synopsis von 1696 im Stiftsarchiv Disentis ad an. 1522 : Hoc item anno die 3 Novembris per Curiensem episcopum dedicata fuit ecclesia S. P. Benedicti in edito colle supra Summovicum ab Andrea abbate nostro noviter instaurata una cum collegio devotorum, de quo saepius superius.

[2] Z. B. St. Margaretha in Ilanz, dann Vigens, Silvaplana, Scanfs, Castiel, Conters im Prättigau, worüber *J. R. Rahn* im Anzeiger f. Schweiz. Altertumskunde 1882, Taf. XXIII-XXIV einige Skizzen veröffentlicht hat. Ähnliche Chöre ferner in Bonaduz, Churwalden, Langwies und Luziensteig, siehe bei *Gaudy A.*, Die kirchlichen Denkmäler der Schweiz, I. Graubünden 1921, S. 36-37, 43.

[3] Der Visitationsbericht ist abgedruckt bei *P. Notker Curti*, Alte Kapellen im Oberland. Bündnerisches Monatsblatt 1915, S. 427-428.

St. Benediktskapelle: Der Himmel.

St. Benediktskapelle: Die Hölle.

Zwei Figuren aus diesem Schrein dürften später in die nahe Kapelle von St. Gregori und von dort nach Rabius gekommen sein, wohin sie vor etwa 20 Jahren verkauft wurden. Vielleicht stammte auch eine gotische Predella, die einst Nationalrat Dr. C. Decurtins († 1916) besaß, aus dieser Kapelle. Leicht möglich, daß auch das Hungertuch, das man noch 1813 in Somvix als Vorhang für das Passionsspiel brauchte und das aus St. Benedikt stammte, aus gotischer Zeit sich erhalten hatte.[1] Die zwei spätgotischen Figuren indes, die heute sich in der Kapelle befinden, kamen erst kürzlich hin und stammen aus dem Medels.

Dann wird es einige Jahre still auf dem Hügel ob Somvix. Erst von Abt *Christian von Castelberg* wird berichtet, daß er 1584 für Gemälde und Paramente Sorge trug.[2] 1624 versuchte ein *Statthalter Christof* von Disentis seinen Pinsel und seine Kunst im Chore der Kapelle und malte dort die Lebensgeschichte des Titelheiligen in derben Formen an die Wände sowie die Evangelisten und großen Kirchenväter in die Felder des gotischen Gewölbes. 1906 waren sie zum Teil von der Tünche befreit worden, aber bei der Chorrestauration wieder zugestrichen, vom künstlerischen Standpunkte aus kein großer Verlust, aber als Werk eines einheimischen Malers aus dieser Zeit nicht uninteressant und volkstümlich naiv aufgefaßt.[3] Auf alle Fälle künden sie eine neue Zeit an. Langsam drang der Barock in unsere Berge, der nach einigen Jahrzehnten einen Baueifer entflammte, wie ihn nur die Gotik gesehen hatte. Unter Abt *Adalbert de Medell* (1655-1696) wagte man sich deshalb auch an das enge niedrige Schiff. Zu einem Neubau konnte man sich nicht entschließen, der Abt war anderweitig baulich sehr in Anspruch genommen, aber statt der flachen Holzdecke spannte man eine gewölbte ein und den gewonnenen Raum schmückte ein Künstler mit einem großen Bilde: St. Benedikt teilt seinen Söhnen und Töchtern die Regel aus, ein Bild, prächtig in den Raum hineinkomponiert mit der feierlichen Gestalt des Ordenspatriarchen in der Mitte und der Inschrift aus dem Prolog der Regula:

[1] *Decurtins C.*, Rätoromanische Chrestomathie. 1. Ergänzungsband, 1912, S. 13. Decurtins gibt der Hypothese Raum, das Somvixer Passionsspiel sei von St. Benedikt aus veranlaßt worden.

[2] Syn. ad an. 1584: Capellam quoque S. Benedicti supra Summovicum, ubi quondam collegium devotorum erat, vexillo processionali ac picturis pro eo tempore satis elegantibus condecoravit.

[3] Siehe Schweizerisches Archiv für Volkskunde 12 (1908) 280-284, wo auch die vielen Hausmarken, die sich in der Kapelle vorfanden, wiedergegeben sind.

Venite filii, audite me, timorem Domini docebo vos.[1] Endlich entfernte Abt Adalbert den gotischen Flügelaltar und errichtete dafür den jetzigen in ziemlich dürftigem Barock mit einer gekleideten Muttergottes im Schrein und dem hl. Benedikt im Obergeschoß. Was er sonst noch anschaffte und reparierte, geht nicht über die gewöhnlichen Bedürfnisse einer Kapelle hinaus.[2] Da indes im 18. Jh. von keiner größeren Veränderung mehr etwas verlautet, dürfte die damalige Ausstattung lange genügt haben. Dem 19. Jh. war es vorbehalten, die ganze Farbenpracht unter der Tünche verschwinden zu lassen und einige magere Girlanden auf das Weiß zu setzen, wie sie ähnlich auch in der Klosterkirche einst vor deren Restauration (1914-25) zu sehen waren.[3]

In den ersten Jahren des 20. Jh. verlor das Schiff seine letzte Erinnerung aus der Gründungszeit. Es wurden zwei unförmliche, viereckige Fenster ausgeschlagen, und daß dies im Chore nicht auch geschah, verhütete zur rechten Zeit ein guter Engel. Daß es überhaupt an Reparaturen nicht fehlte, dafür sorgte schon die *Lawine*, denn seit langer Zeit ist das ganze Tal waldlos und bei starkem Schneefall geht von Zeit zu Zeit dort die Lawine krachend gegen Rabius hinunter. Deshalb wurde neben der Türe in der Nordwestecke ein großes Spalteck gebaut und auf der Nordseite jeder Vorsprung ausgeebnet, damit sie über die Kapelle hinweg fege. Der Brecher hat denn auch sein Amt seit Jahrhunderten erfüllt. Die Kapelle ist geblieben, nur der Dach-

[1] Der Stil der Bilder weist unbedingt auf *P. Fridolin Egger* († 1709) hin, über dessen hervorragende Tätigkeit als Maler *P. Placidus Müller* bei *C. Brun*, Schweizerisches Künstler-Lexikon 1 (1905) 411-413 berichtet. Bedenken gibt nur die in folgender Anm. mitgeteilte Stelle, wonach schon 1670 die Kapelle mit Bildern geschmückt sein soll. Damals konnte P. Fridolin diese Gemälde noch nicht gemacht haben, denn er wurde erst 1655 geboren. Siehe *Schumacher A.*, Album Desertinense 1914, Nr. 471.

[2] Kopie des Stiftsarchives Disentis: *M. Bridler* (?), Vera informatio de sacello S. P. Benedicti sito in par. Summov. 1688: Modernus reverendissimus Disertinensis anno 1670 idem sacellum picturis exornavit, altare novum consecravit etc. idem reverendissimus anno 1681 pro eodem sacello planetam cum alba etc. fieri curavit; anno 1685 missale novum coemit, anno 1686 albam et superpelliceum una cum vasculo aquae benedictae et antependio fieri curavit, campanile redintegravit etc. Dazu Syn. ad an. 1665: ecclesiam S. Benedicti supra Summovicum renovari ornarique fecit, fusa quoque nova campana ad usum eiusdem ecclesiae. Die Reliquienkästen sind noch bei *Gaudy*, l. c. S. 145 ersichtlich. Die heutigen 2 kleinen Glocken, ohne Inschriften, die kleinere aber mit Kreuz, stammen frühestens aus dem 17. Jh.

[3] *Gysi Fritz*, Die Entwicklung der kirchlichen Architektur in der deutschen Schweiz im 17. u. 18. Jh. 1914, Taf. 45.

reiter fiel ihr jeweils zum Opfer, so noch 1923 in der Weihnachtsnacht, wo die Lawine das Dach aufriß und das Türmchen ins Tobel hinunter warf. Daß dies schon früher geschehen, beweist die Erzählung der Leute, die Glocke sei einmal von der Lawine bis nach Surrhein hinüber getragen worden. Vielleicht hält der jetzige steinerne Aufbau besser stand. [1]

Unter Abt *Bonifaz Duwe* (1916-25) wurde der Chor 1919 restauriert und die Rippen grauer ausgestrichen und die Schlußsteine und Rippenkreuzungen farbig markiert. Die Restaurierung des Weltgerichtes durch Dr. *Josef Martin Lusser* 1934 ist das letzte Datum in der Baugeschichte St. Benedikts, aber der schlechte Zustand des alten Schiffes und die böse Lawine werden wahrscheinlich die Arbeiten nicht zur Ruhe kommen lassen.

Etwa eine Viertelstunde von St. Benedikt entfernt, gerade dort, wo man ins Val Luven hinuntersteigt, liegt auf freier Höhe, mit einem herrlichen Blick auf Rabius, die *St. Gregorius-Kapelle.* Freilich ist heute dort nur noch ein Steinhaufen zu sehen, und wer nichts von diesem Heiligtum weiß, wird achtlos vorübergehen. Es handelt sich wahrscheinlich nicht einmal um eine Kapelle, sondern nur ein Sontget, ein Heiligenbild, das in einem Chörlein aufgestellt war. Es schien fast sechseckig zu sein, wobei die Vorderseite 3,5 m, die andern aber je zirka 1,50 m zu messen schienen. Das Gut um das Heiligtum nennen die Leute : Cagori aus casa Gregorii mit Apokope beim ersten und Aphherese beim zweiten Worte. [2] Interessant ist auf alle Fälle der hier einzig in Graubünden sich findende Patronatsheilige. Papst Gregorius war ja der große Förderer der Stiftung des hl. Benedikt. Vielleicht gingen hierhin die Prozessionen von St. Benedikt aus.

* * *

Durch 5 ½ Jahrhunderte hat die Stiftung der Rigenza de Val gehalten. Freilich ihre Genossenschaft hatte, nach den uns wahrnehmbaren Quellen, kaum viel mehr als ein Jahrhundert ihr asketisches Dasein. Aber nur die Beginensiedlung ist dort droben verschwunden, nicht die Wallfahrt und Liebe zum hl. Benedikt. An das Fest des

[1] Den früheren Dachreiter siehe bei *Gaudy*, l. c. S. 145 und in der beigegebenen Zeichnung von Architekt Dr. *A. Hardegger* († 1927).

[2] *Kübler August*, Die romanischen und deutschen Ortlichkeitsnamen des Kt. Graubünden, 1926, Nr. 834 u. 1647.

großen Nursianers (21. März) knüpft der rätische Landmann seine landwirtschaftlichen Wetterregeln.[1] Die Bauern pilgern gerne zum umbrischen Heiligen, damit er ihre Schafe gesund lasse. Oft schenkte man auch in dieser Absicht der Kirche ein Schaf.[2] Und als in der Zeit der neuen Verkehrsmittel die Leute des Oberlandes nach Rom wallfahrteten, fragten alte Leute sie immer vorwurfsvoll, ob denn auf dem Wege, der nach St. Benedikt führe, schon Gras gewachsen sei.[3] Möge diese alte Liebe des rätoromanischen Volkes zum Kirchlein des römischen Abtes über der Höhe von Somvix nie sterben.

[1] *Decurtins C.*, Rätoromanische Chrestomathie 2 (1901) 166 (Nr. 28), 677 (Nr. 146) und 10 (1914) 693 (Nr. 35-40).

[2] *Decurtins*, l. c. 1. Ergänzungsband 1912, S. 114. Erwähnt sei noch eine Votiftafel in St. Benedikt, zirka 18. Jh.

[3] *Decurtins*, l. c. 2 (1901) 655.

Ecoles et bibliothèques du pays de Vaud au moyen âge.

Par Maxime REYMOND.

(Suite)

VI. Les Collèges des Innocents.

Le 28 août 1419, l'évêque de Lausanne, Guillaume de Challant, constitua à la cathédrale une maîtrise des Innocents, c'est-à-dire qu'il établit une fondation destinée à entretenir six enfants de bonne famille et de bonnes mœurs, de 8 à 16 ans, formés spécialement au chant d'église. On trouvera dans le livre de M. le chanoine Dupraz, sur la *Cathédrale de Lausanne*[1], le règlement de cette institution, que l'évêque dota de la somme considérable de 3000 écus d'or, et à laquelle le chapitre affecta la maison du trésorier Thomas de St-Jeoire, près du cloître[2]. Une pareille institution n'était pas chose extraordinaire. A la même époque, pour ne citer qu'un exemple, le duc de Bourgogne entretenait dans sa chapelle de Dijon « quatre petits enfants innocents » chargés, avec un maître, de la desservir[3].

Ce que nous voulons retenir ici de la fondation de Guillaume de Challant, c'est tout d'abord qu'il donna aux Innocents, non pas un maître, mais deux, l'un spécialement appliqué au chant, l'autre à la grammaire et aux arts. Dans la pratique, on les distingue nettement. Ainsi, le 24 novembre 1529, une donation du chanoine Amblard de Gerbais est faite aux chapelains Pierre Warnery, *cantus*, et Jean Billiet, *gramatice et artium magister*[4]. En plus du chant d'église, les Innocents apprenaient ce que l'on appelait alors la grammaire et les arts, ce qui représente ce que nous considérons aujourd'hui comme un

[1] *M. D. R.*, t. XXXV, p. 195, Dupraz, *Cathédrale*, p. 195.
[2] *Quellen für schweizerische Geschichte*, t. XXI, p. 87.
[3] Gonthier, *Introduction*, p. 680.
[4] A. C. V., Ac., 15, *Visite des chapelles de la Cathédrale*, p. 295.

enseignement secondaire. Ce caractère spécial est encore fortement souligné par le don que fit l'évêque aux Innocents, par son testament du 12 mars 1431 [1], de ses livres, bibliothèque importante dont nous reparlerons plus loin et dont la *Somme* de saint Thomas d'Aquin constituait la base essentielle, avec la Bible que les Innocents lisaient à tous les repas et quelques manuels, parmi lesquels la grammaire de *Grecismus*, qui formait l'une des bases de l'enseignement [2].

A quelques modifications près, la maîtrise des Innocents demeura telle jusqu'à la Réforme. La visite de 1453 indique huit Innocents, on en compte de nouveau six en 1529. M. le chanoine Dupraz a montré avec quel soin le Chapitre réglait l'admission de ces jeunes gens. Il a cité notamment le cas de Jean Salliet, de Sallanches, admis le 18 septembre 1504, à cause de sa piété et malgré l'absence de fortune [3]. Le mercredi après la Trinité de 1511, donc sept ans plus tard, le Chapitre admet au nombre des Innocents Claude de Prez, en remplacement de Jean Salliet qui, à cause du changement de sa voix, a obtenu de quitter la chapelle des Innocents pour aller aux « écoles » [4]. Quelles écoles ? La fréquente mention de ce terme dans les registres capitulaires indique qu'il s'agit d'études universitaires. En voici un exemple : le 2 septembre 1471, le Chapitre confère à François Vincent, étudiant à Turin, la cure de Bavois qui lui est due, « puisqu'il est le premier des Innocents qui doit recevoir un bénéfice vacant [5] ». L'évêque avait en effet réservé un certain nombre de cures pour les anciens maîtres ou élèves de la chapelle des Innocents : Bavois, Champvent, Estavayer-le-Lac, Donneloye, etc. C'est ainsi que Pierre Chuard, alias Marmaux, de Cugy, maître des Innocents en 1536 avec Jean Billet, était en même temps curé de Donneloye et fut nommé, en 1548, curé d'Estavayer, parce qu'il avait été recteur de la maison des Innocents [6].

[1] A. C. V., CIV, 502. Reymond, *Guillaume de Challant* (1934).

[2] Le *Grecismus* était étudié journellement au collège de Dijon en 1445 (règlement publié par J. Gonthier, dans son *Introduction*, p. 687).

[3] Dupraz, *Cathédrale*, p. 216.

[4] A. C. V., Ac., 13, *Man. cap. Laus.*

[5] A. Evêché, Fribourg, *Man. cap.*, f° 211.

[6] Nous connaissons les maîtres des Innocents suivants : Nicolas Bolliet, 1431-1466, mort en 1470, curé de Bulle et de Bavois ; Pierre Fauquet, 1436-1439 ; François Favre, 1439 ; Jean Messin, 1431, Jacques Uldriet de Lully, 1447, curé de Donneloye et Estavayer ; Robert de Pireto, 1453-1466, curé de Bavois et de Champvent ; Pierre Marguet, 1473 ; Pierre de Acu, 1477 ; Nicolas Golles, alias de Montfort, 1481 ; Guillaume Colombet, 1469-1492, curé d'Estavayer et de Champvent, chanoine de la Cathédrale, dont il orna le narthex d'un « Mariage

Nous avons là les Innocents proprement dits et les privilèges qui leur étaient particulièrement réservés. Mais leurs deux maîtres n'enseignaient pas seulement à six ou huit élèves. Ils avaient en outre des externes ou des pensionnaires. Le fait est certain. Au bas d'un reçu du 8 décembre 1534, en faveur d'Aubert Loys, fils du jurisconsulte Etienne Loys, qui venait de mourir, et frère et tuteur de Sébastien Loys, on lit ce qui suit de la main d'Aubert : « La veille de la fête de sainte Catherine (24 novembre) 1534, Sébastien Loys entra comme *commensal* dans la maison des Innocents de la Bienheureuse Marie, au prix de 40 sols par mois. Fit marché moi, Aubert Loys, avec P. Vuarnier, chanoine et maître des Innocents, en présence du docteur Jean Musard, chanoine de Lausanne. Ledit Sébastien demeura là jusqu'au samedi avant la St-Jean-Baptiste (19 juin) 1535. Il est donc dû X florins, soit 2 écus [1]. »

Ce document prouve donc bien que le collège des Innocents de Lausanne ne s'ouvrait pas seulement à six ou huit élèves doués d'une bonne voix, mais que les jeunes gens de bonne famille y étaient envoyés pour y recevoir un enseignement supérieur à celui qu'ils auraient reçu dans les écoles ordinaires de Lausanne, et les autres exemples établissent, qu'en sortant à 15 ou 16 ans du collège des Innocents, les jeunes gens pouvaient aller à Paris ou ailleurs poursuivre des études universitaires. Quelques-uns, sans doute, n'allaient pas jusque là. Ainsi, Thomas Meystre, de Moudon, après avoir quitté les Innocents de Lausanne, semble être retourné chez son père, régent d'école en cette ville ; il s'y établit comme notaire et conserva de son temps d'école le meilleur souvenir, puisqu'il fit, par son testament, legs d'une vigne aux Innocents de la Cathédrale, en souvenir de lui-même et de son père [2].

Nous précisons : les Innocents de la Cathédrale. L'exemple de Guillaume de Challant avait, en effet, été imité ailleurs dans le pays. La chapelle du Crucifix et de St-Seurin, dans l'église de Notre-Dame d'Yverdon, servait, dès 1503, à l'entretien de quatre Innocents, et il semble, à lire différents testaments de 1503 à 1506, que cette fondation était due à la Confrérie des drapiers qui se tenait dans cette

de saint Joseph » ; Bertrand de Vagnerax, 1495, curé de Donneloye, chanoine ; Jean Clerc, 1503, curé de Villaraboud ; Victor Vulliez, curé d'Estavayer, 1494 ; Jean Duesi, 1506-1519 ; Pierre Warnery, 1510-1539, curé de Bavois, chanoine en 1533 ; Jean Billiet, 1529-1536 ; Pierre Marmaux, 1536.

[1] Archives de Loys, n° 2588.

[2] A. C. V., Ac., 15, f° 289 et CV^{b} 736.

chapelle [1]. A Vevey, on indique en 1541 les cinq « petits enffans » dont on emploie les biens pour « apprendre la parole de Dieu et ycelle si Dieu leur donne la grâce, prêchier par le commandement de nos très redoubtés seigneurs [2] ». A Moudon, il existait en 1502 un chapelain, Simon de Cambrai, maître de chant et de l'art de la musique. Une maîtrise de deux Innocents fut fondée, par testament du 26 mai 1519, avec une dotation de 1000 florins, par Jean Vuicherens, chapelain à Moudon et recteur de l'hôpital, curé d'Attalens, qui avait fait un pèlerinage en Terre-Sainte avec divers notables [3]. Mais en tout ceci, il ne s'agit évidemment que de chant et nous ne nous y arrêterons pas davantage.

VII. L'enseignement dans les couvents.

Nous sommes très mal documentés sur l'enseignement donné dans les monastères et les couvents vaudois. Leurs bibliothèques ont été dispersées à la Réforme et nous ne pouvons plus guère déterminer avec certitude que l'origine d'une bible de Romainmôtier qui est à Genève [4], d'un psautier de Bonmont qui est à Besançon [5], d'un livre de morale de Montheron et d'un recueil de sermons des cordeliers de Lausanne, qui sont aux archives de cette ville [6]. La Bibliothèque cantonale de Lausanne paraît aussi avoir hérité de livres de l'un ou l'autre des établissements religieux de la ville, mais la preuve n'en peut être fournie.

L'existence d'écoles monastiques ne fait toutefois pas de doute. Romainmôtier et Payerne étaient régis par les coutumes de Cluny. Or, l'un des principaux rédacteurs de ces coutumes, Udalric, qui était moine à Payerne vers 1080, mentionne formellement l'existence d'écoles où les enfants vivaient ensemble, mangeaient debout, avaient un dortoir commun et se trouvaient sans cesse sous la surveillance de *magistri* et de *correctores*. Le *magister principalis* avait seul le droit d'infliger des punitions corporelles aux enfants quand ils causaient

[1] Crottet, *Histoire d'Yverdon*, p. 141. Cela résulte notamment du testament de François Favre, apothicaire, du 20 septembre 1503, qui donne quatre coupes de froment de cens à la chapelle fondée en l'honneur du Crucifix par les Drapiers en faveur des quatre Innocents et de leur maître.

[2] A. C. V., *Bailliage de Vevey* 354.

[3] A. Moudon, *Titres*, et communication de M. G.-A. Bridel. Les comptes d'Orbe de 1530 mentionnent Me Saucy d'Estavayer, maître des Innocents.

[4] *M. D. R.*, t. XXXIV, p. 263.

[5] J. Gauthier, *Le psautier de Bonmont*.

[6] Archives de la ville de Lausanne.

et lisaient mal. Les livres des enfants étaient soigneusement serrés dans une armoire, et Udalric observe que « nul fils de roi ne reçoit une éducation plus soignée que celle des enfants de Cluny [1] ». Plus tard, nous voyons que les prieurés de Romainmôtier et de Payerne devaient verser chaque année 20 livres (3,200 fr.) pour l'entretien d'un écolier au collège de Cluny, à Paris ; on y affecta, en 1338, le revenu de l'office du doyen, et un conflit à ce sujet entre Cluny et Romainmôtier fut réglé en 1454 [2]. Le rapport des visiteurs du prieuré de Romainmôtier, en 1269, indique même que deux moines sont aux écoles [3]. Ailleurs, c'est un prieur de Payerne. Un document de 1512 mentionne encore les novices qui sont « aux écoles » en dehors du monastère de Romainmôtier [4]. Mais au couvent lui-même existait une école. En 1390, l'évêque Henri de Sévery stipula qu'un des chapelains de l'autel qu'il venait de fonder pourrait être chargé de l'école enfantine [5]. Nous n'avons pas de telles précisions pour Payerne, où il est possible, d'ailleurs, que, très tôt, l'école passa aux mains de la ville. Notons, à ce propos, que, hors de notre pays, Me Martin de Lausanne, est, en 1272, recteur des écoles de la célèbre abbaye de Flavigny [6].

Les Cisterciens se vouaient essentiellement à l'agriculture. Ils vivaient, à Montheron, à Bonmont et à Hauterive, complètement à l'écart des populations. On ne s'étonnera donc pas de ne pas voir d'écoles chez eux. De même chez les Chartreux d'Oujon. Mais au XIIIme siècle, deux ordres nouveaux de moines apparaissent, les Cordeliers et les Dominicains, voués tous deux à la prédication, d'où nécessité d'écoles pour leurs novices. Ils vont plus loin. En 1515, Jean Develey (de Velleti), fils d'un orfèvre et monnayeur de Lausanne, est *Innocent* au couvent de St-François [7] ; ce couvent a donc des élèves qui ne sont pas même novices. Au couvent des Dominicains de la Madeleine, les études sont dirigées par un lecteur, un sous-lecteur et un maître des étudiants. Une donation de 1453 en faveur du couvent est même acceptée, non seulement par les religieux et par trois novices,

[1] D'Achéry, *Specilegium*, t. I, p. 641 et suiv.
[2] A. C. V., C. VII, *Titres de Romainmôtier*, nº 773.
[3] Duckett, *Visitations*, p. 19.
[4] A. C. V., C. VII *Titres Romainmôtier*, nº 1085.
[5] A. C. V. *Romainmôtier*, nº 435.
[6] de Charmasse, *Cartulaire de l'église d'Autun*, p. 19.
[7] A. C. V., *Minutaire H. Wagnière*, p. 189.

mais encore par cinq étudiants [1]. Ceux-ci formaient ainsi un groupe bien distinct. Nous en avons encore une autre preuve. C'est un acte du 9 août 1527 [2], par lequel Nicolas Dunant, chapelain à la cathédrale, donne aux Frères Prêcheurs, par motif de piété et parce qu'ils sont pauvres, une rente en blé, à charge d'instruire un autre Nicolas Dunant, probablement un neveu, en toutes vertus et doctrines, jusqu'à ce qu'il soit parvenu à un âge suffisant [3], et de subvenir à ses besoins. En fait, le chapelain promet de payer une pension perpétuelle en compensation de l'entretien et des études de son neveu.

Les étudiants et les religieux de l'Ordre, les mieux doués, aidés parfois de leurs familles, allaient continuer leur formation intellectuelle dans les universités. C'est ainsi qu'avant de mourir, Georges Daux, de Lausanne, légua, le 22 mars 1487, une somme de 20 florins — 1,200 fr. — à son fils Henri, des Frères Prêcheurs de Lausanne, pour qu'il aille aux études [4]. De ces étudiants, nombre furent brillants. Citons Jacques de Lausanne, originaire de Vuadens, célèbre prédicateur, qui fut provincial des Dominicains de France et mourut, en 1321, après avoir légué ses livres au couvent de la Madeleine où il s'était formé [5] ; François de Moudon, qui fut maître en théologie, enseigna à Paris même, en 1367, et qui mourut à Lausanne, professeur à l'école épiscopale ; Hugues de Lausanne, pénitencier à la Cour de Rome, en 1294 ; Jordan d'Ecublens, archevêque de Nazareth, en 1371 ; Raymond de Rue, évêque d'Acre, qui légua aussi ses livres, en 1465, au couvent de la Madeleine [6]. Ce couvent avait au surplus une bibliothèque que le riche chanoine Gérard d'Oron fit construire, en 1352, mais il n'en reste plus que le souvenir [7].

Une remarque curieuse pour terminer ce chapitre. En 1399, le comte de Savoie, Amédée VIII, fit allouer au frère Girard des Cléés, Cordelier à Lausanne, une pension annuelle et viagère de 20 florins, en récompense de ses peines et dépens dans la recherche des lettres et faux documents fabriqués par le seigneur Hugues de Grandson

[1] A. C. V. série C. VI, F., *Dominicains de Lausanne*, nº 47.

[2] A. V. L., *Inventaire Millioud.*

[3] Cet âge, un testament de 1457 le fixe à 18 ans.

[4] A. V. L., *Inv. Millioud.*

[5] Reymond, *Jaques de Vuadens*, dit de Lausanne, dans les « *Annales fribourgeoises* » 1914 ; Mgr Besson, *L'Eglise et la Bible*, p. 136.

[6] Reymond, *Le Couvent des Dominicains de Lausanne*, dans la *Revue d'histoire ecclésiastique suisse*, 1917, p. 262-4.

[7] A. V. L., *Obituaire des Dominicains de Lausanne*, au 3 mai.

contre l'Etat et les droits du comte [1]. Ce Cordelier connaissait donc la critique historique et la paléographie.

VIII. L'école épiscopale.

Une inscription, de belle époque carolingienne, trouvée en fouillant le sol de la cathédrale de Lausanne, en novembre 1911, célèbre la mémoire d'un savant lévite, docteur, *scriptor* et chantre, qui faisait les délices de ses frères et contribuait à restaurer le culte sacré. L'inscription est mutilée et le nom du lévite manque [2]. On peut conjecturer d'une part qu'il s'agit d'un contemporain de l'évêque Hartmann qui reconstruisit la cathédrale et, de l'autre, qu'il est question du lévite dont la chronique du Cartulaire de Lausanne mentionne, d'une manière insolite, l'obit au 31 mai 875 [3], peut-être le même personnage que le diacre Gisoenus qui signe, le premier des clercs, un acte du synode de Curtilles 856-859 [4]. Docteur, chantre et *scriptor*, ce lévite peut certainement être considéré comme le directeur de l'école épiscopale de l'époque. Que cette école dût exister, on n'en peut guère douter. Le Concile de Paris, de 829, prescrivait aux évêques d'avoir des écoles pour y éduquer les clercs consacrés à la milice céleste, et le Concile de Meaux, de 845, ordonnait à chaque évêque d'avoir un théologien apte à enseigner aux curés [5]. L'inscription que nous venons de reproduire, celles que le Cartulaire de Lausanne a enregistrées, la chronique du Cartulaire elle-même, témoignent de cette culture, à l'aube de la renaissance carolingienne.

Puis un long silence se fait. L'incendie de la cathédrale, qui détruisit, le 18 août 1235, l'ancien Cartulaire de Notre-Dame et une partie tout au moins des archives du Chapitre, en est sans doute la raison. Mais en dressant un nouveau Cartulaire, le prévôt Conon d'Estavayer y inséra quelques bribes de l'ancien, entre autres des rôles de cens à Essertines, Riaz et Vevey, probablement antérieurs à l'an 1011 [6]. Or, dans le rôle de Vevey, on voit qu'*Adalbertus, sco-*

[1] A. Turin, *Comptes de la trésorerie.*

[2] Communiqué par M. A. Bron, architecte cantonal. Mgr Besson, *Nos origines chrétiennes*, p. 68.

[3] Cart. Laus., p. 8.

[4] *Cart. Laus.*, p. 203, et Besson, *Contribution à l'histoire du diocèse de Lausanne*, p. 136.

[5] Thomassin, *Discipline de l'Eglise*, t. IV, p. 158 et 160.

[6] Reymond, *Un rôle de cens de l'an 1000*, dans la *Revue d'histoire ecclésiastique suisse*, 1917, p. 19.

lasticus, a donné au Chapitre, pour une prébende, une vigne en Elnes [1]. Un nom, un titre, c'est peu, mais cela nous suffit pour affirmer la persistance de l'école épiscopale aux environs de l'an mille, sous la direction de l'écolâtre Adalbert.

Puis, à partir de 1140, les documents enregistrent une longue série de chantres de la cathédrale. Le premier est Girold Carbo, doyen, chantre et chancelier de l'évêque, qui figure comme chantre dans une donation de Gui de Maligny, à l'abbaye du Lac de Joux [2]. Or, le chantre n'est pas seulement chargé de la direction des cérémonies liturgiques de la cathédrale. *Scolasticus quoad legere* [3], dit de lui une ordonnance du Chapitre qui détermine les attributions de ce dignitaire, en 1236. C'était alors Jean de Cossonay, qui fut plus tard évêque de Lausanne et qui s'en réfère à son prédécesseur, Rodolphe de Fruence, devenu évêque d'Arithmatie (*Ramatensis*), lequel avait succédé lui-même à Aymon de Grandson, devenu évêque de Genève ; la désignation de ce personnage témoigne à elle seule de l'importance de la charge. Cela, au lendemain du Concile de Latran de 1215, où le Pape Innocent III renouvela l'injonction faite aux évêques par le Concile de 1179 de pourvoir à l'instruction gratuite des pauvres clercs en chaque église cathédrale [4]. Nous savons par l'exemple déjà indiqué d'Aymon de Grandson, à Genève, que cette prescription n'était pas appliquée à la lettre, mais gratuite ou non, l'ordonnance de 1236 montre que l'enseignement existait. Au surplus, l'évêque de Lausanne était alors saint Boniface, qui avait étudié à Paris et avait été élevé à l'épiscopat alors qu'il était écolâtre de Cologne. On peut même penser que Boniface réorganisa, à Lausanne, l'enseignement, car de son temps, en 1239 [5], nous voyons apparaître, à côté du chantre, le *magister Lodovicus scolasticus lausannensis*, qui est en même temps chanoine dès 1218, et doyen de Vevey en 1230 [6].

Après maître Louis, nous ne voyons plus d'écolâtre. Cela ne veut pas dire que l'école ait disparu, mais l'enseignement est organisé d'une autre façon. L'un des chanoines sera professeur en théologie, un autre professeur de droit ; à défaut de chanoine, c'est un clerc ou quelquefois

[1] Cart. Laus., p. 376.
[2] *M. D. R.*, t. I, p. 175 ; Reymond, *Dignitaires*, p. 286.
[3] Cart. laus., p. 627.
[4] Dupraz, *Cathédrale*, p. 320.
[5] *Cart. laus.*, p. 611.
[6] Reymond, *Dignitaires*, p. 373 et 411.

même un laïque, lorsqu'il s'agit de cette dernière chaire. Les professeurs en théologie sont ceux que nous connaissons le moins, car nous n'avons pas de document direct sur l'organisation de l'école, et les actes de vente ou d'achat qui forment le gros des archives provenant du Chapitre n'ont pas à s'en occuper et ne connaissent que leur qualité essentielle de chanoine, chantre, sous-chantre, etc. Ce n'est que par sa présence auprès de l'évêque Gui de Prangins et à cause de son caractère particulier, que nous savons qu'en 1391, le dominicain François de Moudon était professeur de théologie à cette école. En revanche, nous connaissons beaucoup de professeurs de droit, et il y a à cela des raisons. Le clergé devait connaître non seulement la théologie, mais encore le droit canon. Puis, comme au moyen âge, les litiges ressortissaient tantôt de l'autorité ecclésiastique, tantôt de l'autorité civile, tantôt des deux, il s'en suivait que, pour le clergé, la connaissance du droit civil, soit du droit romain, était à peu près indispensable. De l'évêque dépendait, en outre, l'officialat qui était le centre de l'administration judiciaire ecclésiastique, à la fois parquet et tribunal. On y formait des « notaires jurés de la cour de l'officialat ». En 1370, à la veille de l'épiscopat de Gui de Prangins, qui était lui-même professeur de droit et juriste souvent consulté, se constitue une confrérie de St-Nicolas, qui n'est autre qu'une corporation d'avocats [1]. Au lendemain de la Réforme, on verra le chanoine Jean Grand ordonner de placer sur son cercueil, non pas une bible, mais un livre de droit canon et un livre de droit civil, attendu qu'il s'était occupé beaucoup plus de ceux-ci que de celle-là [2].

Aussi, connaissons-nous plusieurs chanoines professeurs de droit. Jean Giroud, vice-official, professeur es lois à Lausanne, en 1314 ; Gui de Prangins, professeur es lois et juge des fiefs de l'évêque, en 1372 ; François de Colombier, en 1480, au retour de l'université de Turin où il avait achevé ses études ; Michel de St-Cierges et Jacques de Montfalcon, en 1495 ; Louis de Pierre, en 1506-1514 ; François de Lutry, le dernier prévôt de Lausanne, en 1517-1521 ; Jacques Perrin, en 1521 ; Laurent Cinquensod, en 1522 ; Jean Grand et Geoffroi de la Faverge, en 1526, et enfin, Jean de Montfalcon, le dernier prieur de Lutry, en 1536 [3]. A côté d'eux, des laïques : ainsi Jean Bagnyon,

[1] Reymond, *La confrérie des avocats de Lausanne en 1370*, dans l'*Indicateur d'histoire suisse*, 1918.

[2] A. C. V., *Analyses Dumont*, fonds Martines.

[3] Reymond, *Dignitaires*, p. 375, et A. C. V. *Minutain de Neschet*.

qui fut le premier syndic de Lausanne, en 1481 [1] et qui écrivit le roman de *Fier à bras le géant* ; Etienne Loys, docteur de l'université de Plaisance, professeur en l'un et l'autre droits, à Lausanne, en 1492 [2], plus tard juge des appellations de l'évêque et juge du Chablais pour le duc de Savoie.

En 1316 déjà, l'évêque avait fait construire, en annexe à la maison épiscopale, l'Evêché, une maison dite de la curie, où il avait installé les bureaux de l'officialat [3]. C'est sans doute dans l'une ou l'autre des salles de ce bâtiment qu'était l'école épiscopale. Elle ne nous est pas signalée autrement. Elle faisait, en effet, corps avec l'organisation générale de l'administration épiscopale. Elle disparut avec Sébastien de Montfalcon, en 1536, mais école de théologie et de droit, elle devait réapparaître sous le régime bernois, sous le nom d'Académie.

IX. Les études à l'étranger.

L'élite n'était au surplus pas restreinte aux écoles de Lausanne et des autres villes du canton. Les universités étrangères devaient nécessairement l'attirer. On sait que le prévôt Conon d'Estavayer avait fréquenté les écoles de Paris ; il y était en 1222, quand le roi Philippe-Auguste vint à mourir, et il assista aux obsèques [4] ; peut-être est-ce là qu'il connut Boniface de Bruxelles, plus tard évêque de Lausanne. Il y eut d'ailleurs de tous temps des rapports étroits entre l'université de Paris et notre pays. Le chartrier de cette université nous en fournit plusieurs exemples. Sont étudiants : en 1378-1379, Nicolas ou Jean Bonfils, plus tard curé d'Avenches ; Aymon de Dompierre ; Pierre Decombaz ; Jacques Farquet ; Humbert Christin, qui fut licencié en droit et chanoine de Lausanne ; Guillaume de la Sarraz, qui devint curé de St-Laurent ; tous déjà bacheliers es arts. Puis Jean Favre, de Fribourg, Jean Puthod et Jean Talibo. Jean Bonfils est, en 1379, maître es arts et étudiant en théologie, en 1387, bachelier es lois. En 1385, Pierre Morlon fait sa quatrième année de droit canon. En 1387, Jean de Villens est maître es arts et étudiant en théologie. En 1403, sont reçus bacheliers es arts : Jean Sapanet, François Gavit et Guillaume Ramellet ; celui-ci est promu licencié en décrets, en 1416.

[1] Dupraz, *Cathédrale*, p. 322.
[2] A. C. V., *Archives de Loys*, nº 2204.
[3] Reymond, *Châteaux épiscopaux*, p. 118.
[4] *Cart. laus.*, p. 484.

En 1403, deux étudiants en droit du diocèse de Lausanne figurent sur les rôles : Antoine Morel, qui est déjà prêtre, et Jean Dugué [1]. Le futur évêque Sébastien de Montfalcon est étudiant à Paris, en 1505 [2]. En 1529, un chapelain de la cathédrale, Jean de Villard, est aussi aux études à Paris [3].

Le diocèse de Lausanne ne donnait pas seulement des élèves à l'université de Paris, mais aussi des professeurs. En 1302, le chanoine Rodolphe d'Allaman, cousin du sénéchal de Lausanne, y enseigne le droit [4]. De 1331 à 1339, un autre chanoine, Guillaume Mercier, de Fribourg, est professeur de médecine dans la même université [5]. Le dominicain François de Moudon enseigne, en 1364-1367, les *Sentences* de Pierre Lombard, notamment, à Paris [6]. Plus tard, à la veille de la Réforme, le chanoine lausannois Pierre Tartaret de Romont fut, à la Sorbonne, un professeur de scolastique dont l'enseignement et les écrits eurent de l'autorité [7].

Nous n'avons à notre disposition qu'une partie des rôles de l'université de Paris. Mais nos compatriotes allaient étudier ailleurs encore : à Turin, à Valence, à Avignon, à Montpellier, à Bologne, et surtout à Rome. Ainsi, en 1493, Etienne Loys, de Lausanne, est reçu docteur en droit de l'université de Plaisance, et son brevet lui décerne le privilège de conquérir le doctorat ailleurs encore ; son fils Aubert va faire ses études à Aoste [8].

Aussi, peut-on affirmer que, soit à Lausanne, soit au dehors, les Vaudois qui voulaient s'instruire le pouvaient aisément. Ce qui le prouve, c'est que, sur les 200 chanoines qui ont siégé au Chapitre de Lausanne, au XVme siècle, 70 sont qualifiés de docteurs en droit, ce qui ne veut pas dire qu'il n'y en ait pas eu un plus grand nombre encore.

(A suivre.)

[1] *Chart. Univ. Paris*, t. III, nos 1436, 1433, 1541, 1496, 1503, 1541 ; IV, 1797-1799.
[2] Reymond, *Dignitaires*, p. 393 ; A. C. V., *Livre rouge* Ac. 12, p. 262.
[3] A. C. V., *Visite des chapelles de la cathédrale.*
[4] Id., *Chart. Univ. Paris*, t. II, no 628. Il est en même temps chanoine de Lausanne, Genève, Bayeux et Evreux.
[5] Id., t. II, 924, 1029 ; il est aussi chanoine de Sens.
[6] Reymond, *Couvent des dominicains*, p. 264, et *Chart. Univ. Paris*, II, 1294.
[7] Reymond, *Dignitaires*, p. 454.
[8] Archives de Loys, no 1307.

Essai de Catalogue des Chartreux de La Valsainte et de La Part-Dieu

Par Dom Albert-Marie COURTRAY

(Suite)

APPENDICE

Troisième Supplément au Catalogue des Prieurs de La Valsainte et de La Part-Dieu

Selon ce qui est dit au § II, nº 5 de l'Introduction, ce troisième supplément contient des détails omis dans le Catalogue paru en 1913, ainsi que dans les deux suppléments publiés dans les années 1915 et 1919 de cette même *Revue d'histoire ecclésiastique suisse*.

I. Prieurs de La Valsainte

D. Pierre Berger ou **Bergier,** prieur de 1416 à 1426. — Etait courrier à la chartreuse du Reposoir, le 20 octobre 1427 (Abbé Falconnet, *op. cit.*, p. 48 et 49).

D. Jean de Montmerle, prieur de 1450 à 1460. — Fut, par le Chapitre général de 1469, envoyé de la chartreuse de Meyriat à la chartreuse de Pierre-Châtel, sa maison de profession.

D. Jean Massuyer, prieur de 1460 à 1462. — Fait au mois de mai de cette dernière année la Visite canonique de la chartreuse de Mélan (Abbé Feige, *op. cit.*, p. 129).

D. Jacques du Frêne, prieur de 1462 à 1493. — Etait religieux à la chartreuse du Reposoir, le 7 avril 1450 (Abbé Falconnet, *op. cit.*, p. 55).

D. Nicolas Cucuat, prieur en 1502. — « Fr. Nicolaus Cuatti, prior domus Vallissanctæ, et Fr. Jacobus Fornerii, prior domus Partis-Dei », amodient une terre à Autigny, « in Urbano », à la saint Urbain, soit le 25 mai 1502 (A C F. Reg. not. nº 101, de Nicolas Lombard, f. 177).

D. Pierre Violand, prieur de 1514 à 1516. — 1504. D. Petrus Violandi, professus domus Angionis, erat hospes in domo Boniloci (M D S R. 2me série, VI, 218). — 1509. *In domo Petræ-Castri :* Et D. Petrus Violandi, ibidem hospes, vadat ad domum Poletensis, ibique exerceat officium vicarii. — 1516. D. Petrus Violandi, prior absolutus a domo Vallissanctæ, vadat hospitatum ad domum Lanceæ, ibique exerceat officium vicariatus ad Ordinis voluntatem (R H E S. 1908, p. 262).

D. Louis Fournier, prieur de 1697 à 1699. — Procureur de la chartreuse de Mélan, de 1691 au 15 avril 1697 (Abbé Feige, *op. cit.*, p. 300).

D. Claude Normand, prieur de 1699 à 1707. — Etait à la chartreuse de Pomier, vicaire le 15 juin 1681, simple religieux le 20 juillet de la même année, procureur le 1er juillet 1690 et le 2 août 1696 (Chanoine Rannaud, *op. cit.*, p. 191, 198, 199).

D. Etienne Macaire, prieur de 1772 à 1778. — Fils de Pierre Macaire, en son vivant notaire royal, était né à Saint-Jean-en-Royans, diocèse de Valence, en Dauphiné.

II. Prieurs de La Part-Dieu

D. Etienne Maître, prieur de 1424 à 1425, de 1439 à 1456 et de 1459 à 1460. — Simple religieux à la chartreuse du Reposoir, le 5 juin 1417 (Abbé Feige, *op. cit.*, p. 45 et 46). — Etait sacristain à la chartreuse de Sélignac, en 1437 (D. Bulliat, *Sélignac*, p. 546, qui l'appelle Etienne Magistris). Il quitta donc le priorat de la chartreuse d'Oujon en 1437 et non en 1438, ce qui était incertain.

D. Jacques Fournier, prieur de 1499 à 1503. — Voir ci-dessus, à La Valsainte : D. Nicolas Cucuat, prieur en 1502.

D. Nicolas Charlet, prieur de 1535 à 1541. — Son *Obiit* est annoncé par le Chapitre général de 1550. Cette date a été omise, par distraction, dans sa notice.

D. Claude Bollat, recteur en 1570, prieur de 1571 à 1578. — Profès de la chartreuse d'Aillon, de procureur à La Part-Dieu, il est institué procureur de La Valsainte, par le Chapitre général de 1546. — Il retourna, on ne sait quand, à la chartreuse d'Aillon, où de simple religieux qu'il était, il fut fait, en 1566, procureur de la chartreuse de Mélan. — Le Chapitre général le renvoie à la chartreuse d'Aillon,

en 1567, le nomma procureur de la chartreuse du Val-Saint-Hugon, en 1568, et de nouveau procureur de La Part-Dieu, en 1569 (Dom Le Couteulx, *Notices mss. sur les maisons de la province de la Grande-Chartreuse*, à ce monastère, est plus complet que l'abbé Morand, *Les Bauges*, t. II, *Seigneurs ecclésiastiques*, Livre quatrième, *La chartreuse d'Aillon*, p. 242, Chambéry, Imprimerie savoisienne, 1890).

D. Joseph Vierou Fontaine, prieur de 1715 à 1730. — Il fut chargé, en 1724, par le Révérend Père Général, d'une commission à Paris, pour les affaires de l'Ordre, et ne revint à La Part-Dieu qu'en février 1727, est-il écrit équivalemment à la notice des recteurs qui le remplacèrent durant son absence, D. Jean Marie (1724-1726) et D. Claude Curtillet (1726-1727). C'est le Chapitre général de 1724 qui le députa, avec le prieur de la chartreuse de Meyriat, à Paris, pour combattre les faits et gestes des Chartreux jansénistes de cette ville et de la province cartusienne de France-sur-Seine, la seule infectée par l'hérésie, depuis très peu d'années. Ces religieux dévoyés avaient publié un mémoire contre le gouvernement de l'Ordre. Les jansénistes influents de la capitale, leurs pervertisseurs, avaient astucieusement fait condamner, par l'officialité diocésaine, sous prétexte d'inconduite, afin de le discréditer, le prieur de la chartreuse d'Aillon, qui les gênait, envoyé dès 1723 pour réprimer le mouvement. Il fallait obtenir de l'autorité civile la suppression du libelle, de l'autorité ecclésiastique la réhabilitation du prieur d'Aillon, enfin, l'abjuration des hérétiques. On rencontra des obstacles et des obstinés. Le Chapitre général de 1725 dut excommunier cinquante Chartreux. Vingt se rétractèrent alors, et trente passèrent en Hollande. Quelques-uns de ceux-ci revinrent soumis en 1726. Les autres furent définitivement exclus de l'Ordre — où il n'y eut plus de jansénistes — par le Chapitre général de 1727, qui permit à la chartreuse de Paris de rouvrir son noviciat fermé pendant les troubles *(Le témoignage des Chartreux contre la constitution Unigenitus*, in-12 de 583 p., terminé d'imprimer le 26 mai 1725, probablement à Paris, pour les hérétiques, *passim; La Grande-Chartreuse par un Chartreux*, nouvelle édition, Grenoble, 1930, p. 147-152).

D. François Lachat, prieur de 1821 à 1837. — Il se réfugia en 1793, à Fribourg ; en 1796, à Soleure ; en 1798, à Lwov ou Lemberg, capitale de la Galicie, Pologne (Mgr Eugène Folletête, *Rauracia sacra, ou Dict. hist. du Clergé catholique jurassien, 2me partie, Clergé régulier*, Porrentruy, Bonne Presse du Jura, 1934, p. 40).

Répertoire alphabétique des noms des prieurs et des religieux de La Valsainte et de La Part-Dieu

Sont ici réunis aux simples religieux les prieurs des deux chartreuses, dont le Catalogue a paru dans cette *Revue* en 1913, suivi de trois suppléments en 1915, 1919 et ci-dessus.

La référence pour les prieurs du Catalogue de 1913 est constituée par V (La Valsainte) et P (La Part-Dieu) avec la page ; pour ceux des trois suppléments par les mêmes lettres suivies de I pour 1915, II pour 1919, III pour 1935, avec la page.

La référence pour les simples religieux est constituée par I pour La Valsainte et par II pour La Part-Dieu, avec leurs nos d'ordre. Ces nos se trouvent pour La Valsainte de 1 à 84, p. 189-206, de 85 à 163, p. 288-300, année 1932, et de 164 à 230, p. 19-34, année 1933 ; pour La Part-Dieu : de 1 à 55, p. 40-50, de 56 à 119, p. 129-140, de 120 à 183, p. 214-223, de 184 à 237, p. 272-283, année 1934, et de 238 à 275, p. 45-60, année 1935.

d'Affringues, D. Jean, P 268 ; I 124 ; II 121
Alaman, D. Jean, I 12
d'Alionoz, D. Henri, V I 65
Allemand, D. Bernard, II 195
Amblard, D. Jean-Louis, I 92
Amicon, D. Jean, P 213
Andrey, F. Jean, I 141
F. Anselme, I 10
D. Antoine, P 213
d'Assona, D. Hugues, I 24 ; II 16
d'Ast, D. Pierre, II 98
d'Aubonne, voir de Vevey
Auclerc, D. Malachie, II 238
Audet, D. Jean, I 32
Auduy, D. Anthelme, I 220
Aymar, D. Boniface, V 89
Badel, D. Guillaume, V 94 ; V I 68
Balli, D. Nicolas, II 57
Bally, D. François, II 84
de La Balme, voir de Riours
Balu, D. Pierre, I 123
Barbier, D. Girard, I 4
Barde, D. Bernard, I 198 ; II 192
Barthélemy, D. Jean, I 185
Barthus, F. Antoine, I 147
Bassard, D. Jean-Pierre, I 153
Bastard, D. Jacques, II 44
Bastard, D. Mamert *ou* Mermet, V 195 ; P 253 ; I 66
Baud, D. Etienne, I 58
Baud *ou* Beaud, D. Maurice, II 201
Baussay, D. Michel, I 146
Baverel *ou* de Baverel, D. Bruno, II 185
Béatrice *ou* Béatrix, D. François, II 197
Beaumont, voir Bomont
Belfort *ou* Beaufort, D. Jean, V 91 ; P 216 ; V I 67 (2 fois) ; I 9
Belin, D. Etienne, II 176
de Bellegarde, D. Charles, II 236
Bellin, D. Jean, II 23
Benoît, D. Jérôme, II 218
Benoît, D. Joseph, II 266
Bérard, D. Nicolas, II 262
Berger, F. Amédée, I 134
Berger *ou* Bergier, D. Pierre, V 92 (2 fois) ; P 248 (2 fois) ; V I 67 (2 fois) ; V III 112
D. Bernard, I 81
D. Bernard, II 9
Bernard, D. Blaise, V 206
Bernard, D. Pierre, P 265
Bernard, D. Pierre, II 166
Bernardin, Louis, II 210

Bérod, D. Jean, P 251
Berset, D. Jacques, I 43
Berset, D. Pierre, I 84
Bertrand, D. Hugues, I 165
Bertrand, D. Jacques, I 190 ; II 177
Besson, D. Bruno, I 189
Besson, D. Esprit, I 110
Besson, D. Michel, I 89
Bielmann, D. Arsène, P 280 ; P I 75 ; P II 236
Billion, F. Robert, I 105
Bisson, D. Guérin, P 214, 215
Bistac, D. André, II 184
Blachier *ou* Blassier, D. Thomas, II 141
Blanc, D. Augustin, II 272
Blanc, F. Guillaume, II 77
Blanc, D. Pierre, P 252
Blanchet, D. Jean-B^te^, I 166
Boccard, D. Louis, I 167 ; II 165
Boëte *ou* Boîte, D. Janin, I 41
Boisson, D. Claude, II 169
Bolat, de Hauteville, D. Jean, V I 63, 64
Bollat, D. Claude, P 262 ; P III 113
Bomont *ou* Beaumont, D. Claude, I 136
Bonblond, D. Pierre, P 248
de Bordaris, D. Louis, I 91
Boulier, D. François, V 93 ; V I 67 (2 fois)
Boulier, D. Humbert, P 249
Bourcier, Bournier *ou* Bourrier, F. Claude, II 150
Bourdin, D. Jean, V 197
Bourgeois, D. Anthelme, P 274
Bouton, D. Antoine, I 179
Boutrais, D. Cyprien-Marie, V 211 ; V I 69
Bouvier, D. Pierre, V 204
Boyer, D. Benoît, I 74
de Bray, D. Nicolas, P 258
Brei *ou* Bret, D. Pierre, II 41
Brosset, D. Mathieu, II 174
Brun, D. Pierre, I 154 ; II 161
Buat, D. Hugues, I 121
Buisson, D. Claude, I 226 ; II 230
de Bullion, D. Aimé, I 164
Burdet, D. Gabriel, II 226
Burgerey, D. André, I 188
de Burgos, D. Claude, I 131
Burnier, D..., I 159
Burset *ou* Buffet, D. François, V 196
Buttet, D. Mathieu, II 191
de Buttet *ou* Butet, D. Hyacinthe, II 208
de Cabane, voir de Chavanne
de Caboul, D. Jacques, II 49
Cabreira, D. Denis, II 137
Cadot, D. Guillaume, II 18
Calemard, D. Jean, P 267
Callin, D. Jacques, P 217, 248
de Camaret, D. Bruno, V 210 ; P 276
Cantor, D. Bonaventure, V 210 ; P 275
Capsel, D. Jean, II 8
Carrat, F. François, II 196
Carré, D. Basile-Pierre, II 93
Carron, D. Jean, V 206
Carrotet, D. Barthélemy, I 175
Cartier, voir Quatrier
Casal *ou* du Chesal, D. Guillaume, I 93
Caseau, D. Hippolyte, I 169
de Castella, D. Raphaël, I 197
Castin, D. Antoine, II 25
de Castres, D. Augustin, I 118
Chalaud, D. Prosper, V 212
Chalvet, D. Thomas, I 160
Chamoux, D. Léon, II 234
Chanel, D. Jean, P 252
de Chapelleblanche, D. Jean, P 213
Chappaley, D. Alphonse, II 274
Charlet, D. Etienne, II 142
Charlet *ou* Cucuat, D. Nicolas, V 197 ; P 254, 257 ; P III 113
Charvet, D. Gabriel, II 248
Chassot, D. François, I 64
Chastelus, D. Denys, II 252
de Chavanne, de la Chavane *ou* de Cabane, D. Pierre, I 86 ; II 61
de Chavanne, de Cabane, D. Pierre, P 256 ; I 68
de Cheire, F. Nicolas, II 128
Chenal, D. Bruno, II 245

du Chêne, D. Jean, P 258
Cheuvrier, D. Jean-Bte, I 180
Chière *ou* Chièze, D. Jean, II 81
Christin, D. Mathieu, I 200 ; II 206
du Cimetière, D. Pierre, I 19
F. Claude, I 90 ; II 70
Claudet, D. Louis, II 244
Clavel, D. Louis, II 33
des Clets, D. Aimon, V 88
Cochonet, D. Pierre, I 29
Coffin, D. Pierre, V 95 ; V I 68
Colliard, F. Hugues, II 240
Colomb, D. Jacques, I 55
Colomb, D. Jean, V 197 ; I 65 ; II 48
Comba, D. Guillaume, II 183
de la Combe, D. Guillaume, V 83 ; V I 64
Combette, D. Juste, II 189
Comte, D. Raphaël, I 217 ; II 223
Comte, D. Timothée, II 257
de Condamine, D. Rodolphe, V I 66
Convers, D. Jean, P 256
Coquet, D. Pierre, II 82
Cossin, D. Jean-Bte, I 138
Cossutier, F. Théodule, I 201
de la Coste, D. Alexis, I 120
Coster, D. Joseph, II 254
Cottin, D. Claude, II 235
Coulon, F. Claude, I 183
Coutave, F. Etienne, II 167
Cravel, D. François, II 134
du Crest, voir du Cros
Crestin, D. Antoine, II 187
Cret, D. Martin, I 51
D. Crispide, I 8
Crolard *ou* de Crollard, D. Fulgence, II 237
du Cros, don Crois, du Croux, du Crest, D. Gervais, II 62
Croset, D. Bernard, II 170
Crusillat, D. Etienne, I 228 ; II 217
de Crusilly, D. Pierre, P 214
Cuc, D. Alexis, II 224
Cucat, D. Nicolas, I 47
Cucuat, D. Nicolas, V 196 ; V III 112
Currat, D. Joseph, II 267
Currat, D. Pierre, I 140
Curtillet, D. Jean-Claude, P 273 ; I 181
Dafflon, D. Pierre, I 70 ; II 47
Daidet, D. François, I 212
Daisey, D. Etienne, II 243
Damarin, D. Pierre, P 258, 260
Dantari, d'Antart, Dintrat, D. Hubert, I 111 ; II 119
Dardel, D. Ignace, I 176 ; II 178
David, D. Antoine, II 213
David, D. Jean-Bte, I 195 ; II 193
Déage, D. Hugues, I 215 ; II 215
Deffayes, D. Etienne, P 264
Déglise, Deléglise, Léglise, D. François, I 213 ; II 212
Delanfray, voir de Lanfray
Delisle, D. Michel, II 250
Delorme, voir de Lorme
Denys, D. Louis, II 99
Diday, D. François, P 274 ; II 204
Didier, D. Jean, I 35
Dobineau, D. Jean-Bte, II 115
Dubois, D. Robert, I 99 ; II 104
Dubouloz, D. Pierre, I 34
Ducrest, D. Gabriel, I 191 ; II 180
Dufeu, D. Antoine, II 102
Dufrêne, voir Frêne, Frassin
Dunesi, D. Michel, II 66
Dupasquier *ou* du Pasquier, F. André, II 86
Durier, D. Pierre, I 40 ; II 22
Du Rieu *ou* Durieu, D. Pierre, V 208
Duvivier *ou* Du Vivier Ilon, D. Jean, I 112
Duvouldy, D. Jean-Bte, II 173
Emeri, F. Jean, I 87
Emonet, F. Guillaume, II 149
Ernst, D. Hugues, I 114 ; II 111
des Essarts, D. Jean, P 265
D. Etienne, II 1
Eymin, D. Bonaventure, II 260
Fabricius, D. Jean-Conrad, I 116
Faguet, D. Hilarion, II 168
Faller, F. Bruno, II 241
Fauconnet, D. Joseph, I 208
Fauret, D. Pierre, I 27 ; II 21
Favre, D. Albert, V 200 ; P 257
Favre, D. Mamert *ou* Mermet, V 194

Favre, D. Pierre-Antoine, P 269
Féburean *ou* Féburiau, D. Antoine, I 137
de Ferra *ou* Seira, D. Antoine, II 72
Flaming, D. Pierre, P 216
de Font, D. Etienne, I 30
Fontaine, voir Vierou
Forestier, D. Claude, II 29
Forman, D. Adam, P 261
Foulon, D. Pierre, V 197
du Four, D. Nicod *ou* Nicolas, V 194 ; I 50
Fournier, D. Anselme, II 80
Fournier, D. Humbert, P 257
Fournier *ou* Lichet, D. Jacques, V 193 ; P 254
Fournier *ou* Tournier, D. Jacques, P 266 ; P III 113 ; I 45
Fournier, D. Louis, V 207 ; V III 113
Fournier, D. Nicolas, P 269
Fournier, D. Pierre, V 195 ; P 254 ; II 74
Fracheboud du Four, D. Jacques-Antoine, V 201 ; V I 69
D. Franconi, P 213
Francoz, D. Jean-Claude, I 229 ; II 232
Frassin *ou* du Frêne, D. Bernard, I 82 ; II 58
Frassin *ou* du Frêne, F. Jean, I 61
Frassin *ou* du Frêne, D. Pierre, I 37
du Frêne, D. Etienne, I 77
du Frêne, D. Jacques, V 191 ; V I 68 ; V III 112
de Fribourg, D. Jacques, V 45 ; V I 62
de Fribourg, D. Rodolphe, I 5
Frisend, D. Hugues, V 89, 90 ; V I 66 (2 fois)
Fusier, D. Amédée, II 38
Gachet *ou* Garset, D. Jean, I 80
Gaillard, D. Antoine, I 129
Gaillard, D. Paul, II 164
Galletier, D. Antonin, P III 122
Garillan, D. Simon, II 156
D. Garin, V 82
Garin, D. Pierre, I 210
Gattier *ou* Galtier, F. Charles, II 203
Gaude, D. Claude, II 134
Gauteret, D. Jean, II 15
Geinoz, F. Pierre, I 104
Genon, D. Paul, II 198
Georgy, D. Jean, II 116
F. Gérard, I 7
Gerbet, D. Jacques, I 96
Gerbou, D. Jacques, II 194
Gérin, F. Antoine, II 50
Gérin, D. Barthélemy, P 274
Giguet, D. Hugues, P 268 ; II 106
Gillet, D. Louis, II 155
Girard, D. Pierre, P 216
Giraud, D. Irénée, V 212
Giraud, D. Pierre, P 261
Gonnet, D. Marie, I 222 ; II 216
Gonon, D. Jean, I 142
Goswin, D. Bernard, II 133
Goswin, D. Jean-B^te^, I 148
Gouget, D. Antoine, II 145
Goujon, D. Pierre-Basile, II 127
de Goulard, D. Henri, P 274
Grandjean, D. Claude, I 72
Greffion, D. Jean, V 81 ; P 215
Grellet, D. Arsène, I 227 ; II 233
Grest, Pierre, I 26
Griffon, D. Jean, P 271
Grillet, D. Bernard, II 160
Guen, D. Jean, II 26
Guérimand, D. Bonaventure, II 222
Guichenon, D. Claude, P 270
D. Guillaume, V 82
D. Guillaume, P 213
F. Guillaume, I 11
Guillaume, D. Nicolas-Raphaël, V 202, 203 ; P 267
Guillon, D. Etienne-Louis, I 125
Guillot, D. Aimé, II 179
Guinet, D. Charles, II 181
Guiternier, D. François, I 67
Guy, D. Antoine, II 239
Guy, D. Etienne, V 94 ; V I 68
Guyet, D. François, I 101
Guyot, D. André, I 216
D. Henri, V I 65
F. Henri, II 54
Herman, D. Joseph, II 255

Hervelin, D. François, I 186
Hilganter *ou* Hilgarter, D. Fortunat, II 95
Honoré, D. Guillaume, I 107
Hozan, voir Ozan
Hubod, D. Jacques, II 51
Hugo, D. Germain, II 117
Hugonin, D. Aynard *ou* Eynard, I 31 ; II 24
Humbert *ou* Hubert, D. Pierre, II 39
Hurel, D. Jacques, II 114
Jacquemoz, D. Zacharie, I 152 ; II 163
D. Jacques, I 2
D. Jacques (d'Aubonne), P 213 ; P I 70
Jacquet, D. Jean-Charles, P 270, 271
Jacquet, D. Daniel, II 188
Jacquet *ou* Jaquet, D. Alexis, I 184
Jacquet, F. Joseph, II 228
Janet, D. Félix, II 186
Jannet, D. Hugues, II 207
D. Jean, P 213
D. Jean, P 214
D. Jean, V I 64
F. Jean, I 79
Jomini, D. Antoine, II 263
Jotut, D. François, I 53
Jouve, D. Jean-Marie, II 159
Juge *ou* Le Juge, D. Jérôme, I 196
Juriaton, D. Gérard, I 21 ; II 11
Kempel, D. Valentin, I 117
Kirsch, D. Jean, II 112
de La Balme *ou* Baume, voir de Riours
Labet, D. François, P 255
Labien, D. Simon, I 36 ; II 19
Laccour *ou* de Laccour, D. Bruno, I 171
Lachat, D. François, P 279 ; P III 114
Lacroix, D. Gaspard, II 147
Lagorce, D. Augustin, I 122
Lamambrey, D. Jean, II 125
Lambert, D. Jean, II 6
La Moignon, D. Grégoire, II 120
de Lanfray, *ou* Delanfrey, D. Amédée, II 172
de La Pallud, voir Philippes
Lardet, D. François, I 209
La Roche, D. Bruno, II 205
D. Laurent, I 103
Laurent, D. Jacques, I 126
Laurent, F. Jacques, II 129
de Lausanne, D. Borcard, V 45 ; P 212
de Lausanne, D. Jean, I 3
de Lausanne, D. Pierre, II 3
Lauvergne, D. Antoine, P 263 ; P I 70
Lavancher, D. Pierre, V 198
Leblond, D. Denys, P 267 ; I 108
Le Boesve, D. René, II 107
Le Boucher, D. Charles, I 127
Le Boursier, D. Louis, I 130
Le Breument, D. Charles, P 270 ; I 145 ; II 130
Lebrun, D. Bernard, II 124
Le Cauchois, D. Jacques, V 204
Le Clerc, D. Jacques, II 88
Le Fèvre, D. Joseph, II 109
Léglise, voir Déglise
Lejeune, F. Nicolas, I 182
Le Juge, voir Juge
Le Marmier, D. Joseph, II 103
Le Mercier, D. Philippe, I 132
Lemoine, D. Claude, V 266
Lemoine, Pierre, II 225
Le More, D. Louis, I 109
Lempereur, D. Benoît, P 278
Leroy, voir Rey
Leroyer, voir Regalis
Lescalier, D. Luc, V 209
de Lescheraine, D. Guillaume, V 44
L'Huillier *ou* Luillier, D. Robert, I 100
Lichet, voir Fournier
Liteau, F. Jean, II 32
Lončar, D. Barthélemy, II 52
de Lorme *ou* Delorme, D. Claude, I 224
Losserand, D. Antoine, I 173
D. Louis, I 83
Loup, D. Jean, I 23
Louvrier, D. Michel, II 246
Lucie, D. Jacques, P 249

de Luyrieux, D. Michel, P 215, 216
Macaire, D. Etienne, V 210 ; V III 113
Machon, D. Pierre, I 85
Maître, D. Etienne, P 248, 250 (2 fois) ; P III 113
Maistre, D. Nicolas, I 88 ; II 85
Malherbe, D. Nicolas, II 92
Malinjod *ou* Malinjoud, D. Antoine, II 247
Malzieu, D. Jean, II 220
Maner, D. Claude, I 135
Manuel, D. Claude, V 203
Marchal, D. François, II 101
Marchand, F. Hugues, I 1
Maret, D. Jacques, II 63
Marie, D. Jean, P 272, 273
Marin, D. Ambroise, II 265
Mariot, D. Etienne, II 68
de Marly *ou* Marilley, D. Guillaume, V 93 ; V I 67
Marmier, F. Jean, II 270
Marmotane, D. Antoine, I 15 ; II 20
Marquez, D. Etienne, II 43
Marsens, D. Guillaume, II 28
de Marsilier, D. François, V 200
Martin, F. Antoine, I 54
Martin, D. Guillaume, II 35
Martin, D. Hugues, I 172
Martin, D. Jacques, I 33
Martin de Moras, D. Louis, II 253
de Marturens, D. Etienne, I 44
Masset, D. Jean *ou* Jacques, II 60
Masson, F. André, I 218
Massot, F. Jean, II 31
Massuyer, D. Jean, V 191 ; V I 68 ; V II 236 ; V III 112
Mathieu, D. Jérôme, II 199
Matthæy (*ou* Mathieu ?), D. Henri, I 25
Matthieu, D. Jérémie-Bernard, I 139
Maugendre, D. André, I 162 ; II 158
Megemond, D. Simon, II 90
Mégevan *ou* Megevaux, D. François, P 261 ; II 73
Melos, D. François, P III 122
Mercier, D. Aimon, I 60
Mercier, D. Augustin, V 208
Mercier, D. Etienne, V 209
Mercier, D. Joseph, I 214
Mettraux, D. Jean-B^te^, II 275
de Metz, D. François, II 91
Michard, D. Philibert, I 177
Michel, F. Sébastien, II 259
Michon, D. Pierre, P 251
Miège, D. Florent, V 212
Migy, D. Henri, II 271
Milleret *ou* Millieret, D. Joseph, II 139
Miraudos, D. Philippe, I 193
Moissonnier, D. Romuald, P 277
Mollard, D. Antoine, II 123
Mollier, D. Jean-B^te^, I 187
Monnet, F. Guillaume, II 132
Monod, D. Jean, I 57 ; II 40
de Montmerle, D. Jean, V 95 ; V I 68 ; V II 236 ; V III 112
Morel, D. Georges, II 251
Morel, D. Pacifique, II 151
Moret, D. Bruno, I 230 ; II 219
Mouillet, D. François, I 156
Mumber, D. Joseph, II 135
de Musiège, D. Amédée, I 14 ; II 10
Musnier, D. Philippe, II 209
N..., D., V 198
N..., D., P 249
N..., D., I 52
N..., D., II 30, 34
Nantelme, D. Jean, P 216
de Nantua *ou* Nant, D. Jean, V 89 ; V I 66
Nas, D. Amédée, V 209 ; P 274 ; I 194
Netin, D. Antoine, I 192
Neyret *ou* Néret, D. Pierre, II 100
F. Nicod, I 71
Noir *ou* Noer, F. Charles, II 200
Noleau, D. Joachim, II 261
Normand, D. Claude, V 208 ; V III 113
Notaire, D. Nicolas, II 138
Novelli, D. Guillaume *ou* Mermet, V 82 ; V I 64
Obtinelle, D. Jean, I 56
D. Omer, I 28
Ozan *ou* Hozan, D. Noël, I 119 ; II 97

de Padoue, voir du Pasquier
Palluis, D. Claude, I 221 ; II 221
Palut *ou* Pallu, D. Benoît, II 258
de Pampigny, D. Girard, V 91 (2 fois) ; V I 67 (2 fois)
Panarel, D. Pierre, V 92 ; V I 67
Panso, D. Jean, II 46
Parnet *ou* Pernet, D. Marmet, II 79
Pasquier, D. Ambroise, P 276
du Pasquier, Pierre, P 255
du Pasquier (*ou* de Padoue ?), D. Pierre, I 49
du Pasquier, F. Claude, II 96
Pasquier, F. Jean, II 175
Payelle, D. François, V 207
de Payerne, D. Pierre, I 16
Pégaitaz, D. Louis-de-Gonzague, II 269
Peiri, D. Hilarion, II 264
Pèlerin, D. André, I 62
Pélissier, D. Jacques, I 174
Pellet, D. Antoine, P 275
Périllat, D. François, P 260
Périllat *ou* Péribiat, D. Pierre, I 75
Périnet, D. Jean-Claude, I 155
Périssin, D. François, II 67
Pernet, D. Mermet, P 263
Perrenot, D. Nicolas-Bruno, II 105
Perrin *ou* Perrino, D. Nicolas, I 102 (peut-être le même que le précédent)
Peter, D. Bernard, V 210 ; V I 69
Philippe, D. Jean, I 39
Philippes La (ou de La) Pallud, D. Jérôme, I 223
Picard, D. Hyacinthe, I 151
Picard, F. Jean, II 37
Picard *ou* Picquard, D. Didier, I 219 ; II 231
Pichot, D. Benoît, I 207
Pictet, D. Pierre, I 2
D. Pierre, V 49
D. Pierre, V 81 ; V I 63
D. Pierre, P 213
F. Pierre, II 4
D. Pierre, II 5
Pignarre, D. Athanase, I 170
Pinardy, D. Augustin, II 190
Pittet, D. Bruno, II 273
de la Place, D. Pierre-Siméon, II 108
Planchamp *ou* Planchant, D. Nicolas, I 94
Platelet, D. Philippe, II 256
Ponsard, D. Jean, II 42
Porel de Balmet, D. Etienne, V 196
de la Porte, D. Jean, V 50 (2 fois), 81
Porterat, D. Philippe, I 199
Portier, F. André, II 229
Privé, D. Daniel, V 206
Prusset, D. Philippe, I 42
Puissant, D. Jean-Thaddée, II 148
Quanin, D. Pierre, II 7
Quatrier *ou* Cartier, D. Aimon, I 76 ; II 69
Rambaud, D. Bruno, P 278
Rausse *ou* Russa, D. Guillaume, I 17
Raymond, D. Augustin, II 75
Regalis *ou* Leroyer, D. Aymon, V 93 ; V I 67, 68
Régnier, D. Martial, II 242
Remy, D. Louis, II 131
Renaud *et* Reinaud, D. Alexis, II 182
Renaud *ou* Reynaud, D. Anthelme, I 202 ; II 202
Renault, D. Jean, I 168
de Requeleine, D. Jacques, II 143
de Requeleyne, D. Marc-Claude, P 269
de Requeleyne, D. Simon, P 270 ; P I 75 ; I 128
Rey *ou* Leroy, D. Jean, I 13
Rey, F. Nicolas, II 162
Reynaud, D. Georges, I 95
Richard, D. Guillaume, I 98 ; II 87
Richard, D. Pierre, P 250
Richardon, D. Michel, II 83
Richer, D. Jean, I 158 ; II 144
Richoux *ou* Richaud, D. Nicolas, I 106
Ricod, D. Jean, P 256
Ricod, D. Pierre, II 76
Rime, D. Louis, II 126
de Riours de la Balme *ou* Baume,

D. Jean, V 88 ; P 215 ; V I 65 (2 fois) ; I 6
Robert, D. Victor, V 211
Robin, D. François, II 249
Robin, D. Jean, P 253
Roche, D. Léonard, I 203
Roche, D. Vincent, I 206
Rochet, D. Bruno, I 211 ; II 214
Rochet, D. Mamert, V 199
Rochet, D. Pierre, P 257, 259 ; P I 70 ; I 78 ; II 71
Rolier, D. Hugues, P 250
Rollet, D. Anthelme, I 205
Rosier, D. Claude, II 118
Rouard, D. André, I 163
Roussel, D. Olivier, P 264 ; P I 73
Ruffieux, D. Théodule, II 268
Sadde, D. Jérôme, I 225
Sadoc, D. Laurent-Guillaume, II 122
de Saint-Germain, D. André, II 146
de Saint-Michel, D. Jean, V I 65
de Sales, D. Guillaume, I 22 ; II 14
Sales *ou* Salle, D. Paul, II 152
Salier *ou* Seiller, D. Guillaume, I 20 ; II 12
de Sans-Mur, D. Guillaume, I 18
Schick *ou* Schicht, D. Jean-Jacques, II 136
Sec, D. Pierre, I 48
de Seira, voir de Ferra
Serval, D. Remi, V 205 ; V I 69 ; I 143
Simon, D. Donat, II 65
Soland, D. Claude, I 178
Soret, D. Jean, II 94
Sottaz, D. François, I 149
Stengel, D. Kilian, II 113
Sthaltin, D. Jean, II 78
Sudan, D. François, II 64
Suret, D. Jean, II 27
Symon, D. Edme, V 205
Tendon, D. Hugues, P 276
Tercier, D. Antoine, II 53
Théry, D. Gervais, I 150
D. Thomas, V 81
Thorel, D. Bernard, I 97
Thorin, D. Claude, I 204 ; II 211
Thorin, D. Toussaint, II 89
Tournier, D. Claude, I 46
Tournier *ou* Fournier, D. Jacques, I 45
Toussanjon, D. Nicolas, II 140
Trabouillet, D. Pierre, I 133
Tyon, D. Claude, II 55
Uldry, D. Anselme, V 198 ; V I 69 ; I 69 ; II 56
Vacherot, D. Innocent, I 161
de Valenez *ou* Valence, D. Jean, V 89 ; V I 66
Valier, D. Claude, I 63
Vanlintz, D. Charles, II 110
de Vaucluse, D. Pierre, P 213
Vellein *ou* Velin, D. Charles, I 157 ; II 153
Verdier, D. Georges, I 113
de Vevey dit d'Aubonne, D. Guillaume, V 49, 50 (2 fois) ; V I 63
Vié, D. François, II 157
Vierou Fontaine, D. Joseph, P 272 ; P III 114
Violand, D. Jean, II 45
Violand, D. Pierre, V 197 ; V III 113
Violand, D. Pierre, P 251 ; I 38 ; II 17
Virgile, D. Boniface, I 59 ; II 36
Viviand, D. Marie, II 227
du Vivier, voir Duvivier
Voisin, D. François, I 73
Voland, D. Jean, V 82 ; V I 63 ; V II 235
Vuadens, D. Jean, V I 67, 68
de Wordenstein, D. Anthelme, I 115

L'Emigration française dans le canton de Fribourg, par le Dr Tobie de Raemy (ASHF. t. XIV, 1935, p. 249) cite comme simples religieux de La Part-Dieu, le 8 mai 1795 : **D. François Melos,** de Franche-Comté, et **D. Antonin Galletier,** de Lyon, en plus de ceux que nous connaissions.

P. Marian Herzog, Pfarrer zu Einsiedeln, und sein Anteil an den Franzosenkämpfen in Schwyz 1798.[1]

Nach schwyzerischen Quellen dargestellt.

Von P. Norbert FLUELER, Stiftsarchivar, Einsiedeln.

I. P. Marian Herzog nach der Auffassung H. Zschokkes und seiner Nachläufer.

Im Jahre 1801 erschien in der H. Geßner'schen Buchhandlung, Bern und Zürich, ein Buch, betitelt:

« Geschichte vom Kampf und Untergang der schweizerischen Berg- und Waldkantone, besonders des alten eidgenössischen Kantons Schwyz. Von Heinrich Zschokke, Regierungsstatthalter des Kantons Basel ».

Zschokke kommt bei Erzählung der Kämpfe der Schwyzer gegen die Franzosen auf die bekannte Kriegsratssitzung am Rothenturm in der Nacht vom 1. auf den 2. Mai 1798 zu sprechen, wobei er den Pfarrer von Einsiedeln, P. Marian Herzog, seinen Lesern mit folgenden Worten vorstellt [2]:

« Was diese nächtliche Zusammenkunft besonders merkwürdig machte, war die Gegenwart des berüchtigten Pfarrers von Einsiedeln, Marianus Herzog ».

« Wie Paul Styger im südlichen Teile des Kantons Schwyz, war Marianus, ein Luzerner von Geburt, im nördlichen; ihm gleich an Stolz, unbändiger Herrschsucht, Gewalttätigkeit und Tücke, übertraf er den Nebenbuhler noch in Heuchelkunst und Schwärmerton. Kein

[1] Diese Arbeit ist die stark erweiterte Wiedergabe des Vortrags, den ihr Verfasser an der Tagung des Historischen Vereins der V Orte am 17. September 1934 gehalten hat.

[2] p. 321.

Verbrechen blieb von ihm unbegangen ; doch die bezauberte Menge sah an ihm nur Tugend, und in dem Mörder des Vaterlandes und der Kirche den Märtyrer. So in seiner Gegend der Volksgunst mächtig, benutzte er sie auf pfäffische Weise. Er stellte sich an die Spitze des Regiments der Waldstatt Einsiedeln ; er ordnete und befahl mit ungezäumter Willkür und brachte es so weit, daß die Hauptleute es nicht, ohne Gefahr von verblendeten Bauern erschossen zu werden, wagen durften, seinen gebieterischen Befehlen zu widerstehen. Noch damit nicht zufrieden, sandte er auch in den Sprengel von Schwyz geheime Ausläufer, das Volk zu verwirren, um dann über die Truppen dieser Täler gleicher Herrschaft teilhaftig zu werden. Besonders bot er seine Künste auf, die Einsichtsvollen und Geehrten zu stürzen ; Verdacht anzuzünden gegen die sogenannten « Herren » und alles, was Perücken trug und Haarzöpfe ; und endlich aller Pfeile Ziel war ihm der Kriegsrat selbst ».

« Er hatte mit 600 Einsiedlern am 1. Mai die Bergschluchten des Etzel besetzt, dieses mächtigen Vorwalles vom Kanton Schwyz gegen das Land Zürich, dessen See seinen Fuß bespült. Marianus forderte dort vom Landshauptmann Reding wiederholter Malen einen Kommandanten. Doch kein Offizier von allen Schwyzer Bataillons wollte mit dem Mönche das Kommando teilen, überzeugt, daß keiner ihrer Befehle vollzogen würde, so mit dem Eigensinn des Pfaffen in Widerspruch stände. Darum antwortete Reding den Einsiedlern : « Da ihr einmal den Etzel besetzt hattet unter eurem Pfarrer, so traget Geduld. Obwohl ich von ihm selbst, als einem Schwärmer, des Guten wenig erwarte, so tröstet mich der Gedanke an Treu und Mut der Hauptleute und Soldaten von Einsiedeln ».

« Da nun, wie gesagt, der geistliche Ritter um Mitternacht beim Kriegsrat gemeldet wurde, wagte man nicht, ihm den Zutritt zu verweigern. Als die Verteidigung einer zweiten Linie zur Sprache kam, ergrimmte er und rief : « Diese Beratung ist unnütz und verrät unnötige Furcht. Wenn Schindellegi und andere Posten so verteidigt werden, wie ich mit den Einsiedlern den Etzel schirmen mag ; so sind wir Sieger. Und ich beteure euch bei allen Heiligen, alle Einsiedler werden, wie ich, jenen Grenzposten bis zum letzten Blutstropfen verfechten ! »

« Ebenso schwur er noch einmal dem Landshauptmann beim Abschiede, und versprach demselben durch Eilboten alle wichtigen Vorfälle zu melden ».

Nachdem Zschokke das Gefecht der Schwyzer gegen die Franzosen

an der Schindellegi geschildert und ihre Tapferkeit lobend hervorgehoben hat, fährt er fort [1]:

« Odemlos, vom Staub und Schweiß bedeckt, kam aus freiem Trieb im vollen Lauf ein redlicher Mann von Einsiedeln, genannt Meinrad Kälin; er überbrachte dem Landshauptmann die unerwartete Nachricht, daß die Franken schon über den Etzel heranziehen. Er erzählte, daß der Pfarrer Marianus am Morgen um acht Uhr auf den Etzel gekommen, und gesagt habe: Ihr guten lieben Leute, ich halte für's beste, daß ihr nach Hause gehet und die Waffen niederleget. Das Wehren hilft uns hier doch nichts, weil man an den übrigen Posten auch nicht zu widerstehen gedenkt. Auf dieses sei er gen Einsiedeln zurückgeritten und die Mannschaft dem Beispiele des geflüchteten Verräters gefolgt ».

« Einsiedeln und Schwyz war so durch den Streich des Pfaffen den Franken offen ».

Diese Charakterschilderung, die Zschokke dem P. Marian Herzog widmet, läßt sich auf den ersten Blick als Übertreibung, Entstellung, ja Unwahrheit erkennen. « Kein Verbrechen blieb von ihm unbegangen »! Heißt das nicht, selbst für einen verbissenen Hasser der katholischen Kirche und ihrer Priester, den Mund allzu voll nehmen? Nicht der geringste Beweis wird hiefür angetreten. Alles ist nur Behauptung! Wie ein ruhiger und unparteiischer Forscher und Geschichtschreiber einer solchen Darstellung unbedingten Glauben beimessen kann, ist wahrlich unverständlich. Zschokkes Buch vom Kampf und Untergang der Waldkantone galt aber und gilt vielfach noch heute als eine Hauptquelle, ja als einzig zuverlässige Quelle über den Kampf der Schwyzer gegen die Franzosen, und ganz besonders Zschokkes Darstellung des P. Marian Herzog, sagen wir ruhig, dessen Verleumdung, wird mit wahrhaft rührender Glaubensseligkeit hingenommen.

Als sprechende Beispiele, wie man Zschokkes durchaus unbewiesene Berichte gläubig aufgenommen und heute noch, wenigstens teilweise, nachschreibt, seien hier einige Stellen aus ältern und neuern Geschichtsschreibern erwähnt.

Anton von Tillier, Regierungsrat und Nationalrat in Bern, schreibt in seiner Geschichte der helvetischen Republik (Bern 1843), I, 84 f.:

« In der Nacht am 1. auf den 2. Mai begab sich Alois Reding zum Kriegsrate in das zerstreut an der Landstraße zwischen Schwyz

[1] p. 324.

und der Waldstatt Einsiedeln liegende Dorf Rothenturm. Dort wurde eben die Verteidigung einer zweiten Linie bei allfälliger Räumung der ersten beraten, als um Mitternacht der Pfarrer von Einsiedeln, Marianus Herzog, den Zutritt verlangte, den man wegen der unbedingten Gunst, in der er beim Volk stand, nicht zu verweigern wagte. Marianus, ein Luzerner von Geburt, übertraf den P. Paul Styger, dem er an Stolz, unbändiger Herrschsucht, an Hang zu Gewalttätigkeiten und Tücke wenigstens gleich kam, wo möglich an Heuchelei und schwärmerischer Beredsamkeit. Kein noch so frevelhafter Umtrieb blieb ihm fremd. An der Spitze des Regiments der Waldstatt Einsiedeln hatte er es so weit gebracht, daß die Hauptleute es ohne Gefahr, von den verblendeten Bauern erschossen zu werden, nicht mehr wagen durften, seinen Befehlen zu widerstehen. Dabei scheute er sich nicht, alle Mittel aufzubieten, um das Zutrauen des Volkes zu den Einsichtsvollsten und Angesehensten, die er unter dem Namen von Perücken und Haarzöpfen verschrie, besonders aber zu dem Kriegsrate zu erschüttern. Mit sechshundert Einsiedlern hatte er am 1. Mai die Bergschluchten des Etzel besetzt und forderte zu wiederholten Malen vom Landshauptmann einen Kommandanten. Aber kein Offizier war dazu zu bewegen, mit dem Geistlichen den Befehl zu teilen, so daß sich Reding genötigt sah, den Einsiedlern zu antworten: «da sie einmal den Etzel unter ihrem Pfarrer besetzt hätten, so möchten sie Geduld haben, er, Reding, erwarte zwar von demselben, als von einem Schwärmer, wenig, aber er tröste sich mit dem Gedanken an die Treue und den Mut der Hauptleute und Soldaten von Einsiedeln». Als der Priester jetzt in der Versammlung von der Verteidigung einer zweiten Linie sprechen hörte, fuhr er in heftigem Grimme auf: «diese Beratung sei unnütz und verrate unnötige Furcht. Wenn Schindellegi und andere Posten so verteidigt werden, wie er mit den Einsiedlern den Etzel zu schirmen gedenke, so seien die Schwyzer «Sieger». Dieses beschwor er noch einmal beim Abschiede und versprach, dem Landshauptmann durch Eilboten alle wichtigen Vorfälle zu melden». Auch Tilliers Bericht über die Botschaft Meinrad Kälins beruht in seinem vollen Inhalt auf Zschokkes Darstellung.[1]

Tillier folgt also ohne Bedenken, vielfach sogar wörtlich, der unbewiesenen Erzählung Zschokkes, indem er hie und da einige Worte und Sätze etwas umstellt und anders ordnet, um das Bild des Pfarrers

[1] Vgl. unser Zitat aus Zschokke, p. 125.

von Einsiedeln noch « eindrucksvoller » zu zeichnen. Ganz ähnlich geht Dr. Charles Monnard, Professor in Bonn, vor, ein Waadtländer, in seiner Fortsetzung zu Johannes von Müllers Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft.[1] Nur erlaubt er sich noch, den P. Marian der Unsittlichkeit zu beschuldigen, freilich ohne jeden Beweis. Behauptungen genügen ja vollauf! Er nennt ihn « unsittlich, doch seine Fehler verhehlend ». Diese der vorigen sehr ähnliche Stelle sei hier jedoch nicht ausführlich angeführt.

Doch nicht nur um die Mitte des XIX. Jahrhunderts schrieb man in blindem Glauben Heinrich Zschokkes Kampf der Waldkantone nach. Noch 1899 meldet Wilhelm Öchsli in seinem Buche: « Vor hundert Jahren. Die Schweiz in den Jahren 1798 und 1799 », p. 70 f.:

« Zwei Stunden lang hielten die schwyzerischen Scharfschützen mit ihren wohlgezielten Kugeln den Feind auf, da erhielt Reding die Nachricht, Pfarrer Herzog, der noch um Mitternacht im Kriegsrat zu Rothenturm geprahlt hatte, er werde mit seinen Einsiedlern den Paß am Etzel bis zum letzten Blutstropfen halten, habe diese morgens um acht Uhr zu kampflosem Auseinandergehen bewogen. In Folge dieser Fahnenflucht des Pfarrers und seiner Herde stand der Weg nach Einsiedeln offen, und Reding mußte, um nicht abgeschnitten zu werden, um ein Uhr mit den Seinen den Rückzug antreten. Noch am gleichen Tage (also am 2. Mai) wurde der berühmte Wallfahrtsort von einem Bataillon Franzosen besetzt ».

Auf den Vorwurf der Prahlerei werden wir später zu sprechen kommen. Hier sei einzig bemerkt, daß Zschokke nur sagt, P. Marian sei *um acht Uhr auf den Etzel* gekommen. Wann er aber seine Aufforderung an das Volk, auseinander zu gehen, gehalten hatte, wann er wieder abgeritten war und die Einsiedler den Etzel verlassen hatten, darüber macht Zschokke wohlweislich keine Zeitangabe. Wir werden darüber später einige Worte verlieren.[2]

Wenn nun Geschichtschreiber vom Range eines Tillier und Monnard unbedenklich der Darstellung Heinrich Zschokkes folgten, ohne auch nur den geringsten Beweis zu fordern, wenn neuere Geschichtschreiber, wie Öchsli und andere, an P. Marian Herzog nicht vorbeigehen können,

[1] Zürich: Orell Füßli u. Co. 1849, 13. Band, 112 f.

[2] Nebenbei gesagt ist Öchsli hier eine kleine Unrichtigkeit unterlaufen. Die Franzosen marschierten nicht am 2., sondern erst am 3. Mai in Einsiedeln ein. Sie betrachteten den Rückzug der Einsiedler als eine Kriegslist und wagten sich nur langsam vor. (*Strickler*, Helv. Aktensammlung, I, 879, 3. Mai u. anderswo).

ohne ihm einen schmähenden oder unwahren Anwurf zu machen, ohne auch nur einmal nachzufragen, ob neben Zschokke irgendwo, vielleicht im Lande Schwyz, in dessen Archiven noch andere Quellenschriften vorhanden und aufzufinden wären, so wird es begreiflich, daß Zschokkes Verleumdung des P. Marian Herzog — durch populäre Schriften und ganz besonders durch Schulbücher verbreitet und immer wieder vorgebracht — allmählich in die breiten Volksschichten drang und heute fast allgemein geglaubt wird. [1]

Der erste, der meines Wissens gegen diese Geschichtslüge sich erhob, war Kanzleidirektor Martin Styger in Schwyz. Im Jahre 1898 schrieb er, nicht allein auf Zschokke sich stützend, sondern die bisher ungedruckten Quellen des schwyzerischen Kantonsarchivs benützend: «Denkwürdigkeiten von 1798. Zur 100-jährigen Erinnerungsfeier an die Heldenkämpfe der Schwyzer gegen die Franzosen». Leider fand diese Broschüre bei weitem nicht die Beachtung, die sie verdiente. Nachdem Styger die Verhandlungen im Kriegsrat am Rothenturm und die Ereignisse auf dem Etzel am Vormittag des 2. Mai erzählt (p. 55-57), fährt er weiter:

«Diese Darstellung von Grund und Ursache der Preisgabe des Etzelpasses, bei der wir uns nebst den Originalbriefen hauptsächlich an den Bericht von Faßbind gehalten, stimmt nun allerdings mit den landläufigen Geschichten über den Verrat des Pfarrers Herzog nicht ganz überein. Das ist aber kein Grund, sie nicht als richtig und sachgemäß anzuerkennen. Der Zeitgenosse Faßbind, der seine Angaben von Augenzeugen schöpfte und unter dem frischen Eindruck der Verhältnisse schrieb, verdient sicherlich mehr Glauben als der bekannte Revolutionsfreund und Priesterhasser Zschokke und andere, die ihm blindlings nachgeschrieben haben. Faßbinds ausführliche Erzählungen tragen durchaus den Charakter der Wahrheit und stimmen mit der Sachlage, wie sie sich einer unbefangenen Forschung darstellt, überein».

II. Schwyzerische Quellen zur Geschichte der helvetischen Staatsumwälzung, 1798-1803.

Es soll hier lediglich über einige Bände Memoiren, die Zeitgenossen zur Steuer der Wahrheit der Nachwelt hinterlassen haben, gesprochen

[1] Wir verweisen hier auch auf Öchslis Darstellung in seiner «Geschichte der Schweiz im XIX. Jahrh.», I, 169 f., bes. p. 170, Anm. Bezeichnend ist auch Dierauers Charakteristik von P. Marian Herzog als eines prahlerischen Wortheiden. Vgl. *J. Dierauer*, Geschichte der Eidgenossen, V. 1 [2], p. 9.

werden. Da diese Quellen bis heute ungedruckt blieben, sind sie auch verhältnismäßig wenigen Forschern bekannt geworden.

A. Kantonsarchiv Schwyz.

1. *Faßbind Joseph Thomas, Pfarrer zu Schwyz :* « Meiner vaterländischen Profangeschichte dritter und letzter Band, Fortsetzung der Geschichte des Kantons Schwyz im XVIII. Jahrhundert, oder das letzte Decennium von anno 1790 bis 1801 exclusive ». Original-Manuskript, vollendet im Jahre 1803.

Faßbind, geboren 1755 als Sohn des Thomas Anton Faßbind, Kanzler des Fürstabtes von Einsiedeln, und der Margareta Elisabetha Reding, einer Tante des Landshauptmanns und spätern Landammanns Alois Reding, wurde 1778 zum Priester geweiht. Erst war er Klosterkaplan bei St. Peter auf'm Bach in Schwyz, 1794 Kaplan zu Seewen. Von der helvetischen Regierung fast seines ganzen Vermögens beraubt, wurde er im Kloster Engelberg von 1798 im Dezember bis 1. Juli 1800 interniert ; im Januar 1804 zum Pfarrer von Schwyz gewählt, starb er als Kammerer des Vierwaldstätter Kapitels und bischöflicher Kommissar am 29. Januar 1824. [1]

Faßbind war nicht nur ein sehr tüchtiger, hochgebildeter Priester, sondern auch ein außerordentlich fleißiger Geschichtschreiber. Was er mit dem Dritten Bande seiner Profangeschichte erzwecken wollte, sagt er am besten selber in der « Vorerinnerung an den Leser ».

« Da die letzten 10 Jahre des XVIII. Jahrhunderts so reichhaltig an wichtigen Ereignissen gewesen, ja die wichtigsten Begebenheiten enthalten, die seit mehreren Jahrhunderten sich zugetragen, erfordert die Natur der Sachen sie ganz besonders abzuhandeln ; teils glaubte ich auch der Wahrheit und der Ehre und dem guten Namen manchen Individuums es schuldig zu sein, einen wahren Bericht vom Hergang der Sache bei dem betrübten Umsturz der alten vaterländischen Verfassung wahrheitsliebenden Lesern späterer Zeiten hinterlassen zu müssen, weil die Wahrheit so sehr entstellt in manchen Berichten fremder und heimischer Skribenten gedruckt und geschrieben zum Vorschein gekommen.

« Ich hoffe, ein billiger vaterländisch gesinnter Leser werde diese Geschichte von meiner Hand um so williger aufnehmen, weil sie von der Hand eines Mannes kommt, der sein Vaterland aufrichtig und feurig liebt, für selbes gestanden und großes Ungemach gelitten und jeden

[1] Vgl. seine Biographie von *Martin Ochsner* in den Mitt. des hist. Ver. d. Kt. Schwyz, 1924, S. 32 ; ebenda sind *Faßbinds* Werke genannt und gewertet.

wahren Landmann herzlich liebt, ohne seinen Lastern zu heucheln und seine Fehltritte zu mißkennen, aber auch Herz genug hat, was wahr ist ohne Scheu zu sagen, zu schreiben und zu behaupten links oder rechts».

Pfarrer Faßbind hat Zschokkes Kampf der Waldkantone nicht nur gekannt und gelesen, er zitiert ihn sogar öfters und bisweilen auch wörtlich, wo Zschokke Richtiges meldet, widerlegt aber auch dessen Entstellungen und Falschmeldungen.

Im Drucke liegt dieser dritte Band der Profangeschichte nicht vor, wie Faßbind von all seinen geschichtlichen Arbeiten bei seinen Lebzeiten überhaupt nichts in Druck gegeben hat. Auch in spätern Zeiten ist nichts veröffentlicht worden. Die fünfbändige Geschichte des Kantons Schwyz ist nicht von ihm verfaßt und herausgegeben worden, sondern von Pfarrer Johann Kaspar Rigert in Gersau, einem «Zögling und Verehrer» Faßbinds, der diesen Rigert als Waisenknaben aufgenommen, erzogen hat und studieren ließ. Der dankbare Zögling wollte seinem Wohltäter ein Denkmal setzen und nannte als Verfasser seiner Geschichte fälschlich Joseph Thomas Faßbind, während er seinen Namen bescheiden verschwieg. Zu dieser fünfbändigen Schwyzergeschichte existiert in der Kantonsbibliothek Luzern noch ein sechster Band über die Zeit von 1798 bis 1803, den Rigert offenbar nicht mehr im Drucke herausgeben konnte.

2. *Rueff P. Emmerich*, Dominikaner, Spiritual bei St. Peter in Schwyz: Erlebnisse in den Jahren 1798-1803.

Rueff hielt sich bis zum 6. Dezember 1798 in Schwyz auf, an welchem Tage er als Ausländer ausgewiesen wurde. Er schreibt, was er selber gesehen und erlebt, in ruhiger objektiver Weise. Vom Dezember 1798 an stützt er seine Mitteilungen auf Briefe, die er aus Schwyz erhielt, auf Zeitungs- und andere Meldungen, die ihm zugingen.

3. *Bürgler Balz*, Besitzer des Kirchengutes auf Illgau: Tagebuch. Es enthält, neben lokalen Meldungen, Nachrichten über 1798 und besonders über die Kämpfe der Franzosen und Russen im Muotatal im Jahre 1799.

4. *Betschart, Kastenvogt:* Auszüge aus seinem Tagebuch.

B. Stiftsarchiv und Stiftsbibliotheck Einsiedeln.

1. *Herzog P. Marian*, Geschichte der Religion. Ein Quartband, in dem der Verfasser gegen Ende des Werkes auf die französische

Revolution, deren Folgen und auch auf seinen Anteil an den Kämpfen der Schwyzer gegen die Franzosen zu reden kommt.

2. *Herzog P. Marian,* Historisch-diplomatische Abhandlung über die Aufhebung und Säkularisation des Stiftes Einsiedeln. (Zitiert unter dem Stichwort: Säkularisation.)

3. *Styger Karl, Pfarrer am Sattel,* Bruder des P. Paul Styger: Durchblick oder Erinnerungen meiner Lebensjahre bis ins 84. Greisenalter, zum Andenken meiner Verwandtschaft.

Styger studierte in Augsburg als der Ausbruch des Krieges ihn nach Freiburg in der Schweiz und bald nachher in die Heimat, nach Biberegg zurücktrieb. Er machte den ganzen Franzosenkrieg mit und diente längere Zeit im Regiment Roverea.

C. Privatbesitz.

1. *von Hettlingen Werner, Stuckhauptmann und Kriegsrat:* Geschichte des Einfalls der Franzosen in den Kanton Schwyz. — Im Besitze der Herren von Hettlingen in Schwyz. — Verfaßt 1799/1800. Hettlingen kannte bei Abfassung dieser Schrift Zschokkes Buch noch nicht.

2. *Reichmut Joseph Franz Xavier, Pfarrhelfer in Schwyz:* Erlebnisse aus den Jahren 1798/1802. — Das Buch, im Besitze des Herrn Dr. med. Joseph Reichmut in Schwyz, trägt außen die Inschrift « Geschlecht deren Reichmutigen » und zählt auf den ersten 11 Blättern die Angehörigen dieses Geschlechtes auf. Sodann folgen die Memoiren des Pfarrhelfers.

III. P. Marian Herzog, das Schwyzervolk und die helvetische Konstitution.

P. Marian (Heinrich Joseph) Herzog ist geboren am 19. Januar 1758 zu Beromünster im Kanton Luzern, als Sohn des Rudolf Herzog, Rat des Propstes und Ammann des Stiftes Münster, und der Dorothea Suter. Er besuchte in Münster die Volksschule und die ersten Klassen der Lateinschule, kam dann an die Klosterschule nach Einsiedeln, trat ins Noviziat, legte schon mit 17 ½ Jahren am 10. September 1775 die Ordensgelübde ab und wurde am 16. September 1781 von Bischof Christophor von Rodt von Konstanz zum Priester geweiht.

Mit der Primiz tritt der junge Ordensmann, wie das noch heute so im Kloster gehalten wird, in das öffentliche Leben ein und nimmt

Teil an den Arbeiten der Mitbrüder. So ward auch P. Marian im Kapitel vom 8. Oktober 1781 erstmals als Lehrer der Rhetorik an der Stiftsschule ernannt. Nur zwei Jahre wirkte er in dieser Stellung, denn schon im Herbst 1783 ward ihm die Professur für Moraltheologie und 1784 auch diejenige für Dogmatik anvertraut. P. Marian muß ein tüchtiger Mann gewesen sein, um so jung schon zu solcher Stellung befördert zu werden. Da aber 1785 alle Fratres ihre Theologie fertig studiert hatten und ausgeweiht wurden und deshalb der Lehrer einstweilen keine Schüler hatte, wurde P. Marian zum Bibliothekar ernannt. Auch da war seines Bleibens nicht lange. Im Frühjahr 1787 schreibt Abt Beat Küttel in sein Tagebuch, im Kloster gehe die Klage, « daß unser Archiv in keiner Ordnung sich befinde, daß folgsam auch niemand sei, der eine gründliche Kenntnis unserer alten Rechte und Übungen weiter besitze. So verordnete ich, daß unser P. Marian Herzog, ein tätiger, junger und einsichtsvoller Mann, zu den Arbeiten und Einrichtungen des Archivs bestimmt werde ».[1] Ihm wurden zur Unterstützung weltliche Schreiber beigegeben. Doch fürchtet der Abt, P. Marian werde « wegen mißlichen Gesundheitsumständen » diese Arbeit nicht zu einem frohen Ende bringen können. Sogar zur Würde eines Obern wurde der junge, noch nicht 30-jährige Mann bestimmt, zum Instruktor und Novizenmeister der Laienbrüder. Überall gab es Arbeit für P. Marian und überall stellte er seinen ganzen Mann. So kam es, daß er im September 1789, 31 Jahre alt, zum Pfarrer von Einsiedeln eingesetzt wurde. Abt Beat schreibt : « Dieser neu gewählte Pfarrer war freilich noch sehr jung, und da er wirklich unser Archiv in eine gewünschte Gestalt zu bringen sich möglichste Mühe gab, so kostete es mich viele Sorge, diesen anderwärts hinzustellen. Doch es wollte den Anschein gewinnen, als wäre er von dem Himmel bestimmt, indem keiner wirklich fast überhaupt tauglicher in der wirklichen Lage dem P. Isidor (Moser) nachzufolgen anerkennt wurde. Er hatte ein leitbares Temperament, obschon auch diesen zuweilen die Hitze bemeisterte. Er ist ein gelehrter und beredter Mann ; und diesem fast allein waren die jetzigen Umstände der Pfarrei und des Landes am besten bekannt, weil er nämlich schon einige Zeit in Sessionibus et Appellationibus gegenwärtig war, und auch als Catechista auf den Vierteln wirklich einen Vorgeschmack von der Pfarrei erhalten hatte. Etwas wunderbar dünkt mich bei diesem lieben jungen Pater, daß

[1] Stiftsarchiv Einsiedeln, A. HB. 75. Copia p. 387.

er nämlich, wie es mir scheint, immer zu früh zu seinen schon verschiedenen Beamtungen berufen wurde. Er war Professor Ss. Theologiae, Bibliothekarius, Archivista: und fast jedesmal wurde dieser aus Not gewählt, und wiederum aus Not abgeändert ». [1] Aus all dem wie aus seiner literarischen Tätigkeit, geht jedenfalls unzweideutig hervor, daß P. Marian Herzog ein theoretisch und praktisch sehr tüchtiges Mitglied der Einsiedler Ordensfamilie war.

Auch als Pfarrer lebte er sich rasch in die Geschäfte ein. Wie aus den Sessionsprotokollen von Einsiedeln hervorgeht, nahm er sich besonders eifrig um das Armenwesen der Gemeinde an. Die Wallfahrtskirche zur schmerzhaften Mutter im Euthal baute er neu auf und deckte die Kosten zum großen Teil durch seine eigene rührige Sammeltätigkeit. Das alles, sowie seine Tüchtigkeit auf der Kanzel und sein Eifer in den Berufsgeschäften überhaupt, machten ihn beim Volke bald sehr beliebt, besonders das Landvolk hing ihm mit ganzem Herzen an. Selbst sein nachmaliger bitterster Feind, Zschokke, schreibt von ihm: « Die bezauberte Menge sah an ihm nur Tugend ». [2]

Wie aus seinen nachgelassenen Schriften ersichtlich ist, hatte der junge Pfarrer ein wachsames Auge auf die Vorgänge in Frankreich. Ein durchaus gerader Charakter, rechtlich gesinnt, sah er mit Schmerzen den Fall der angestammten Monarchie, den Mord am König und seiner Familie, und der eifrige Seelsorger und Priester war tief erschüttert durch die wütenden Angriffe auf die Religion. Das war eine böse Saat, die schreckliche Früchte zeitigen mußte. Der helvetische Klub in Paris sorgte dafür, daß die Ideen der französischen Revolution auch in der Schweiz Verbreitung fanden. Einsiedeln war den Anhängern dieses Geistes besonders verhaßt, weil dort sich viele Emigranten aufhielten, so daß das Kloster in den, freilich nichts weniger als begründeten Verdacht kam, es unterstützte den Aufstand in der Vendée durch Geldmittel. Auch wurde in Einsiedeln durch Wort und Schrift gegen die helvetische Konstitution, das sogenannte Ochsische Büchlein, eifrig und unerschrocken gearbeitet. P. Marian war ein eifriger Gegner dieser, von andern so viel gepriesenen neuen Verfassung, und zwar aus Liebe zur alten Freiheit, als deren Gegner und Zerstörer er den neuen Einheitsstaat erkannte, wie auch aus Furcht, die Religion werde durch sie Schaden leiden.

[1] St.-A. Einsiedeln, A. HB. 75, p. 441.
[2] Vgl. oben p. 124.

Wie er, dachte die übergroße Menge des Volkes im altgefryten Lande Schwyz mit samt seinen Angehörigen. Am 5. April 1798 wurde bei der Landsgemeinde zu Ibach vor der Brugg dem Volke mitgeteilt, daß Frankreich die Errichtung der einen und unteilbaren helvetischen Republik verlange und die Einheitsverfassung, das Ochsische Büchlein, oder das höllische Büchlein, wie der Volksmund es nannte, mit Gewalt ein- und durchführen werde. Erst herrschte fürchterliche Stille und wildes Entsetzen über die Anforderungen der französischen Geschäftsträger. Bald stieg das Geschrei des ergrimmten, zahlreichen Volkes gen Himmel. Was, rief man, sind das für unverschämte Zumutungen und Reden? Was haben wir mit den Franken, daß sie unsere Ruhe stören? etc. Mitten in diesem Sturm erhob sich die ganze Landsgemeinde; das Volk schwur unter freiem Himmel zu Gott und allen Heiligen den feierlichen Eid: «Gott allein sei unser Herr, wir dienen keinem andern; wir wollen für Religion, Freiheit und Vaterland mit Freuden Leib und Leben, Gut und Blut aufopfern, wollen lieber als katholische Christen und freie Schwyzer sterben, als fremdes Joch unsern Kindern aufladen». Es flossen Tränen des innigsten Empfindens von Gram und Schmerz — und Zorn. Solche Tränen, sagt Zschokke (Kampf, p. 253), entehren die Wangen des freien Mannes nicht. [1]

In seiner Aufregung und in seinem Zorne beschloß das Volk, als die höchste Gewalt, an der Landsgemeinde:

«Daß die Büchlein der neuen helvetischen Verfassung, alle auf die neue Regierungsform bezüglichen Schriften und die Zeitungen von Zürich und Luzern in unserm Lande aberkannt seien: und wer entdeckt würde, daß einer derlei Schriften in Händen habe und selbe nicht abgeschafft hätte, derselbe soll der Hoheit angezeigt und dann als meineidiger, treuloser Vaterlandsverräter von dem Malefizgericht abgestraft werden. Nicht minder soll derjenige, der diese neue helvetische Staatsverfassung anzunehmen an einer öffentlichen Versammlung rät, oder auf öffentlichen Straßen oder im Geheimen selbe Konstitution oder derlei Schriften anlobt, anrühmt oder gut auslegt, auch malefizisch abgestraft werden, er sei geistlichen oder weltlichen Standes». [2]

Dieser Landsgemeinde-Beschluß war tiefernst gemeint. Das Land in Verteidigungszustand zu setzen, ward sogleich ein Kriegsrat aus sechs Mitgliedern gewählt und bevollmächtigt, sechs andere aus den

[1] *Faßbind*, p. 39.
[2] Vgl. auch *Öchsli*, Geschichte der Schweiz im XIX. Jahrh., I, 165.

Landleuten als Miträte ernennen zu dürfen. Beim Vaterlandseid war jeder verbunden, diesem Kriegsrat in allem zu gehorchen. Ferner ward verordnet : Alle streitbaren Männer sollen täglich in den Waffen geübt werden. Die übrigen jungen Leute sollen sich zum Schanzen gebrauchen lassen. Alle Schwyzer außer ihrer Heimat wurden bei Verlust des Vaterlandes nach Hause berufen. [1]

Die erwähnten Kriegsräte waren : Landeshauptmann Alois Reding, Major Benedikt Bellmont, Ratsherr David Städeli, Hauptmann Dominik Büeler, Hauptmann Louis Auf der Maur und Hauptmann Werner von Hettlingen.

Wie furchtbar ernst es dem Landsgemeindemann mit diesen Beschlüssen und Anordnungen war, ersieht man aus folgenden Angaben, die Faßbind vorbringt (40-42). In diesen Apriltagen rotteten sich viele Bauern in Schwyz zusammen, gingen zu einigen vorgesetzten Herren und redeten diesen zu, man solle ihnen nichts verhehlen, man solle wissen, daß diese Herren, die solches täten, das erste Opfer sein würden, wenn das Vaterland durch ihre Umtriebe unglücklich werden sollte, und daß sie, die Bauern, genugsam Verdacht und Mißtrauen gegen die Herren hätten. Und wirklich noch den gleichen Abend fingen sie einen Boten auf, der nach Luzern geschickt worden war, um dort zu berichten, was in Schwyz vorgehe. Nicht lange nachher flüchtete Landammann und Pannerherr Alois Weber seine Pretiosen, was zu vielem Mißvergnügen Anlaß bot. Nicht nur, daß auf einer spätern Landsgemeinde solches verboten wurde, Landshauptmann Alois Reding mußte mit 40 Männern auf das Ratshaus, den Rat versammeln und vom Pannerherrn über sein Benehmen Rechenschaft fordern. Wenig fehlte, so hätte man dem Pannerherrn das Panner weggenommen. — Auch Landammann Karl Reding begehrte einen Prozeß, um sich gegen Reden, die ihn als Patrioten verdächtigten, zu verteidigen und zu schützen. Er wurde aber auf den gewöhnlichen Gerichtsweg verwiesen, doch sagte ihm ein Ratsherr sehr unangenehme Wahrheiten ins Gesicht. Selbst der Geistlichkeit gegenüber herrschte Verdacht beim Volke. Faßbind erzählt : « Kommissar und Pfarrer Georg Reding zu Schwyz rief seine Geistlichkeit zusammen. Es erschienen aber die wenigern. Er legte ihnen das Schreiben und die Drohbriefe Schauenburgs vor, auch ein Schreiben des bischöflichen Kommissars Krauer in Luzern, welches alles dahin zielte, die Geist-

[1] *Faßbind*, p. 40 ; Kantonsarchiv Schwyz, 207.

lichen dahin zu bereden, daß sie für Annahme der Ochsischen Verfassung stimmten. Während man hierüber im Pfarrhof disputierte (denn auch wir waren nicht eines Sinnes), kamen etliche Bauern und an ihrer Spitze Christoph Betschart, die verlangten vorgelassen zu werden (nicht mit Ungestüm und Unart, wie man in gewissen Schriften liest, denn ich rede als Augenzeuge auf meine Ehre) und machten die Erklärung, daß sie jeden aus dem Land schaffen würden, der für Annahme der neuen Verfassung stimmen würde. Herr Kommissar gab zur Antwort, daß man die Konstitution verworfen habe. Am folgenden Tag hingegen hat der Rat mit großem Mehr (zehn ausgenommen) sich zur Annahme der Konstitution entschlossen. Es wurde zwar vor dem Volke dieser Beschluß verheimlicht, allein er konnte nicht verborgen bleiben. Von dieser Zeit an entstund böser Argwohn, Verdacht, Haß und Zwietracht gegen die Obrigkeit und stieg jeden Tag höher. Es war vom 14. April bis am 7. Mai, daß man die meisten aus dem Rat und wer ihnen beitrat, für Verräter des Vaterlandes und der Religion hielt und sich vornahm, wider jene zu Felde zu ziehen, die die Konstitution angenommen hatten ».[1] « Die Seele des neuen Kriegsbundes gegen Frankreich war Schwyz, denn hier war kein Wanken in der Wahl zwischen Tod und Schande. Niemand kannte die Furcht und den Schrecken, welche Frankreich der halben Welt für sich einzuflößen gewußt hatte. Niemand wog die Macht des Feindes gegen das Unrecht, das er uns antat ; in jedem galt das Bewußtsein der Unschuld und des gekränkten Vaterlandes eine Armee ».[2]

Am 16. April war wieder Landsgemeinde, bei welcher man keine Trommel rührte, sondern ein Kruzifix voraustrug und laut den Rosenkranz betete. Ein einziger von der Regierung trug keinen Rosenkranz. Man hörte erst einige Geistliche an, welche die neue helvetische Konstitution dem Volke als ketzerisch und schädlich erklärten, doch meint Faßbind (43) ficto animo, das sei nicht aus Überzeugung geschehen, denn nachher hätten alle diese Geistlichen, die er mit Namen nennt, die Gunst der neuen Regierungshäupter zu erwerben gewußt und sich als Freunde des neuen Wesens gezeigt. Sodann schwur man einen feierlichen Eid, die katholische Religion beibehalten und schützen zu wollen mit Aufopferung von Leben und Leib, Hab und Gut. Endlich wurde verordnet, es solle eine Religions- und Freifahne gemacht werden,

[1] *Faßbind*, p. 41, 42.
[2] *Faßbind*, p. 42.

mit der man in andere Orte hinausziehen wolle, um Freunde zu werben zur Vertreibung der Franzosen. « Die Herren », schreibt Faßbind (43), « durften an dieser Landsgemeinde nicht reden, wie sie dachten, sondern mußten sich nach dem Willen der Mehrheit richten. Man war froh Todschläge und Gewalttätigkeiten zu verhindern. Die Briefe Schauenburgs durften nicht verlesen werden, weil alle den Zweck hatten, die Annahme der Konstitution zu bewirken ».

Eine interessante Mitteilung Faßbinds sei hier eingeschaltet. « General Paravicini, ein Glarner, und auch einer der verwünschten Judas-Brüder, ein eigennütziger Wucherer, der von seinem Kanton aus hieher abgeordnet worden als Mitglied des Kriegsrates, und unser künftiger General bei dem vorhabenden Krieg mit den Franzosen, befand sich zwar in Schwyz und zu Ibach außerhalb der Versammlung. Herr Landammann und Pannerherr Alois Weber empfahl ihn zwar der Landsgemeinde als unsern künftigen General und wackeren Offizier mit vielem Wortgepräng, der Landmann hatte aber kein Zutrauen zu ihm, und zwar nicht ohne Ursache, denn er wollte und durfte sich vor der Landsgemeinde nicht stellen. Es mögen ihm auch vielleicht die Äußerungen einiger unserer Landsleute Furcht eingejagt haben, da sie ihm auf der Straße nach Schwyz frisch erklärten : daß sie jeden Offizier, der sich als ein Freund des neuen Wesens würde gezeigt haben, sogleich totschlagen oder erschießen würden. [1]

So steigerte sich bei der großen Mehrheit des Schwyzervolkes die Abneigung gegen das neue Wesen, die Ochsische Konstitution, die Franzosen, die sie dem Lande aufzwingen wollten, und gegen ihre Freunde im Lande, die sogenannten Patrioten, immer mehr. Sie wuchs sich zu einer wahren Volkswut aus. Man überlegte nicht mehr die Übermacht der Franzosen, man dachte nur an die vielgerühmte Siegeskraft des Schwyzervolkes und wollte sich tollkühn in den Kampf stürzen : lieber zu Grunde gehen, lieber sterben, als seine Freiheit, seine angestammte katholische Religion preisgeben !

(Fortsetzung folgt.)

[1] *Faßbind*, p. 43.

REZENSIONEN. — COMPTES RENDUS.

Aktensammlung zur Geschichte der Basler Reformation in den Jahren 1519 bis Anfang 1534. Im Auftrage der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel herausgegeben von Emil Dürr und Paul Roth. II. Band: Juli 1525 bis Ende 1527. x-751 S. Basel 1933. Verlag der Hist. u. Antiquar. Ges. Universitätsbibliothek Basel. [1]

Der erste Band dieser Aktensammlung ist 1921 erschienen. Bearbeitet war er von Prof. Dürr sel., der sich bald veranlaßt sah, zur Fortführung der Ausgabe die Hilfe des jetzigen Staatsarchivars von Basel heranzuziehen. P. Roth wird inskünftig die Leitung übernehmen. Die Editionsgrundsätze, die von E. Dürr festgelegt und mit der Gesellschaft vereinbart waren, bleiben dadurch unberührt. Diese Grundsätze sind zwar nicht unangefochten geblieben. Von einer Normalisierung der Orthographie, die s. Zt. von Büchi in dieser Zeitschrift, XVI, 76, gefordert wurde, hat man glücklicherweise abgesehen; denn es erweist sich leicht, daß der Herausgeber dabei oft die Grenzen des Normalisierens selbst überschreitet. Ein Beispiel hiefür bietet etwa die Aktensammlung zur Geschichte der Berner Reformation, deren Ausgabe auch sonst hinsichtlich ihres Textes keineswegs einwandfrei ist, wie wir uns bei gelegentlichen Stichproben überzeugen konnten. Ob man auf Erläuterungen gänzlich verzichten soll, wie es hier geschieht, ist eine andere Frage. Wir wollen sie nicht weiter erörtern, sondern nur hervorheben, daß die Herausgeber gute Gründe für ihr Vorgehen hatten und es schließlich dabei sehr darauf ankommt, aus welchen Interessen man an diese Akten herantritt. L. Lefebvre hat in der Revue historique, Bd. 174, 83 ff. in einer mehr als temperamentvollen Kritik gerade das Unterlassen jeglicher Erläuterung scharf getadelt, dabei freilich auch gezeigt, daß er die Interessen des Landeshistorikers stark verkennt. Im Interesse der Landesgeschichte sind wir u. a. den Herausgebern auch dafür sehr dankbar, daß sie alles erreichbare amtliche Aktenmaterial in diese Sammlung aufgenommen haben; denn die Erfahrung hat schon mehr als einmal bewiesen, daß scheinbar wenigsagende Angaben im Zusammenhang mit andern Quellen ihren besonderen Wert erhalten. Wenn wir freilich gleich hier einen Wunsch vorwegnehmen, so ist es dieser: daß die so verheißungsvolle Aktensammlung inskünftig möglichst rasch gefördert und durch das Register der Forschung besser erschlossen werden möge.

Die ersten Akten dieses Bandes gehören der Bauernbewegung an. Lebendig wird hier Basels Charakter als Grenzstadt. Das Hin und Her aller Verhandlungen, zahlreiche Urfehden bezeugen, wie tief die Bauern-

[1] Für Mitglieder der Hist. Gesellschaft in Basel beträgt der Preis für Bd. 1 und 2 nur 23 Fr.

unruhen die Massen an der Grenzmark der Eidgenossenschaft aufgewühlt hatten. Akzente heftiger revolutionärer Stimmung fehlen keineswegs (Nr. 52, vgl. 307, 310). Vieles bereits Gedruckte ist hier, in besserer Form, wieder aufgenommen worden, aber das Neue fehlt keineswegs (69, 73, 77, 442, 571, 600 f.). Basels vermittelnde Haltung bleibt als Ganzes charakteristisch. Sie drängte sich ihr auf als einer besonders gefährdeten Handelsstadt (91, 109). Wenn oft betont wird, daß die Bauernbewegung infolge ihres revolutionären Charakters den autoritären Gedanken gestärkt und damit auch wieder die Stellung der altgläubigen Partei gefestigt hat, so darf anderseits nicht übersehen werden, daß gerade die städtischen Obrigkeiten unter dem Druck der Massen wichtige Eingriffe zum Schaden der katholischen Kirche vornahmen und sich gegenüber dieser Bewegung durch Maßnahmen zu decken suchten, die zu Lasten der Kirche gegangen sind (555). Hier ist vor allem der Klöster zu gedenken. Auf der Landschaft ohnehin schwer mitgenommen (330, 416), werden sie jetzt auch in der Stadt durch das Vorgehen des Rates empfindlich getroffen. Schon am 4. August 1525 wird grundsätzlich der Austritt von Klosterleuten vorgesehen. Entsprechende Maßnahmen werden beraten, die sich vor allem auf die Sicherung der Existenz ausgetretener Ordensleute richten (36). Wenn der Rat so ernsthaft an die Freigabe des klösterlichen Lebens denkt, so sind dabei soziale Erwägungen stark mitbestimmend (vgl. die Beschlüsse vom 17. September 1525 = 101). Wir heben hervor: « Nemblich, so man etwas fruchtpars mit den clöstern an die hand nemenn unnd inen ein hilffgelt, dadurch der gemein man ettlicher beschwerden erringert möcht werden, wölte ufflegen etc. » sei es zunächst nötig, daß der Rat sich entscheide, ob er die Klöster aussterben lassen oder jedem Kloster den Unterhalt einer Anzahl Personen überbinden wolle. Die Tendenz, auch die Ordensleute in die Reihen der Staatsbürger hineinzuzwingen (vgl. dazu auch 225, 306, 510 f.) und sie für die Lösung sozialer Aufgaben unter *Führung der Obrigkeit* heranzuziehen, dringt hier scharf durch. Unzweifelhaft hat gerade die Bauernbewegung dem ethischen Gedanken des Ordenslebens einen entscheidenden Stoß versetzt, ehe, auch in Basel, die Obrigkeit die unabänderliche Konsequenz aus der reformatorischen Lehre zu ziehen vermochte. Der Rat erläßt die Aufforderung zum Austritt, sichert die Herausgabe des eingebrachten Gutes wie auch die Existenz jener Austretenden, die mittellos in die Klostergemeinde aufgenommen worden waren, verfügt aber gleichzeitig für die verbleibenden Insassen der Klöster, daß sie sich an die Satzungen ihres Ordens zu halten und den Chor- und Gottesdienst wie bisher zu versehen haben (124 = 26. IX. 1525).

Die Antwort auf die Verfügungen des Rates ist der Austritt von 10 Nonnen aus dem Steinenkloster (125). Die Austritte häufen sich zusehends und einzelne Akten geben uns trefflichen Einblick in die persönliche Zusammensetzung der Konvente oder ihren Vermögensstand (202 f., 365, 512-14). Austritte aus Männerklöstern erfolgen selten gruppenweise, sondern meist einzeln. Genannt ist wieder vornehmlich das Predigerkloster (214, 241, 262, 332, 549, 710, 722, andere Konvente: 223, 241, 261). Unwürdige Elemente fehlen nicht (245). Der Rat hat sich oft mit Fragen

der finanziellen Abfindung zu befassen, das bemerkenswerteste Stück ist die Gesamtabrechnung mit dem Steinenkloster (484).

Das Vorgehen des Rates gegen die Klöster steht nicht nur unter dem Druck des gemeinen Mannes. Wuchtig ist die Front des Gewerbes gegen die unliebsamen Konkurrenten in den Klöstern und die Gewerbeordnung des Rates (258 = Januar 1526) zeigt, wie hier handelspolitische Interessen, die sich zu materieller Not steigern können, maßgebend sind (vgl. auch 694). Hieher gehört die für die Metzger bestimmte Ordnung des Fleischverkaufs, die in überraschender Weise offenbart, wie sehr einige Zünfte in ihren materiellen Interessen durch rein kirchliche Vorschriften benachteiligt sein können, etwa durch die Fasten- und Abstinenzordnung (293). Es dürfte so auch verständlicher werden, warum das Abbröckeln von der altkirchlichen Front gerade auf rein disziplinärem Gebiet einsetzt.

Die Kraft des obrigkeitlichen Regiments griff auch auf den Säkularklerus. Hierin war natürlich die Lage des Bistums, bedingt zum guten Teil durch das Verhältnis des Bischofs zur Stadt, entscheidend. Die verfassungsrechtlichen Auseinandersetzungen zwischen Stadt und Bischof fallen bereits in die frühere Zeit, aber dieser Band bietet gerade für diese Beziehungen viel Neues, und es erweist sich hier, daß die Abteilungen kirchlicher Sachen aus den Archiven das meiste unbekannte Material beigesteuert haben. Wichtiger als alles andere ist zunächst für die Entwicklung der Bistumsverhältnisse die eine Tatsache, daß der Bischof wie in allen bischöflichen Städten in ein politisches Spannungsverhältnis hineingetrieben wird. Der Bischof hat sich hier mit der Stadt als der Trägerin nationaler Strömungen, aber auch mit Österreich als der Herrschaft weiter Bistumsteile auseinanderzusetzen. Es war für die Zeit der Glaubensspaltung das Verhängnis aller Bistümer, daß diese Doppelstellung unvermeidbar wurde, schon weil das geistliche Territorium sich nicht entfernt mit den politischen Grenzen deckte. Die bischöfliche Regierung als politisch-kirchliche Macht war daher auch völlig unfähig, die verstärkten nationalen Strömungen um die Wende der Jahrhunderte aufzufangen und damit die Führung für sich zu retten. Das alles läßt sich in Basel leicht verfolgen. Vorübergehend arbeiten Bischof und Stadt in der Abwehr der Bauernunruhen zusammen (65, 115, 122). Der Bischof sucht gelegentlich die Mittlerrolle an sich zu reißen (145 f.). Das sind jedoch schlechte Erfolge. Je stärker die religiös-kirchlichen Gefahren hervortreten, desto betonter wird das Anlehnen an Österreich, das der Kirche wirksameren Schutz zu bieten scheint (128 a, b, 141, 163 = Okt. 1525, 186 f.). Johann Fabri spielt hier den Mittelsmann (313-24, 327 f.). Anderseits steigert das politische Interesse der Stadt an bischöflichen Territorien den Gegensatz zwischen Stadt und Bistum bis zur Unversöhnlichkeit (187 f., 237 a, b, 238, 716, die Klagen der Stadt gegen das Bistum s. in Nr. 763 = Ende 1527). Eine solche Haltung mußte die Stellung des Bistums auf rein geistlichem Gebiet schwer schädigen und die katholische Front in der religiösen Auseinandersetzung für alle Zukunft auf das empfindlichste benachteiligen.

Die spätere Lage des baslerischen Stiftes beleuchtet der Bericht über die Klagen des Bischofs, womit er seine Abwesenheit an einem Reichstag

rechtfertigt (602). Wir erhalten auch Einblick in die gleichzeitige Finanznot des Bistums (603, p. 444-53). Das Ansehen der bischöflichen Würde ist so gemindert, daß kein Kanoniker die Verantwortung für die Regierung übernehmen will (1527), — eine ausgesprochene Verlegenheitssituation, und dies in Zeiten größter Gefahren — gewiß keine rühmliche Haltung der Domherren. So wird die Wahl eines Philipp von Gundelsheim möglich (614).

Im Gegensatz dazu zeichnet sich der Rat durch sein aktives Eingreifen bei der Besetzung kirchlicher Ämter aus (vgl. etwa 432, 491, 494-96, 515 usw.). Trefflich ist das Beispiel der Ernennung Ludwig Bärs, eines Führers der katholischen Opposition (337 = März 1526. Da heißt es u. a.: « collacio necnon et nominandi et investiendi ius ad nos, qui hac in parte pontificis fungimur officio, spectat pertinetque ... ». Das ist mehr, als was das übliche Patronatsrecht besagt.) Der Einflußnahme des städtischen Rates ist die Verstärkung des bürgerlich-einheimischen Elementes im Domkapitel zu danken. Der einheimische Heinrich Keller geht daher der städtischen Obrigkeit gegenüber eine förmliche Wahlkapitulation ein (463 = August 1526, s. überdies 468, 476, 659 f., woraus ersichtlich ist, wie der Rat bei Besetzung von Kanonikaten kaum zu umgehen war).

Noch drastischer offenbart sich die Ohnmacht der Basler Kirche in den Inventarisationen des städtischen Rates. Schon 1525 kann der Rat sich über die gesamten Einkünfte und Ausgaben der Dompropstei vergewissern (247 a, b) und gleichzeitig nimmt er den Bestand der Einkünfte der gesamten Geistlichkeit des St. Peterstiftes auf (249). Die Vorgänge sind nicht unbekannt, aber nun liegen die für die Personengeschichte der baslerischen Geistlichkeit wertvollen Listen zum ersten Mal gedruckt vor. Übrigens wäre der Schluß von der Zahl der bestehenden Benefizien auf tatsächlich amtierende Geistliche nicht berechtigt. Aber die Zahl der Geistlichen ist jedenfalls überraschend groß.

Das rein religiöse Moment tritt in diesen Akten wenig hervor. Und doch ringt der Rat mit der religiösen Frage. Als ein Vorspiel zur Badener Disputation erscheint der Kampf um die Messe, den das Büchlein Ökolampads vom Abendmahl entfesselt. Geistlichen, die die Messe unterlassen, droht der Rat mit Entzug der Pfründe (93 = September 1525, 157). Für die grundsätzliche Klärung der Frage besagt das freilich nichts. Der Rat läßt sich daher im Spätjahr 1525 über Ökolampads Büchlein die bekannten Gutachten von Bonifaz Amerbach und Erasmus ausstellen, die sich beide für die Messe erklären, aber nicht so sehr aus theologischer Begründung heraus, sondern weil die Rechtseinheit und die kirchliche Einheit aufrechterhalten bleiben müssen (179 f., 224). Die Abendmahlslehre ist dann bekanntlich das Hauptthema der Badener Disputation geworden. Der Kampf um diesen zentralen Lehrunterschied wird vom kantonalen auf den eidgenössischen Boden getragen.

Der Basler Rat ist anfangs dem Glaubensgespräch gegenüber skeptisch. Nach ihm ist die Einwilligung des Papstes, des Kaisers und der christlichen Stände notwendig (341). Er erhofft aber schließlich doch eine Klärung der Streitfrage und damit auch Beruhigung des gemeinen Mannes (371. Sehr fraglich ist, ob Nr. 383 sich wirklich auf die Disputation von Baden bezieht;

sonst stünden die hier aufgestellten Bedingungen in schroffem Widerspruch zu Basels üblicher Haltung). Die Haltung Basels ist stets beherrscht durch die Sorge um Friede und Einigkeit, auch in seinen Beziehungen zu den schweizerischen Orten. Für die Stimmung in baslerischen Kreisen sind beachtenswert die bisher ungedruckten Basler Berichte (393-95, 398, 402, 406, 410, besonders 414, 417). Das Badener Glaubensgespräch ist für die Reformation in der Schweiz eigentlich entscheidend geworden. Weshalb, darf gerade hier erläutert werden.

In den Monaten, die dem Badener Glaubensgespräch voraufgehen, sind die Katholiken in Basel im Vorstoß begriffen. In Basel ist vielleicht der stärkste Ausdruck dieser katholischen Abwehr die Berufung von Augustinus Marius als Prediger am Münster. Die Berufungsurkunde wird hier zum ersten Mal veröffentlicht und bildet einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der Predigt. Betonen möchten wir, daß die Predigt nach der Schrift in den Vordergrund rückt und diese Urkunde überdies ein Zeugnis für ältere Predigttradition am Münster bietet. Die Predigt scheint freilich in älterer Zeit nur an Festtagen üblich gewesen zu sein, während sie jetzt auch auf die Fasten- und Adventszeit ausgedehnt wird. Im Vertrag wird bereits ein Aufstand der kirchlichen Gegner in Erwägung gezogen, so daß Marius die Pflicht auferlegt wird, bei Wiederkehr ruhiger Zeiten das Amt aufs neue zu versehen. Noch lebt auch hier die Hoffnung, daß alles sich zum Guten wende (Nr. 350, p. 290, 292). Daß diese Berufung (3. April 1526) eine Verstärkung der katholischen Front bedeutete, kann nicht bezweifelt werden. Der Rat zeigt aber auch sonst ein entschlosseneres Vorgehen gegen die Neuerer. Er verfolgt Verstöße gegen die Predigtordnung (386), er bestraft Laien, die verbotenerweise Fleisch essen (418, 23), er fällt Gefängnisstrafen über lutherisch Gesinnte aus (479, 488, leider fehlt oft eine nähere Erklärung) und duldet auch sonst religiösen Radikalismus nicht (439, 527, 536). Aber anderseits ließ der Rat am 25. Febr. 1526 die Bestallung Ökolampads als Leutpriester zu St. Martin geschehen. Ökolampad wird der Pflicht zum Messelesen enthoben. An seiner Stelle haben die Kapläne den alten Kultus fortzusetzen (303). Also auch hier der stete Zwiespalt in den Verfügungen des Rates. Dieser Zwiespalt führt nun gerade nach dem Badener Glaubensgespräch zum Bruch mit den katholischen Orten. Der scheidende Grund, der jetzt die Fronten schärfer umreißt, ist nicht der Glaube an sich, sondern das Schriftprinzip. Charakteristisch ist nämlich die Durchführung des Schriftprinzips durch den Rat und sein gleichzeitiges Festhaltenwollen am alten Kultus (429, 445). Der Rat meint, damit « weder Lutherisch noch Zwinglisch » zus ein (p. 349 f., 361), aber der Widerspruch ist den katholischen Orten nicht entgangen (Nr. 449, p. 363 f.). Sie selbst können sich nie und nimmer zur Anerkennung des Schriftprinzips verstehen. Darin liegt der entscheidende Gegensatz, den das Badener Glaubensgespräch enthüllt und den die Disputation überbrücken sollte. Aus diesem Grunde kommt es zu den bekannten schweren Spannungen unter den Städten und den katholischen Orten. Das Vorenthalten der Disputationsakten, die Verweigerung der Bundeserneuerung sind nur Ausdruck dieses viel tiefer gelagerten Gegensatzes (482 f., 500 f., 567, 577, 641, 649 f.). Es

ergibt sich hier deutlich das eine : daß nicht in den zentralen Lehrunterschieden die Angriffsgewalt der schweizerischen Reformation lag, sondern vielmehr im methodischen Grundprinzip — um eine der damaligen Entwicklung entsprechende Bezeichnung zu wählen — im Schriftprinzip als Quelle des Glaubens. Das Schriftprinzip war aber die wirksamste Waffe, weil es der städtischen Obrigkeit in ihrem Bedürfnis nach Autokratie am meisten entgegenkam. Daß damit der Rat über die entscheidenden Lehren selbst nicht urteilen wollte, dürfte in Basel an der folgenden Entwicklung leicht zu erweisen sein.

Trotz allem ist auch jetzt der Rat vom Gedanken an Frieden und Einigkeit bewegt. Die Boten Basels sollen mit den VII Orten handeln : « doch nit ze ruch, ouch nit zu milt, aber alles in gutte unnd nüt unfruntlichs ». Die Messe sollen sie deshalb auch nicht zur Erörterung bringen und im Falle des Mißlingens einer Einigung sich auf keinen Fall auf Zürichs Seite stellen (615 = 17. März 1527). In der Messefrage vermag sich der Rat noch nicht zu entscheiden. Er sieht, daß der Friede nicht lebt und die Hoffnung, daß beide Glaubensparteien nebeneinander leben können, nicht erfüllt ist. Er erkennt die Not des kleinen Mannes, versucht nochmals eine Abklärung und verkündet kurzen Waffenstillstand (657). Im Juni 1527 geht das Gutachten Ökolampads ein (675, p. 504-45). Das offizielle Gutachten der Katholiken soll von Aug. Marius verfaßt werden. Der Bischof will es verbieten (684), aber umsonst. Dieses Gutachten ist von den Häuptern der katholischen Geistlichkeit Basels unterschrieben (688, p. 639-77). Daneben stehen die privaten Gutachten katholischer Geistlicher, eines aus der Feder von Ambrosius Pelargus, Lektor und Prediger der Dominikaner (705, p. 685-706), ein zweites verfaßt vom Chorherrn und Prediger Laurenz Rebban (679, p. 611-34). Das letztere ist am persönlichsten und temperamentvoll gehalten. Rebhan erspart dem Rat den Vorwurf nicht, zu nachsichtig gehandelt zu haben, und er scheut auch sonst keineswegs recht scharfe Kritik (vgl. indessen p. 616, das Urteil über Ökolampad). Die Ratserkenntnis vom 23. September 1527 gibt die Antwort auf diese Gutachten, aber sie weicht einer Entscheidung aus, schafft keine Klarheit, indem sie den Glauben dem Gewissen des einzelnen anheimstellt. Der Rat hat die Führung in der Lehre der Kirche durch die Anerkennung des Schriftprinzips entrissen, jetzt gab er selbst die Führung preis, in der entscheidendsten Lehrfrage (728 = 23. Sept. 1527). Dem entsprechen auch die Beschlüsse hinsichtlich des Predigens (740). Als Ganzes gesehen liegt hier eine Stellungnahme vor, die Basel nur insofern eigen ist, als sie hier deutlicher sichtbar wird. Niemand wird behaupten können, daß die städtische Obrigkeit aus wirklicher Einsicht in die theologische Lehre gehandelt hätte. Das geschah in Basel so wenig wie in Zürich (vgl. dazu R. Durrer, Die Schweizergarde in Rom, 318, 338 f.). Das muß festgehalten werden. War dieser Rat von der Sorge um die bürgerliche Ruhe erfüllt, so hatte er doch gerade damit die Autorität eingebüßt. Es ist nicht von ungefähr, daß der Vorstoß der Safranzunft wenige Wochen später erfolgt. Diese Zunft will das Ganze und fordert Einheit der Predigt im Sinne der Neuerung (746, Oktober 1527).

Seit dem Spätherbst 1527 taucht die Frage der Beteiligung Basels an

der Berner Disputation auf (756). Der Rat sagt zu und tut damit einen weiteren wichtigen Schritt (767). Dr. Bär, als Präsident ausersehen, lehnt aus Gesundheitsrücksichten (!) ab (772, 776); trotz des Drängens der Berner Regierung bleibt es bei diesem Entschluß, der für die Haltung der Katholiken wegleitend bleibt (782, 785). Der Durchbruch der Reformation in Basel selbst ist noch nicht erfolgt, aber er kündigt sich jetzt als unabwendbar an.

Der reiche Inhalt dieses Bandes ist damit noch keineswegs auch nur in den Grundlinien erschöpfend umschrieben. Manches kulturgeschichtlich interessante Aktenstück mußte übergangen werden. Das Mandat des Rates inbezug auf die Feiertagsordnung ist unerwähnt geblieben, obgleich es einen ungewöhnlich reizvollen Einblick in das städtische Leben Basels gewährt (664) und ein wichtiges Zeugnis für das Kirchenregiment des Rates bietet. Auf den Entwurf der städtischen Armenordnung kann nur beiläufig verwiesen werden (264). Vor allem muß aber noch hervorgehoben werden, daß dieser Band beachtenswerte Materialien zur Geschichte der Täufer bietet. Basels Milde kommt auch hier zum Ausdruck (720 f.). Hier ist bis in diese Zeit kein einziges Todesurteil gegen einen Taufgesinnten nachweisbar, trotz Übertretung von Urfehden (vgl. im übrigen Nr. 654 = Verhör von Hans Altenbach aus Luzern, die Disputationsthesen von Carlin, Nr. 676, den Bericht Ökolampads an den Rat und das Gutachten von Marius, Nr. 677 f., p. 547-611. Wir möchten daraus nur hervorheben, daß der Vorwurf der Inkonsequenz auch an Ökolampad nicht fehlt, wobei der Angeklagte Altenbach Predigtstellen Ökolampads zitiert.)

Überblickt man das Ganze, so kann der Dank an die Herausgeber nicht übergangen werden. Mit ihm verbindet sich auch die Anerkennung für die Behörden, die durch ihre Unterstützung ein Werk ermöglichen, das unter allen Aktensammlungen zur Reformationsgeschichte der Kantone den ersten Platz behaupten wird, in seinem Inhalt auch dem katholischen Forscher ungemein viel bietet und daher ihm besonders empfohlen werden darf.

O. Vasella.

Göller Emil. Papsttum und Bußgewalt in spätrömischer und frühmittelalterlicher Zeit. Freiburg in Breisgau, Herder. 1933. 324 S. 8°. M. 8.

Ce livre, dont l'auteur a écrit la préface dans une clinique, en mars 1933, un mois avant sa mort, est un tirage à part d'articles parus, au cours des années 1931 et 1932, dans la *Römische Quartalschrift*. C'est en réalité une histoire de la pénitence depuis les origines jusqu'au XIIme siècle, époque où commence l'activité de la Pénitencerie apostolique à laquelle Mgr Göller a consacré naguère quatre volumes, et c'est ce qui explique le point de vue auquel il s'est placé et qu'indique le titre de l'ouvrage : l'influence de la Papauté en matière pénitentielle.

Pour les premiers siècles, qu'il résume en quelques pages, Mgr Göller adopte une sorte de solution intermédiaire entre celle du P. Galtier d'une part et celle de M. Poschmann de l'autre. Avouons que certains textes cités semblent l'avoir été à tort, soit qu'ils ne rentrent pas strictement

dans la question, soit qu'ils n'autorisent pas à établir les conclusions qu'en déduit l'auteur, qui accorde à l'usage semi-privé de l'absolution, durant cette période, une place plus large que ne le fait le professeur de Breslau. Pour Tertullien en particulier, Mgr Göller se rallie, contre Funk, Batiffol, Rauschen et Hugo Hoch, à l'interprétation de Esser : Tertullien, à l'époque du *De Paenitentia*, admettait encore une réconciliation du pécheur par l'Eglise, tandis qu'il la réserve à Dieu seul dans la période montaniste de sa vie.

Les pages consacrées à saint Cyprien sont très bonnes. Elles tendent à prouver que l'Evêque de Carthage est allé en modérant toujours plus sa manière de voir, et que Pacien de Barcelone adopte une attitude presque identique. Le pape Sirice est encore relativement sévère : les apostats et les relaps ne seront réconciliés qu'à la mort. Saint Augustin ne veut pas qu'on soumette à la pénitence publique des péchés secrets. Innocent Ier est du même avis et fait la constatation qu'on est moins exigeant qu'autrefois pour la pénitence imposée au lit de mort. Le pape Célestin, de son côté, blâme la sévérité de ceux qui, en Gaule, la refusaient aux mourants. Saint Léon le Grand insiste particulièrement sur l'aveu secret fait au prêtre. Quelques auteurs ont cru trouver chez lui, s'il s'agissait de fautes moins graves, la possibilité de renouveler la pénitence jusqu'alors unique. Mgr Göller n'en est pas convaincu.

Dès le Vme siècle, les dispositions conciliaires de Nicée et d'Ancyre sont appliquées en Occident aux péchés graves et les stations pénitentielles d'Orient, modifiées il est vrai, apparaissent comme procédé extraordinaire de satisfaction, c'est-à-dire à côté de la pénitence publique ordinaire ; la première devait servir de point de départ à la pénitence publique du moyen âge, tandis que la seconde, plus fréquente, aboutit à la pénitence annuelle, dont le rite est calqué, d'ailleurs, sur celui de la précédente. Saint Grégoire le Grand reste dans la ligne traditionnelle : sauf à l'article de la mort, il n'est pas question chez lui, pas plus que dans l'antiquité, d'un aveu secret suivi immédiatement de l'absolution ; autrement dit, il n'y avait pas encore de pénitence sacramentelle privée. En désaccord ici avec M. Poschmann, qui place le passage de la pénitence canonique publique à la pénitence privée au VIIme-VIIIme siècle, à la suite de l'influence des missionnaires celto-britanniques, Mgr Göller se demande si, à l'époque de saint Grégoire le Grand, et peut-être même déjà avant lui, il n'y avait pas de pénitence renouvelable pour les péchés moins graves et cachés ; mais il est faux, ajoute-t-il, de prétendre que, sauf à l'approche de la mort, on se contentait d'excommunier les pécheurs et qu'on ne les invitait plus à se soumettre à la pénitence publique.

Sous l'influence des classes de pénitents orientales, l'élément personnel et individuel dans la satisfaction s'était accentué et contribua à introduire le système de la pénitence tarifée. Au lieu que, jusqu'alors, la durée de la satisfaction à imposer était laissée au jugement du prêtre, la peine à infliger à chaque faute était maintenant déterminée d'avance. Mgr Göller estime que c'est un tort de voir, dans l'introduction de la pénitence tarifée, une adaptation des institutions de l'Eglise au droit germanique apporté

par les Barbares. La pénitence tarifée — il insiste souvent sur cette idée, d'accord ici avec le P. Teetaert — ne dérive pas, bien qu'elle contienne des éléments de provenance anglo-saxonne et celte, de la pénitence monastique insulaire, mais principalement de l'ancienne pénitence ecclésiastique, telle qu'elle était pratiquée sur le continent. Elle est renouvelable, et même les petites fautes lui sont soumises. Il n'est plus question de cilices ni de classes de pénitents. Seule subsiste, jusqu'à Léon IV, l'interdiction de porter les armes et d'user du mariage pendant la durée de la pénitence. Nouvelle est, par contre, l'obligation, fréquemment exprimée, de jeûner au pain et à l'eau. En d'autres termes, ce n'est plus l'ancienne pénitence publique ; ce n'est pas non plus la pénitence privée telle qu'elle se précisera plus tard ; c'est une sorte de solution intermédiaire, qui se répandit assez rapidement sur le continent, mais qui ne pénétra à Rome que vers 745.

Elle ne se maintint pas longtemps : dès le IXme siècle, en pays franc, la question de la pénitence privée ou secrète, qui ne comportait plus d'excommunication, était en somme résolue et la pénitence du haut moyen âge constituée. L'absolution était accordée immédiatement après l'aveu, et augmentant par conséquent en importance, cette formule, de déprécative qu'elle était, devint peu à peu indicative. A la suite de certains abus laxistes, il y eut cependant une réaction et on essaya d'introduire à nouveau, pour les fautes les plus graves, une sorte de pénitence publique.

Le volume de Mgr Göller ne renferme pas de table des matières, mais un index des noms des papes et écrivains ecclésiastiques énumérés au cours de l'ouvrage. La langue de l'auteur n'est pas toujours facile, ses phrases sont souvent longues et il est certains de ses alinéas qui ont une étendue de deux pages et même plus ; mais le grand mérite du livre, répétons-le, c'est de nous donner une histoire complète de la pénitence pour les onze premiers siècles, histoire abrégée sans doute pour les débuts, plus développée à partir du pape Sirice et surtout depuis saint Grégoire le Grand, et l'on est heureux de constater que, pour cette dernière partie, la principale de son ouvrage, les conclusions de l'auteur rejoignent non seulement celles de M. Poschmann, mais encore, là où leurs études ont des points de contact, celles des Pères Browe et Jungmann. Mgr Göller se proposait, à la suite de M. Poschmann, d'étudier encore les *Ordines paenitentiae*. On n'en ressent que plus douloureusement la perte d'un historien que le cours de ses études, après l'avoir porté du côté des finances pontificales, avait ensuite conduit à examiner l'évolution de la discipline pénitentielle, et qui, apportant à ces recherches la conscience qu'il mettait en toutes choses, avait abouti à des conclusions d'autant plus précieuses qu'il s'agissait d'un champ d'étude encore peu exploré.

L. Waeber.

Dr. iur. utr. A. Vasella. Die Rechtsverhältnisse des katholischen Kirchenvermögens im Kanton Graubünden. Verlag von Gebr. J. u. F. Heß, A.-G., Basel. 1933 XXIII-270 Seiten.

Das Werk von Dr. A. Vasella ist als Band 2 der « Freiburger Veröffentlichungen aus dem Gebiete von Kirche und Staat », herausgegeben von

Prof. Dr. iur. *Ulrich Lampert*, erschienen. Es ist die reife Frucht langjähriger Studien und stellt sich zur Aufgabe, das gesamte kirchliche Vermögensrecht mit Bezug auf Graubünden in möglichst erschöpfender Weise zur Darstellung zu bringen. Behandelt werden alle im Kanton Graubünden vorkommenden Arten des Kirchenvermögens (Vermögen kirchlicher Rechtsträger), das ortskirchliche Vermögen, das diözesankirchliche Vermögen, wie das Bistumsvermögen in seiner Doppelerscheinung als Kathedral- und Bistumsvermögen, das Vermögen des Domkapitels und des Priesterseminars, endlich die vier alten Bündner Klöster Disentis, Münster, Cazis und Poschiavo.

Bei der Beschreibung der geschichtlichen Ausbildung der einzelnen Vermögenskomplexe, besonders zur Abklärung der Rechtsnatur und der Eigentumsverhältnisse an den kirchlichen Zwecken dienenden Gütern, auch bei der Darlegung der durch die staatskirchliche Gesetzgebung geschaffenen Einrichtungen, vor allem der Landeskirche wird zu sorgfältigen rechtshistorischen Exkursen ausgeholt.

Das Bistumsvermögen umfaßt das Kathedral- und das Mensavermögen. Besonderer Erörterung bedarf der Begriff des sog. « Hochstiftischen Vermögens », das von V. zutreffend als das Kathedralvermögen charakterisiert wird, denn das « Hochstift Chur » ist nichts anderes, als die bischöfliche Kathedrale, die Ecclesia Curiensis, und erscheint als selbständiger Rechtsträger, « als die Pfarrkirche des Bischofs «, ist « juristisch als Stiftung zu begreifen » (Meurer). Daneben besitzt auch das zur Tragung der Lasten des bischöflichen Amtes bestimmte Zweckvermögen, die mensa episcopalis, die rechtliche Sonderexistenz.

Kathedralstiftung und bischöfliche Mensa genießen die öffentlich-rechtliche Anerkennung des Kantons, entsprechend einer in den christlichen Staaten seit dem Mittelalter beibehaltenen Gepflogenheit und der hervorragenden Bedeutung des Bistums Chur für die bündnerische Landesgeschichte. Auch das Domkapitel ist öffentlich-rechtlich anerkannt in Chur, was durch das Schweizerische Bundesgericht ausdrücklich bestätigt wurde (29. Nov. 1929).

Von den zahlreichen in Graubünden entstandenen Klöstern haben nur vier den Wandel der Jahrhunderte überdauert : das Benediktinerstift Disentis, das Dominikanerinnenkloster Cazis, das Benediktinerinnenkloster Münster aus karolingischer Zeit und das Augustinerinnenkloster Poschiavo (1629 durch den Bischof von Como gegründet). Die drei Frauenklöster stehen unter bischöflicher Jurisdiktion, während die Exemption des Klosters Disentis auf die Bulle Honorius II., vom 27. Januar 1127 zurückgeht.

Die selbständige Rechtspersönlichkeit dieser Klöster, in vermögensrechtlicher Hinsicht von weittragender Bedeutung, ist durch eine Fülle, z. T. sehr weitzurückreichender Schenkungsurkunden belegt. Den Klöstern kommt, wenn auch nur indirekt, doch der Charakter von Körperschaften des öffentlichen Rechts zu, sie erscheinen übrigens wesenhaft als kirchliche, nicht etwa landeskirchliche Institute.

Für Münster, Poschiavo und Disentis, nicht aber für Cazis, besteht die Einrichtung der Kastenvogtei. Sache des Kastenvogtes ist die Über

wachung der Klosterverwaltung, von seiner Genehmigung hängt die Gültigkeit des Abschlusses der wichtigeren Rechtsgeschäfte des Klosters ab. Zu beachten ist, daß die Initiative für die Bestellung der Kastenvogtei vom Corpus catholicum ausgegangen ist (115), aus dem Gedanken fürsorglicher Maßnahme und besondern Rechtsschutzes zugunsten der Klöster. Für Münster gilt heute noch die sehr weitgehende Verordnung über das Kloster von 1828, 1853 auch für Poschiavo als anwendbar erklärt; eine entsprechende Regelung für Disentis datiert von 1861. Wandte sich schon 1807 in einem analogen Falle das Ordinariat gegen «Klosterartikel», die unter den heutigen, veränderten Verhältnissen erst recht als Beeinträchtigung der Autonomie der katholischen Konfession empfunden werden müssen, so ruft vor allem auch die Regelung über die Novizenaufnahme nach Beseitigung.

Stark ausgeprägt findet sich in Graubünden das kirchliche Bruderschaftswesen, in Obervaz und Vals z. B. verfügen die heute noch bestehenden sog. Christenlehrbruderschaften über größere Einnahmen als die Pfarrkirche selbst. Während die Kirchgemeinden über dieses Bruderschaftsvermögen keine Verwaltungsaufsicht begehren, befindet sich das ortskirchliche Kirchenvermögen zumeist in der Verwaltung der Gemeinden. Für die Kämpfe um die Emanzipierung der Gemeindeleute mit dem Ziele, auch auf kirchlichem Gebiete das demokratische Prinzip zur Geltung zu bringen, erscheint das Dekret des Bischofs Heinrich IV. von 1492 kennzeichnend. Der Abschluß dieser Entwicklung im 16. Jahrhundert führte zum Erlaß zahlreicher diözesanrechtlicher Verwaltungsnormen, die auf stiftungsgemäße Verwendung der kirchlichen Güter abzielten. Vasella bringt als Beilagen 2-4 aus dem 19. Jahrhundert drei bischöfliche Hirtenschreiben, die wegen ihres Grundgehaltes auch heute noch Interesse bieten, so das Hirtenschreiben Gaspars von Carl ab Hohenbalken vom Jahre 1855 an Klerus, Kirchenverwaltungen und Kirchgemeinden von Graubünden, über die Kirchengüter und deren Verwaltung, eine weitere Verordnung des Bischofs Constantin Rampa (1885) und ein Hirtenschreiben des Bischofs Nic. Franciscus Florentini (1861).

Bei diesem Stande der Verwaltung des ortskirchlichen Vermögens erscheint die Frage nach dem Träger des Eigentumsrechtes an den bezüglichen Gütern von besonderm Interesse. Das Werk V. trägt diesem Bedürfnisse einer wissenschaftlich-geschichtlich und rechtlich einwandfreien Prüfung Rechnung. V. bemerkt grundsätzlich, mit Recht, daß es sich hier um eine reine Tatfrage handelt. Erst das Vorliegen einer größern Anzahl von Beweisfällen gestattet Rückschlüsse auf eine im ganzen Untersuchungsgebiete gleichmäßig verlaufene Entwicklung. Um es vorweg zu nehmen : die allgemeine geschichtliche Entwicklung, die für eine Reihe von andern schweizerischen Kantonen bereits strikte nachgewiesen werden konnte, wird auch durch eine reiche Fülle von geschichtlichen Zeugnissen aus dem Kanton Graubünden bestätigt, wonach die Kirche, soweit sie zur Erreichung ihrer Mission zeitlicher Güter bedurfte, sich der Organisationsform selbständiger Stiftungen bediente. Man darf feststellen, daß mit dem Werke V. der Nachweis der Gültigkeit der sog. Instituten-

theorie für das bündnerische Gebiet des Bistums Chur ein für allemal wissenschaftlich schlüssig erbracht ist.

Relevant erscheint hier vorab die Entstehungsgeschichte des ortskirchlichen Vermögens, gekennzeichnet durch zahlreiche Trennungsdekrete bei Pfarrei-Dismembrationen, durch Stiftungsurkunden von Kapellen (s. p. 69), durch Errichtungsdekrete von Pfründen (s. p. 74) und testamentarische Errichtungen der Vermögensausstattung für den Unterhalt eines Benefiziaten in zahlreichen Beispielen des 15.-19. Jahrhunderts. Der Stiftungscharakter der Pfründen ist übrigens auch im Bereiche der evangelisch-rätischen Landeskirche anerkannt. Pfarrkirchen, Kapellen und die an solchen errichteten Pfründen treten als erwerbende und besitzende Rechtspersonen auf. Klassische Belege hat schon Robert Durrer veröffentlicht, in den Schenkungsurkunden aus der Frühzeit des 9. Jahrhunderts, betr. der Hilariuskirche in Chur und der Carpophoruskirche in Trimmis. Bemerkenswert ist die Art und Weise, wie in Küblis 1464 die Pfarrkirche St. Nicolaus, unter förmlicher Bewahrung und Dokumentierung des Stiftungscharakters wiederaufgebaut wird. In Obervaz beleuchtet der heute noch ähnlich wie in einigen Berggemeinden des Wallis übliche « Kornzehnt », « Kälberzehnt », « Butterzins » das früher allgemein gebräuchliche kirchliche Abgabenwesen. Endlich kann V. auf die veröffentlichten vorreformatorischen Anniversarien und Urbarien von Maienfeld, Langwies, Ruschein, Tamins, Fideris verweisen. V. bezeichnet die getrennte Verwaltung der verschiedenen Zwecken gewidmeten Güter als eine für Graubünden derart typische Erscheinung, daß sie « als ein in der rechtlichen Selbständigkeit eines Vermögensobjektes begründeter Verwaltungsgrundsatz angesehen werden muß. » (p. 78.)

So gelangt die Untersuchung V. zum Ergebnis, daß « die Entwicklung der Eigentumsverhältnisse am katholischen Kirchenvermögen in Graubünden kaum einen regelmäßigeren Verlauf hätte aufweisen können, als dies tatsächlich der Fall ist » (92). Das ortskirchliche Vermögen tritt nirgends « als korporativ organisiertes Vermögen der Kirchgemeinden auf ». (92. Zur Stellungnahme des Verf. zu den Ilanzer Artikeln von 1524 und 1526 vgl. man p. 89 f., wo gezeigt wird, daß der Stiftungscharakter der Kirchengüter durch diese Artikel nicht aufgehoben wird.)

Außer Frage steht auch der Stiftungs-Charakter des Priesterseminars in Chur. Die singulären Ansprüche des Staates auf Rechtsnachfolge am erloschenen Kloster St. Luzi von 1812 wurden durch « Verzicht » erledigt, während das vom Corpus catholicum beanspruchte Aufsichtsrecht zu einer Auseinandersetzung führte, die seit 1915 dahin entschieden ist, daß die Aufsicht des Corpus catholicum über die Vermögensverwaltung des Seminars ausgeübt wird. Das hier mehrfach schon erwähnte Corpus catholicum wird umschrieben als « eine in der staatsrechtlichen Tradition Graubündens begründete und staatsrechtlich anerkannte Organisationsform der konfessionellen Autonomie des katholischen Volksteils von Graubünden ». (p. 205.)

Seine Entstehung geht auf jene Zeit zurück, wo sich das bündnerische Staatswesen nach langwierigen Religionskämpfen für die Anerkennung und Gleichberechtigung der beiden Landeskonfessionen entschieden hatte.

Der Grundsatz der Parität beinhaltet auch die Anerkennung des Selbstorganisationsrechtes für die konfessionellen Angelegenheiten. Auch für die Drei Bünde ergab sich die itio in partes, das Auseinandergehen der Landesbehörden nach Konfessionen zur gesonderten Behandlung der konfessionellen Angelegenheiten. Das Corpus catholicum wird gebildet durch die Gesamtheit der Großräte katholischer Konfession. Es vertritt den landeskirchlichen Gesamtverband als gesetzgebende Behörde. War das Corpus catholicum bis zum Inkrafttreten der Staatsverfassung von 1881 staatliche Behörde, so hörte es in diesem Momente auf, konfessioneller Ausschuß des Großen Rates zu sein. Hat der katholische Landesteil die selbständige Ordnung der innern kirchlichen Angelegenheiten bisher den katholischen Mitgliedern des politischen Großen Rates belassen, so hindert die Verfassung keineswegs die Bestellung der konfessionellen Behörde unter völliger Loslösung von der politischen Grundlage. Das Corpus catholicum ist weder eine staatliche, noch eine rein kirchliche Behörde, sondern « die den katholischen Konfessionsteil von Graubünden vertretende Oberbehörde mit eigener, der staatlichen Kompetenz entzogenen Kompetenzsphäre ». Es übt nebst der kirchlichen Behörde die Aufsicht über die kirchliche Vermögensverwaltung aus.

Zum autonomen Lebenskreis der Konfessionen gehört naturgemäß die ganze Ordnung der innerkirchlichen Angelegenheiten einschließlich die Kirchenvermögensverwaltung. Diese Autonomie ist durch die geltende Verfassung nicht eingeschränkt. Sie umfaßt auch das Recht zur Aufsicht und Kontrolle über die ihnen unterstellten Unterverbände, die Kirchgemeinden. Wo in konfessionellen Dingen die Kompetenz der konfessionellen Aufsichtsbehörde feststeht, muß sie vom Staat anerkannt werden. Für das konfessionelle Gebiet muß der Staat die ausschließliche Kompetenz des Corpus catholicum anerkennen, denn « die konfessionelle Autonomie bildet für die staatliche Aufsicht einen Kompetenzausscheidungsgrund » (Prof. Lampert, Die Autonomie der Konfessionen in Graubünden, Disentis 1923).

Das Oberaufsichtsrecht des Staates über die Kirche, insbesondere das Kirchenvermögen, wird mit Recht von Mohl als eine rein negative dargestellt.

V. schickt der Darstellung des katholischen Kirchenvermögens im Kanton Graubünden einen allgemeinen Teil voraus, worin die grundlegenden Fragen des Staatskirchenrechts und des kirchlichen Vermögensrechts, auf der Grundlage des Codex iuris canonici, in kirchlichem Geiste, eine systematische kurze Darstellung erfahren. Die Frage nach dem Kriterium und dem praktisch gangbaren Weg einer Abgrenzung der Lebensgebiete von Kirche und Staat steht im Vordergrund des Interesses. Die sorgfältig aufgebauten Erörterungen erweisen sich als geeignet, nicht nur dem Geistlichen und Juristen, sondern auch dem Laien, der sich um die einschlägigen Problemstellungen bemüht, zuverlässige Führerdienste zu leisten. Indem der Verf. grundsätzlich auf philosophische Grundbegriffe und die Legaldefinitionen zurückgeht, gewinnt er auch den festen Boden für kritische Erwägungen und positive, de lege ferenda formulierte Vorschläge für

eine künftige Reorganisation des katholischen Volksteils von Graubünden. Die klugabwägenden Bemerkungen V., der auch die modern konzipierte Gesetzgebung anderer paritätischer Kantone vergleichend heranzieht, vermögen nicht nur die Notwendigkeit einer künftigen Neuordnung darzutun, sondern weisen auch dem werdenden Rechte die Richtung.

Unter Berücksichtigung des staatlichen und kirchlichen Rechts, mit Verknüpfung mancher von der Erfahrung diktierter Anregungen, erörtert der Verf. alle einschlägigen Fragen, und erweist sich bei der Behandlung der Grundbuchfragen (116 ff.), der steuerrechtlichen Verhältnisse (128 ff.), den verschiedenen Problemen der Verwaltung, des Rechnungswesens (126-160) ebenso als gewandter Jurist, wie bei der Darstellung des kirchlichen Finanzbedarfes und dessen Deckung. Festzuhalten ist in diesem Zusammenhange, daß im Kanton Graubünden eine partikularrechtliche Regelung der Baulast an Pfarr- und Filialkirchen nicht besteht. Für die Kathedrale in Chur sind nach altem Herkommen der Bischof zu zwei Dritteln und das Domkapitel zu einem Drittel baulastpflichtig, ohne daß auf die Beiträge der Diözesanen verzichtet werden könnte.

Ist das Werk von V. schon unter dem Gesichtspunkte des darin erörterten Stoffes bedeutungsvoll, so besonders auch nach der Art der Darstellung. Auf einem Gebiete, wo sich aprioristische Vorstellungen immer besonders verhängnisvoll auswirkten, legt der Verf. die Eigenart und Struktur der Rechtsverhältnisse in leidenschaftsloser Weise dar. Charakteristisch ist das Streben nach streng systematischem Aufbau und logischer Ausgliederung des Stoffes, welche Vorzüge in Verbindung mit einem sorgfältigen Sachregister die Orientierung erleichtern. Wer immer sich mit kirchengüterrechtlichen Fragen aus dem Gebiete des Kantons Graubünden zu befassen hat, darf sich glücklich schätzen, sich eines so vorbildlich klaren, systematisch aufgebauten Kompendiums bedienen zu können, wie der Verf. es hier auch für das praktische Rechtsleben geschaffen hat.

Das Buch wird in verdienstlicher Weise das Verständnis für die historisch überlieferten Rechtsbeziehungen fördern. Mit der Erkenntnis des rechtlichen Wesens wird auch die Einsicht in die geistigen Grundbedingungen einer gedeihlichen Entwicklung erhalten bleiben. Indem das Buch von Dr. Vasella diese Gedankengänge vertritt, wahrt es durchaus die bedeutungsvolle Grundlinie, die das Lebenswerk des Herausgebers, Prof. Lampert, auszeichnet. Die wertvolle Publikation hat denn auch verdientermaßen bereits erfreuliche Beachtung gefunden.

Baden Fürsprech Dr. *M. Kuhn.*

C. Wittmer. L'Obituaire des Dominicains de Colmar. *Etude critique du manuscrit précédée d'une notice sur le couvent de Colmar. I. Introduction.* Mulhouse, 1934.

L'auteur a l'intention d'éditer intégralement le texte de l'obituaire, mais des raisons d'ordre matériel ne lui ayant pas encore permis de le faire, il a du moins publié deux études qui doivent servir d'introduction. La

première retrace brièvement l'histoire du couvent de Colmar (p. 11-38) ; la seconde est consacrée à l'obituaire lui-même (p. 39-66).

L'établissement des Prêcheurs à Colmar date de 1278 ; dès cette année, ils commencèrent la construction du couvent et de l'église ; celle-ci s'enrichit d'autels nouveaux à mesure que les ressources le permettaient. Les premiers Frères furent fournis par les couvents de Bâle, de Strasbourg et de Fribourg-en-Brisgau ; le fondateur fut vraisemblablement Frère Hermann de Minden, alors vice-provincial de Teutonie. Après lui, d'autres personnages célèbres séjournèrent à Colmar : Conrad de Prusse († 1426), Jean Mülberg, nommé « curseur » du couvent, le 7 juin 1391. Ce que l'auteur dit de cette charge n'est que partiellement vrai ; il eût pu trouver des renseignements plus exacts et plus complets dans un article du P. Mandonnet (*Chronologie des écrits scripturaires de saint Thomas d'Aquin*, dans *Revue thomiste*, t. XXXIV, 1929, p. 489-519). On peut citer encore Jean Nider († 1438) et quelques autres. A propos de la Confrérie du Rosaire, M. W. apporte un document qui place son érection en 1493 ; quelques lignes plus bas, il mentionne le registre contenant le nom des associés, qui débute dès 1484 ; une explication de cette anomalie n'eût pas été de trop.

L'obituaire est conservé aux Archives départementales du Haut-Rhin. Il appartenait aux Prêcheurs et non aux Dominicaines d'Unterlinden, comme l'ont soutenu quelques érudits, son contenu en fait foi. Les inscriptions des morts pour lesquels on doit prier sont faites dans l'ordre du calendrier. En fait, le recueil est double, car il contient un premier calendrier établi dès l'origine du couvent, puis un second commencé vers 1300 ; on continuait cependant à utiliser le premier quelquefois encore. Ces calendriers, en mentionnant les fêtes, forment un document d'ordre liturgique ; on constate que plusieurs saints, ignorés du premier, sont insérés dans le second. L'auteur les a comparés à un calendrier de l'église de Bâle ; pourquoi ne les avoir pas mis en rapport avec le calendrier de l'archétype dominicain, publié dans *Analecta sacri Ordinis Fratrum Praedicatorum*, 1905, p. 90-104 ; on aurait pu juger du rôle exercé par les influences locales.

Cette étude, qui a fait l'objet d'une thèse présentée à la Faculté des lettres de Fribourg (Suisse), lorsqu'elle sera complétée par l'édition du texte, sera très utile, non seulement pour l'histoire dominicaine, mais aussi pour l'histoire locale, et à divers points de vue ; religieux, géographique, économique. L'auteur a déjà fourni d'utiles renseignements, puisés à bonne source, mais la rédaction est un peu fruste et quelques détails demanderaient plus de précision.

A.-M. Jacquin, O. P.

Stulz Josef. Die Vereinigten Staaten von Amerika. *(Geschichte der führenden Völker. 30. Band.)* Freiburg i. Br. 1934. Herder. Geheftet 8.50 M., in Leinen 10,50 M., in Halbleder 13 M.

Im Literaturbericht über die Vereinigten Staaten von Amerika (Archiv für Kulturgeschichte, herausgegeben von W. Goetz, Bd. XXIV, 3. Heft 1934) beklagt sich Friedrich Schönemann wiederholt über den Tiefstand

der Amerikaforschung in Deutschland. Hätte Schönemann das Buch von Stulz noch vor Abfassung seines Berichtes in die Hände bekommen, so hätte er sicherlich von einer erfreulichen Wendung zum Besseren geschrieben ; denn das Buch, um das es sich hier handelt, fällt auf durch die Weite des Interessegebietes und durch die Solidität der Forschung. Stulz hat sich 10 Jahre in den V. St. aufgehalten und kann daher aus dem Vollen schöpfen. Und er schreibt gut. Schon der Aufbau des Buches ist originell. Er basiert auf den Begriffen Volk, Staat und Nation. Diese Begriffe werden erklärt S. 89-90 in einer geschichtsphilosophischen Darlegung, die aber zur Diskussion Anlaß gibt, denn solche Begriffe wie Volk und Nation können nicht so eindeutig genommen werden, wie Stulz sie nimmt (vgl. Sawicky, Geschichtsphil. S. 64).

Der politische und wirtschaftliche Aufstieg der englischen Kolonien an der Ostküste des amerikanischen Kontinentes zu den heutigen V. St. ist, besonders seit etwa 100 Jahren, fast märchenhaft. Aber noch reizvoller ist die Entwicklung der Volksseele in dieser neuen Welt. Nirgends auf der Erde ist auf solch ungemessenem Raum, in so kurzer Zeit, eine solche Unmasse heterogener Partikel der Menschheit gleichsam in einen Schmelztiegel geworfen und in manchen — nicht in allen — Lagen der Seele gleichgeschaltet worden wie in den V. St. Und alles im Zeichen der Demokratie. In der Darstellung der Geschichte und Evolution der amerikanischen Demokratie liegt der wertvollste Teil von Stulzes Arbeit. Wer die Psychologie des modernen Volksstaates studieren will, wird Stulz kennen müssen. Es ist aber trotz aller äußeren Erfolge keineswegs das Hohe Lied auf die sog. Volksherrschaft, was wir hören !

Mit steigendem Interesse liest man auch die Exkurse über Fragen der Religion, Kunst und Wissenschaft. Begreiflicherweise können sie in diesem Buche bloß Streiflichter bleiben, sodaß diese Probleme bei tieferem Eindringen vielgestaltiger werden, als sie hier erscheinen. Als Ergänzung zu den Ausführungen über die schöngeistige Literatur weisen wir noch hin auf einen im Sommer 1934 erschienenen Aufsatz von Agnès de la Gorce über die katholische Literatur in den V. St. (in dem Werk « Kathol. Leistung in der Weltliteratur der Gegenwart », erschienen bei Herder). Beim aufmerksamen Lesen des Buches von Stulz legt sich einem etwas wie ein Druck auf die Seele, ein Widerwille kommt hoch, nicht gegen das Buch, sondern gegen Amerika. Die Flachheit der amerikanischen Welteinstellung, der ausgesprochen materialistisch-utilitaristische Zweck der Bildung, die Verderbtheit der dortigen Demokratie kann einen gebildeten Europäer nicht befriedigen. Aber ist Stulz nicht vielleicht einseitig eingestellt gegen den Amerikaner ? Seine ablehnende Haltung ist ja bei einem Deutschen verständlich nach den Erfahrungen des Weltkrieges. Was gesagt wird, ist sicher alles wahr ; und auch auf wertvolle Seiten des amerikanischen Geistes wird hingewiesen. Aber eben diese positiven Posten : Optimismus, ein gesunder Fortschrittsgeist usw. hätten stärker unterstrichen werden sollen. Freuen wir uns, daß viele der besten Amerikaner mit Begeisterung von der alten Kultur Europas reden. Hüten wir uns vor Überhebung. Auch in Europa gibt es jetzt Boxerkämpfe und Negertänze, amerikanische

Films überfluten unsere Städte, der Kultus des goldenen Kalbes ist auch bei uns weit verbreitet, und der Philosoph William James hat für seinen Pragmatismus bei uns gelehrige Schüler gefunden. Wir Katholiken des Abendlandes dürften an vielen Orten von der Aktivität, von der Großzügigkeit und dem Opfermut der amerikanischen Katholiken lernen.

Am Anfang eines Buches von 330 Seiten über die V. St. hätte auch erwähnt werden dürfen, daß die Ostküste von Nord-Amerika schon von den Normannen des 10. und 11. Jahrhunderts von Norden her über Grönland besucht worden war; allerdings sind jene Fahrten nicht von bleibender Bedeutung gewesen und deshalb später in Vergessenheit geraten. Das Buch verdient als Ganzes sehr warme Empfehlung.

Paul Hildebrand.

Festschrift Hans Nabholz. XIV-341 S. Zürich, Leemann u. Cie. 1934.

Die Sitte, verdiente Gelehrte durch Festschriften zu ehren, hat schon manche wertvolle Arbeit gezeitigt, wenn ihnen auch oft der Nachteil anhaftet, daß sie als Ganzes etwas Unorganisches, Unzusammenhängendes sind. Die Festschrift, die Freunde, Kollegen und Schuler dem bekannten Zürcher Ordinarius für Wirtschafts- und Verfassungsgeschichte, dem frühern Direktor des Staatsarchivs Zürich, dem Präsidenten der Allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz und dem Vertreter der Schweiz in der «Weltorganisation der Geschichtsforscher» zu seinem 60. Geburtstage am 12. Juni 1934 gewidmet haben, gehört zweifellos zu den Bessern ihrer Gattung.

16 Abhandlungen von Historikern, darunter von ersten in- und ausländischen Gelehrten, sind zu einem prächtig ausgestatteten Bande von 341 Seiten vereinigt. Sie beschlagen sowohl die schweizerische als auch die allgemeine Geschichte und berücksichtigen hauptsächlich jene Gebiete, mit denen der Jubilar sich in seiner langen Gelehrtenzeit beschäftigt hat.

Ernst Meyer (Zürich) handelt über die Kenntnis des Altertums von der Schweiz in vorrömischer Zeit in aufschlußreicher Weise und gelangt zum Schlusse, daß die erste Kenntnis, z. B. des Wallis, im VI. Jahrhundert aufleuchtet, daß aber auch bei den großen griechischen Geographen nur vage und fehlerhafte Vorstellungen vom eigentlichen Europa vorhanden sind, und nicht einmal die Existenz der Alpen wirklich feststand. Erst die römische Eroberung zu des Augustus' Zeit hat diese Lücken wirksam ausgefüllt. — *Hans Hirsch* (Wien), eine erste Autorität auf dem Gebiete der Urkundenforschung, der auch die Acta Murensia untersucht hat, widmet den Urkundenfälschungen des Klosters Ebersheim eine Untersuchung, einen Vorgang beleuchtend, den wir in jener Zeit (XII. und XIII. Jahrhundert) bei vielen andern Klöstern, z. B. Reichenau, finden, als die Klöster vom Eigenkirchenrecht der Bistümer oder der Territorialherren sich befreien wollten — hier vom Bistum Straßburg — und die Reichsunmittelbarkeit anstrebten. — *Paul Kehr*, früher Generaldirektor der preußischen Staatsarchive in Berlin, ehrt seinen Kollegen und Freund mit einem Kapitel aus einer größeren Untersuchung über die Belehnung

der süditalienischen Normannenfürsten durch die Päpste. Sie begaben sich in eine gewisse Lehenshoheit Roms, um sich in diesem fremden Lande behaupten zu können, zumal die gleiche Interessenpolitik sie zusammenführte ; auf der einen Seite gegen das Kaisertum, auf der andern gegen Byzanz, aber auch zur Vertreibung der Sarazenen aus Süditalien. — *Hektor Ammann*, Staatsarchivar in Aarau, geht dem im XII. und XIII. Jahrhundert mächtigen Solothurner Grafengeschlecht von Froburg und ihren Städtegründungen nach. Planmäßig haben sie um den Hauenstein herum ein ganzes Städtenetz (8) als Festungen zur Sicherung und Beherrschung der großen durchziehenden Verkehrsstraßen angelegt, Gründungen mit allen Kennzeichen einer mittelalterlichen Stadt : Befestigung, Markt und rechtlicher Sonderstellung, mit eigenem Recht, Gericht und Verwaltung. Städte allerdings von kleinem und kleinstem Ausmaß. Die größte davon war Zofingen mit 8 ha. Liestal maß 4 ½, Olten, Wiedlisbach und Friedau 1 ½, Waldenburg 1,3, Aarburg gar nur ½ ha, nicht viel größer Falkenstein, während kleinere Mittelstädte etwa 12-20 ha umfaßten (Solothurn 12 ha). Die stärkste Einwohnerzahl hatte Zofingen, 1200-1500, Liestal etwa 1000, Olten, Wiedlisbach und Waldenburg kaum viel mehr als 200. Mittelalterliche Mittelstädte der Schweiz zählten etwa 2-5000 Einwohner, die größte, Basel, etwa 10 000. — *August Burckhardt* (Basel) schließt zwei Lücken in der Genealogie der Grafen von Tierstein. — *Arthur Piaget* (Neuenburg) führt uns in eine dramatische Szene des XV. Jahrhunderts, indem er uns über die Ermordung eines Grafen von Neuchâtel, des Jean sans Peur, und die Gefangennahme des Jean de Fribourg, des Gemahls der Marie de Châlon, erzählt. — *Leonhard von Muralt* (Zürich) liefert einen interessanten Beitrag zur Klärung der alten Streitfrage über den Ursprung der Reformation in Frankreich und untersucht die verschiedenen Thesen, ob die Reformation in Frankreich französischen Ursprungs oder ob sie erst durch das Eindringen der Schriften Luthers hervorgerufen worden sei. Er lehnt Jacques Lefèvres d'Etaples (Faber Stapulensis) als Begründer der Reformation, aber auch als Protestant ab. Er hatte sich zwar innerlich vom traditionellen Christentum gelöst, äußerlich aber die Konsequenzen, den Bruch mit der Kirche, nicht vollzogen. Das Durchbrechen der noch hemmenden Kruste sei Luther zu verdanken. — *Victor van Berchem* (Genf) behandelt eine Episode der Genfer Reformation, indem er uns une prédication dans un jardin durch den Maître Garin Muète im Jahre 1533 und die Untersuchung durch den bischöflichen Fiskal recht anschaulich vor Augen führt. Dieser lutherische Strumpfwirker aus der Dauphiné oder Provence war der erste reformatorische Prediger in Genf. — *Charles Gilliard* (Lausanne) trägt zur Geschichte der Eroberung der Waadt durch die Berner im Jahre 1536 aus archivalischen Quellen neues Material herbei, indem er die Brandschatzungssummen der einzelnen Gemeinden veröffentlicht. — *Paul E. Martin* (Genf) würdigt die « Annales Genevoises » (1625-63) des Abraham du Pan nach Form und Inhalt. — *Friedrich Pieth* (Chur) berichtet über das Separatbündnis der III Bünde mit Zürich im Jahre 1707, das verkehrspolitisch wichtig war und während des zweiten Villmergerkrieges (1712) praktische Bedeutung erlangte. Recht reizvoll sind die Berichte

J. Fr. Reiffensteins, eines Freundes Winkelmanns und der Angelica Kauffmann, die *Karl Obser* (Karlsruhe) zu einem interessanten Aufsatz über schweizerische Kunstsammlungen um 1760 verarbeitet hat. Er spürte in den schweizerischen Städten im Auftrage der Markgräfin Karoline Luise von Baden-Durlach Kunstsammlungen auf und suchte Käufe zu vermitteln ; in Basel, wo er verschiedene Privatsammlungen fand, während es in Schaffhausen keine Freunde und Förderer der Kunst- und Gemäldesammlungen gab. Auch in Zürich traf er merkwürdigerweise « keine Liebhaber der Malerei ». In Schwyz besuchte er den großen Medailleur Joh. Karl Hedlinger (1691-1771). — Unveröffentlichte Briefe des Staatskanzlers Fürsten von Metternich an den Minister des Äußern Graf Karl Ferdinand von Buol-Schauenstein aus den Jahren 1852-53, mitgeteilt von *Carl J. Burckhardt* (Genf) befassen sich mit der Anerkennung des zweiten Kaiserreichs in Frankreich. Metternich, als alter Gegner des Napoleonismus, erachtete Napoleon III. als einen Rückfall. Aber die Monarchie war ihm doch noch willkommener als eine Volksherrschaft. *Max Silberschmidt* (Zürich) bespricht die heutigen Tendenzen der amerikanischen Wirtschaft und *Ludwig Bittner* (Wien) die Frage des Eigentums des Staates an seinen Archivalien nach dem österreichischen allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuch. — *Anton Largiadèr*, der Nachfolger von Nabholz als Staatsarchivar und Redaktor der Festschrift, gibt einen kurzen Abriß über das abt-st. gallische Archiv in Zürich, das im Jahre 1712 als Kriegsbeute nach Zürich kam und 1931 an das Stiftsarchiv in St. Gallen zurückgegeben wurde. Im Anschluß daran behandelt er eine andere Restitution von Archivalien, ebenfalls Kriegsbeute aus jenem Jahre, Urkunden aus dem Kloster Wurmsbach, die aber schon 1781 zurückerstattet wurden. — Der schöne Band ist mit einem guten Lichtbild des Jubilars geschmückt. Die sonst übliche Bibliographie des Gelehrten fehlt leider.

Frauenfeld. *Karl Schönenberger.*

J. Schweizer. Aus der Geschichte der Basler Kartaus. Basler Neujahrsblatt Bd. 113. Basel, Helbling u. Lichtenhahn. 1935. 56 S. 4°. 3 fr.

La Chartreuse de St-Margaretental, fondée dans le Petit-Bâle, en 1401, ne doit son existence ni à un seigneur, ni à un prince de l'Eglise, mais à un riche bourgeois, Jacques Zibol. Il voulait réagir contre la décadence qui se manifestait dans les maisons religieuses et songea, dans ce but, à l'Ordre de saint Bruno, qui se flatte, à juste titre, d'avoir presque complètement échappé à ce fléchissement. Zibol acheta pour sa fondation une agglomération de vieux bâtiments que le Conseil se proposait de vendre. Le Prieur de Strasbourg, Winand, consulté sur le choix de l'emplacement, donna son approbation, et devint, en 1408, le premier Prieur de la nouvelle Chartreuse. A proximité du couvent, une chapelle dédiée à sainte Marguerite allait être démolie, parce que sa présence empêchait de défendre les remparts ; c'est ce qui suggéra à l'Evêque de Constance, de la juridiction duquel dépendait le Petit-Bâle, de choisir cette sainte comme

patronne de la nouvelle maison religieuse, qui s'appela dès lors la Chartreuse de St-Margaretental.

Des difficultés éclatèrent avec le Chapitre de la cathédrale, auquel était incorporée la paroisse du Petit-Bâle, parce que les ressources de celle-ci diminuaient depuis que les faveurs de la population allaient à la Chartreuse. Les moines s'étaient contentés, au début, d'une installation provisoire. En 1408, ils commencèrent à construire le couvent. L'église fut consacrée en 1416. Zibol ne cessait de s'intéresser à sa fondation. Il mourut ruiné (1414), mais sa famille continua à venir en aide aux Chartreux. L'avenir du couvent parut, malgré tout, un moment compromis. Fort heureusement, il bénéficia du Concile de Bâle, qui fit s'intéresser à la Chartreuse un certain nombre d'ecclésiastiques en vue, ce qui la mit, plus tard, en relation avec des libraires de Bâle. Cela valut au couvent quelques recrues de marque et contribua à rehausser son niveau intellectuel. L'Humanisme y exerça son emprise, plutôt extérieure et superficielle sans doute, mais réelle tout de même. Certains Chartreux de Bâle ne cachèrent même pas, tout au début, leur intérêt pour les thèses que commençait à répandre Luther, mais, comme d'autres, ils se ressaisirent lorsque les Réformateurs affichèrent nettement le mouvement séparatiste qui reste attaché à leur nom. Au lieu que, au couvent bâlois des Franciscains, le gardien lui-même, Pellikan, passa du côté protestant, il n'y eut, à la Chartreuse, que cinq apostasies : deux Pères et trois Frères. Le Gouvernement ne se fit cependant pas faute d'exercer une pression sur les religieux : s'ils furent autorisés à observer la loi de l'abstinence, ils durent, par contre, déposer leur costume et subir les sermons d'un prédicant. En 1525, on leur interdit d'accepter des novices, mesure qui devait amener la disparition du couvent par extinction. En 1532, le Gouvernement, devenu maintenant officiellement protestant, autorisa les moines — il y avait encore huit Pères et trois convers — à porter, chez eux, l'habit et à célébrer la messe, mais secrètement. En 1557, l'administration du couvent passa aux mains d'un laïque. En 1564, mourut le dernier religieux et enfin, un siècle plus tard, en 1669, l'ancienne Chartreuse fut transformée en orphelinat.

Accompagné d'illustrations et présenté sur un beau papier glacé, le travail de M. J. Schweizer se lit agréablement. L'auteur a su, tout en initiant suffisamment ses lecteurs à la vie cartusienne, brosser un tableau très suggestif de la Chartreuse de Bâle et de sa courte existence, sans se perdre dans des détails, mais sans omettre non plus des traits, même minimes, qui pouvaient contribuer à caractériser le couvent du Val Sainte-Marguerite. Surtout, et c'est cette qualité que nous tenons principalement à faire ressortir, non seulement cet exposé n'est pas déparé par des erreurs d'interprétation, doublement possibles lorsqu'il s'agit d'institutions catholiques et monastiques [1], mais, de plus, son récit est

[1] Nous ne ferons qu'une exception, pour cette phrase de la p. 5 : « Nur selten ... wird (für den Kartäuser) diese Weltabgeschiedenheit gemildert durch ein Zusammensein mit seinen Mitbrüdern, die er im Tage dreimal bei der Messe zu sehen bekommt. »

d'une rigoureuse impartialité ; mieux que cela : à plus d'une reprise, l'attitude de ces moines, demeurés fidèles à leur tradition religieuse et réfractaires à la Réforme, est appréciée en termes nettement bienveillants.

L. Waeber.

---

† Stadtarchivar Dr. T. Schieß (1864-1935).

Selten hat die schweizerische Geschichtsforschung so herbe Verluste erlitten, wie seit einem Jahr. Die Namen Durr, Durrer und Schieß bezeugen es. Sie gehörten zu unsern Besten, in ihrem Schaffen wie in ihrer menschlichen Erscheinung.

Unter den schweizerischen Forschern zählte Schieß zu den selbstlosesten Männern. An entsagungsvoller Pflichterfüllung und restloser Hingabe an die ihm gestellten Aufgaben kam ihm kaum einer gleich. Mit welchem Opfergeist arbeitete er bis zuletzt am « Quellenwerk zur Entstehung der Eidgenossenschaft » ! Er gab sich keinen Täuschungen hin. Er wußte sehr gut, daß der Samen seiner mühevollen Arbeit oft steinigen Boden fand. Er sah, daß gerade sein « Quellenwerk » keineswegs jene ungeteilte Unterstützung fand, die es in vielen Kreisen hätte finden müssen. Schieß beklagte sich z. B. darüber, daß für das Quellenwerk, das ihm so sehr am Herzen lag, nur schwer Rezensenten für unsere Zeitschriften zu finden waren. Er erlebte schmerzliche Enttäuschungen bei manchen Archivaren. Auch dem Bescheidenen schnitt das oft ins Herz. Schied das Persönliche aus, so sah er umso schärfer die Sache. Trotzdem ist Schieß nie wankend geworden. Er blieb seiner Aufgabe jederzeit treu, weil er immer wieder die Kraft im Glauben an die Wissenschaft fand. Diesen Glauben besaß er in sehr hohem Maß, doch niemals im Sinn der Ausschließlichkeit. Seine Bescheidenheit entquoll geradezu dem Wissen um menschliche Begrenztheit. Eines kannte in ihm freilich keine Grenzen : die Liebe zur Wahrheit. In diesem Mann, der aus der strengen Zucht der philologischen Schule hervorgegangen war, hat stets ein tiefer Drang nach Wahrheit gelebt. Schieß hat die Wahrheit nie bewußt mißachtet. Er wäre kaum fähig gewesen, selbst nur der kleinsten Versuchung zu unterliegen. Gewiß arbeitete Schieß, wie jeder von uns, aus seinen Voraussetzungen heraus, und es sind ihm hieraus, wie uns allen, Schranken gesetzt gewesen. Aber niemals hat er gegen bessere Einsicht gesprochen oder geschrieben. Er hat seine Überzeugung auch dann nicht verhehlt, wenn es schmerzlich sein mußte, die erkannte Wahrheit zu verkünden. Es gab daher wenige Historiker, die so rückhaltlos Glauben fanden und verdienten wie er. Er war ganz unbestechlichen Sinnes.

Die ganze Lebensarbeit des Verstorbenen zeugte für seine wissenschaftliche Gesinnung. Alles, was Schieß geschrieben hat, war gewissenhaft. Er war darin unwandelbar gewesen. Die Exaktheit seiner Methode war allgemein anerkannt. Er war Feind der Phrase und der wissenschaftlichen Zwängerei, weil er zu deutlich sah, daß beides zu unwahren Konstruktionen führte, die, anfänglich geglaubt, bald erschüttert wurden und damit das

Vertrauen in die Wissenschaft zerstörten. Schieß ist zudem nie der Schablone verfallen. Er, der streng Kritische, wandte sich ganz ab von den Irrwegen der historischen Kritik. In den letzten Jahren war dies immer augenfälliger. Er hätte manche neuen Pfade beschritten, wäre er nicht durch eine für sein Alter allzugroße Belastung gehindert gewesen, lebhaft empfundene Wünsche in die Tat umzusetzen. Wir müssen es vor allem bedauern, daß es ihm versagt geblieben ist, die urkundliche Geschichte mancher Schweizer Klöster, so beispielsweise Engelbergs, mit der ihm eigenen Sorgfalt zu untersuchen. Er hatte diese Absicht wiederholt ausgesprochen.

Es ist bekannt, daß das erste Arbeitsgebiet des Verstorbenen die Quellenedition war. Hier war er unter den schweizerischen Historikern der Meister schlechthin. Sein Schaffen erfaßte vor allem die Urkunden und Briefsammlungen. Wir erinnern nur kurz an das Urkundenbuch der Abtei St. Gallen, an welchem er in den letzten Jahren den größten Anteil nahm, an das Urkundenbuch von Appenzell, seinem Heimatkanton, und endlich an das Quellenwerk zur Entstehung der Eidgenossenschaft. Gab er sich diesen Arbeiten auch mit aufrichtiger Freude hin, nicht allein getrieben von einem tiefen Pflichtbewußtsein, so gehörte doch seine eigentliche Liebe den Briefen. Den Grund hiefür empfand er sehr wohl. Ihn nahm das Menschliche tief gefangen, was für Schieß selbst bezeichnend war. Seine ganze Liebe galt den Menschen des XVI. Jahrhunderts, der Reformation, der er sich aufrichtig verpflichtet fühlte. Wir dürfen das sagen und doch zu gleicher Zeit auch unsererseits betonen, daß er darin wieder die Wahrheit in ihrem ganzen Umfang gesucht hat. Schieß hatte einst seine Jugend im katholischen München verlebt. Er berief sich gerne darauf. Ihm lag nicht bloß jedes unsachliche Polemisieren fern, sondern — was wir wiederholen — auch das bewußte Verschweigen unliebsamer Tatsachen. Er hat sicherlich keine historische Unterlassungssünde begangen. Auch uns dürfen seine Biographien in den Einleitungen zur Korrespondenz Bullingers mit den Graubündnern als Muster sachlicher und doch von persönlicher Wärme erfüllter Monographien gelten. Seine Übersicht über die bündnerische Reformationsgeschichte — die einzige zusammenfassende Reformationsgeschichte aus seiner Feder, die wir kennen — ist trotz ihrer Kürze durch neuere protestantische Darstellungen nicht erreicht, geschweige denn überholt worden, am wenigsten in ihrer gerechten Haltung.

Wer den Menschen Schieß kannte, verstand die Art seines Werkes; denn auch bei ihm war beides Einheit. Schieß war schlicht in seiner ganzen Erscheinung und auch nur leises Prunken lag ihm völlig fern. Für wissenschaftlichen Dünkel besaß er das ursprüngliche sarkastische Lächeln des Appenzellers. Fand er sich in Gesellschaft, so suchte er eher Anschluß an die Kleinen, die Unbekannten, denn an andere, deren Namen etwas bedeuten mochten. Er freute sich, wenn er sich zwanglos aussprechen konnte. Und wie lehrreich war seine Rede für einen Jungen. Man lernte an ihm das Wahrsein auch « Imsichgeben ». Nie hat er einen Menschen zum Vornherein « abgestempelt ». Er selbst hat auch nie gehandelt wie jene, die die sogen. Grundsätze von der Voraussetzungslosigkeit, der Wahrheit

und Gerechtigkeit der Wissenschaft nicht stolz genug verkünden konnten und diese dabei flagrant genug verletzten. In dieser Hinsicht ist Schieß ebenso wenig der Schablone verfallen, sondern durchaus unabhängig im guten Sinn dieses oft mißbrauchten Wortes geblieben.

Bescheiden sein hieß bei Schieß nicht sich zurückziehen. Er tat weit mehr wie seine Pflicht. Er fand auch Zeit für andere. Er bewies, gemessen an seiner Arbeitslast, eine geradezu rühmenswerte und seltene Hilfsbereitschaft. Es kam sogar vor, daß er sich selbst zur Durchsicht und Korrektur eines Manuskriptes anerbot, ohne dem andern irgendwie zu Dank verpflichtet zu sein. Das alles wäre kaum möglich gewesen, wäre Schieß nicht ein Mann von tiefem und echtem Gemüt gewesen. Er war selbst als Siebzigjähriger niemals ein Verknöcherter. Wie konnte er sich freuen in Gottes freier Natur ! Es war ihm besonders lieb, daß ihm manche Forschungsreisen in den letzten Jahren die Gelegenheit zu stillen Wanderungen gaben, wo er sich ganz der Betrachtung der Natur hingeben konnte. Daß er scharf sah, bewiesen die Erinnerungen und Erfahrungen, die er mitbrachte. Wenn er auch hier zuweilen in Bitterkeit von Leuten sprach, die Mangel an Verständnis für seine Aufgaben gezeigt hatten, so erinnerte er sich in umso herzlicher Dankbarkeit an jene, die ihm hilfsbereit entgegengekommen waren. Dieser Dank galt ungeschmälert auch dem bescheidenen Nonnenklösterlein.

Eine Unsumme von hervorragender Arbeit hat dieser Mann geleistet, in reinster Hingabe an sein Werk. Uns bleibt Schieß nicht allein aus diesem Grunde unvergeßlich. An ihm war für uns stets das Ermutigende : der tiefe Glaube an die Wissenschaft und das sich Bewahrenkönnen vor ihren üblen Einseitigkeiten. Sein Werk und sein Leben lehrten, daß es möglich ist, persönliche Überzeugung mit dem Dienst an Wahrheit und Gerechtigkeit zu vereinen, eine erste Voraussetzung hiefür allerdings die Absage an jede Überheblichkeit bleibt. Wir achteten und liebten diesen Mann und werden ihm die Treue über das Grab hinaus bewahren.

O. Vasella.

Fribourg (Suisse). — Imprimerie Saint-Paul.

P. Marian Herzog, Pfarrer zu Einsiedeln, und sein Anteil an den Franzosenkämpfen in Schwyz 1798.

Nach schwyzerischen Quellen dargestellt.

Von P. Norbert FLUELER, Stiftsarchivar, Einsiedeln.

(Schluss.)

IV. Die kriegerischen Vorgänge.

1. Die verabredete Kapitulation.

Der Kriegsmut und die Kriegswut der Schwyzer fand wenig Teilnahme in eidgenössischen Landen, besonders die äußern größern Kantone zeigten keine Lust zu kräftiger Gegenwehr gegen die französischen Bestrebungen.[1] Wenn aber einmal diese Schutzmauer, diese äußern Kantone gefallen sind oder kapituliert haben, dann sind die kleinern, innern, demokratischen Stände rettungslos verloren. Warum also, so sagten sich die patriotisch Gesinnten, ein großes unnützes Blutvergießen? Lassen wir die Schwyzer zur Stillung ihres Mutes und ihrer Wut einen Paradeaufzug, einen Scheinkampf aufführen, sorgen wir für die Erhaltung des Vaterlandes, für eine rettende Kapitulation. Ist's auch nicht heldenhaft, so ist es doch klug, schont Gut und Blut!

Landammann Karl Reding, aus der Arthner Linie dieses Geschlechtes, vielleicht der eifrigste Patriot – so nannte man die Anhänger der neuen französischen Richtung, während die Altgesinnten Vaterlandsfreunde hießen — wurde, mit dem Ehrenamte eines Repräsentanten bekleidet, nach Bern gesandt. Hier befreundete er sich mit Beat Steinauer, gebürtig von Einsiedeln[2], der als ein eifriger Anhänger

[1] Vgl. dazu *Öchsli*, l. c., p. 161 f., 166.

[2] Es wäre interessant, einmal den Lebenslauf dieses Glücksritters und seine Tätigkeit in der Zeit der Helvetik zu beschreiben.

der französischen Ideen schon seit Jahren in Bern intime Beziehungen zu französischen und französisch-gesinnten Persönlichkeiten unterhielt.

In einem Briefe vom 6. April 1798 schreibt Reding, von Schwyz aus, an Steinauer: «Seine (des Schwyzervolkes) freilich verzeihliche, so natürliche Anhänglichkeit an seine alte Verfassung und seine Eifersucht auf seine bisherige Obergewalt, versetzt es in eine Stimmung, die selbiges jetzt in dem ersten Augenblick der bittersten Empfindungen zu Schritten und Entschlüssen führen würde, derer nur die äußerste Verzweiflung fähig ist, und bei der für einmal jede Vorstellung vergeblich, jede Belehrung fruchtlos sein würde; wer es nun wagen wollte, vernünftiges, gelassenes Fügen in die Allgewalt des Verhängnisses und der Umstände, als das einzige Rettungsmittel anzuraten, würde ein Gegenstand des Mißtrauens und vielleicht ein Opfer der Volkswut werden — ich ohnehin wegen meinen bekannten mäßigen Grundsätzen den bunten Knechten des Fanatismus verhaßt und verdächtig, würde bei einem entscheidenden Augenblick vermutlich als das erste Brandopfer unter der Mörderkeule fallen. ... Ich beschwöre Sie aber, nicht merken zu lassen, weder daß Sie mir, noch daß ich Ihnen geschrieben habe. Ich für mich sehe einen einzigen Rettungsweg vor — diesen nämlich: daß Frankreich mit philosophischer Duldung diesen guten, in seinen Begriffen allzu beschränkten Bergvölkern Zeit gönne, sich mit der neuen Ordnung der Dinge vertraut zu machen, vor der sie jetzt im Moment der ersten Überraschung wie vor einem Gespenste zurückbeben. Wer kennt nicht die Wunder der Zeit und Umstände, die bei einem wankelmütigen Volke zu wirken vermögen; so könnte, ohne die Erde mit Menschenblut zu düngen, das große Ziel erreicht und die Ehre der Franken gerettet werden. ... Lassen Sie aber, ich beschwöre Sie, ja nichts verlauten, daß ich auch nur diese Meinung gewagt hätte, selbst ein vorgeschlagenes Rettungsmittel wäre hinlänglich, der Volkswut zum Vorwand zu dienen; im Stillen aber wirken Sie zu diesem oder andern Rettungszwecken so viel Sie können». [1]

Die Herren von Schwyz hatten also, wie man sieht, nicht den Mut, offen und entschieden mit ihren Ansichten vor das Volk zu treten. Beat Steinauer in Bern versuchte bei hohen französischen Offizieren Verbindungen anzuknüpfen. General Schauenburg, dem natürlich ein unblutiger Erfolg lieber gewesen wäre, als ein Kampf mit einem verzweifelnden Volke, war bereit zu einer ihm günstigen Kapitulation.

[1] *Steinauer*, Wahrheitsgetreue Relation, p. 6-8.

Lecarlier rüstete Steinauer mit Vollmachten aus, mit dem Kanton Schwyz in Friedensverhandlungen einzutreten, was dieser sofort dem Landammann Karl Reding mitteilte. Steinauer selbst reiste am 22. April aus dem Hauptquartier ab und erreichte am 25. Wädenswil. [1] P. Marian Herzog schreibt [2]: « Den 27. April kam in Bäch der verfängliche Spion des französischen Räubers Lecarlier, Beat Steinauer, an. Sogleich wurde er zu Paravicini geführt, der ihn sehr höflich empfing und ihm als Freund begegnete. Denn er war schon den 25. April in Schwyz und Einsiedeln erwartet. ... Paravicini, voll der feineren Kenntnis, ließ den Steinauer als einen Bevollmächtigten der Franzosen nach Einsiedeln begleiten ». Da aber erging es ihm nicht gut. Bei seiner Ankunft wurde er — wohl infolge der Landsgemeindebeschlüsse — gefangen gesetzt und scharf bewacht. Er hatte erwartet, daß bei seiner Ankunft in Einsiedeln Abgeordnete der Kriegskommission anwesend seien, mit denen er verhandeln könnte, und diese waren ausgeblieben. Wirklich hatte die Kriegskommission, d. h. die leitenden Herren des Kriegsrates, die sich in Arth aufhielten, schon am 26. April Kunde, daß er Friedensbedingungen vorlegen könne, und schickten daher einen (im betreffenden Briefe nicht mit Namen genannten) Herrn von Schwyz mit dem Kriegsrat Franz Dominik Schnüriger nach Einsiedeln, die Steinauerischen Vorschläge anzuhören. In der Instruktion für diese Herren schreibt die Kriegskommission vor: « Wenn aber bei einer von dem Gotteshause Einsiedeln zu bezahlenden Kontribution unser Stand (Schwyz) in seiner Verfassung und vor feindlichen Angriffen gesichert würde, so würden die Titl. Herren einen solchen Vertrag mit dem Gotteshause nicht behindern, wohl aber das Angehörte für unsern Stand und so weit es selben betreffen möchte, ad referendum hinterbringen ». [3]

Am 28. April kam der Sohn des Obersten Paravicini von Glarus zu Steinauer, mit ihm auch alt Landammann Meinrad Schuler und Klosterkanzler Karl Dominik Jütz, ebenfalls alt Landammann, und begehrten, daß ihnen die vorgeschlagenen Friedensartikel schriftlich vorgelegt würden. Steinauer schrieb sie hierauf nieder:

1. Die französische Regierung läßt den Kanton Schwyz bei seiner jetzigen Verfassung verbleiben, bis und so lang selbiger von selbsten

[1] Relatio, p. 9-10.
[2] Geschichte der Religion, p. 463.
[3] Kantonsarchiv Schwyz, Fasz. 207.

einsehen wird, daß die von den andern Kantonen angenommene Regierungsform demselben ersprießlicher sein wird.

2. Verspricht die französische Republik, daß keine von ihren Truppen in den Kanton Schwyz einrücken werden.

3. Soll von dem Kloster Einsiedeln und den übrigen in dem Kanton Schwyz liegenden Klöstern, monatlich ein Jahr lang fünfmalhunderttausend Franken zu handen der französischen Regierung erlegt werden, davon die erste Zahlung im Laufe des künftigen Monats Mai geschehen soll.

4. Sollen alle übrigen Einwohner des Kantons Schwyz von aller Kontribution gänzlich befreit sein.

5. Solle das Kloster Einsiedeln allen seinen weltlichen Rechten, was Namen dieselben haben mögen, und welche selbes in dem Kanton Schwyz und allen dazu gehörigen Ländern besitzt, ohne Anstand entsagen.

6. Hingegen werden dem Kloster Einsiedeln alle seine eigentümlichen Besitzungen, unter dem Schutze der Regierung des Kantons Schwyz, feierlichst zugesichert.

7. Solle die katholische Religion in dem Kanton Schwyz unabgeändert verbleiben.

Gegeben in Einsiedeln, den 28. April 1798. [1]

P. Marian Herzog schreibt zu diesem Kapitulationsentwurf: « Dieser Bevollmächtigte setzte dem Kanton Schwyz eine Kapitulation auf, welche die Raubbegierde Lecarliers begünstigte und dem Kanton seine Religion und Verfassung so lang sicherte, bis man ihn überzeugt hätte, es wäre für ihn besser, die helvetische Konstitution anzunehmen. Das geschah den 28. April, an welchem der unbedeutende französische Großsprecher dieses einfältige Geschmier einer Kapitulation verfaßte ». [2]

Die Forderung von 6 Millionen Franken innert Jahresfrist vom Kloster Einsiedeln, denn die andern Klöster kamen damals ja nicht in Betracht, muß sogar Beat Steinauer ungeheuerlich vorgekommen sein, er suchte sie in seiner « Wahrheitsgetreuen Relation » durch eine geradezu wahnwitzige Schilderung der Reichtümer der Abtei zu rechtfertigen. Als Muster seiner « Wahrheitsgetreuen » Relation und Geschichtsschreibung mag sie hier zur Unterhaltung des Lesers abgedruckt werden.

« Wer den außerordentlichen Reichtum dieses Klosters nicht

[1] *Steinauer*, Relation.
[2] *Herzog*, Geschichte der Religion, p. 464.

gekannt, dem muß diese Kriegssteuer als übertrieben vorkommen; allein betrachtet man, daß dieses Kloster schon bei tausend Jahren existiert, ohne in dieser Zeit jemals einen feindlichen Soldaten gesehen zu haben (?); betrachtet man, daß eben dieses Kloster von Kaisern, Königen, Herzogen, Grafen und Leuten aus allen Ständen, welche Reichtum besaßen, seit dieser Zeit immerfort beschenkt worden; betrachtet man, daß dieses Kloster schon seit Jahrhunderten wenigstens eine Million jährlicher Einkünfte besaß; bedenkt man, daß zu dem wunderwirkenden Marienbild, welches dieses Kloster in seinen Mauern und die Wirkung der Mirakeln zu seiner Disposition hatte, das halbe katholische Europa seit vielen Jahrhunderten wallfahrtete; betrachtet man endlich, daß dieses Kloster mit Wein, Frucht, Käsen, Vieh, Pferden, Holz, Wolle, Tüchern, Öl, Tabak, Paternostern, Wachs, Gebetbüchern, Malefiz-Getränken, vollkommenen Ablässen der Sünden und heiligen Messen einen ausgebreiteten und sehr profitabeln Handel trieb, und nebstdem eine eigene Druckerei, Stutterei, drei Sennereien, Wollenfabrik, Mühle, Schmiede, Schlosserei, Wachsspinnerei und Apotheke für das ganze Land in seinen Mauern und unter seiner Speise und Lohn hatte, der ungeheuren Zehenden und Bodenzinse, Totfällen, Ehrschätzen und Fertigungen in verschiedenen Kantonen, der vielen eigenen Herrschaften, Propsteien, Statthaltereien, Güter-Besitzungen, Waldungen, und der in Millionen laufenden zinstragenden Kapitalien und Obligationen nicht zu erwähnen; zudem war mir offiziell bekannt, daß einige Fäßchen von Quadrupelen, Mirlitons, Sonnenduplonen, doppelten und einfachen Louisdors, nebst einer schweren Menge ungemünzten Gold, Silber und andere Kostbarkeiten, welche diesem Kloster eigentümlich zugehörten, seit kurzem fortgeführt und in Sicherheit gebracht waren, wer dieses alles unparteiisch betrachten will, dem muß die auferlegte Kriegssteuer gar nicht übertrieben vorkommen, besonders da durch dieselbe so viel unschuldig vergossenes Blut hätte erspart und alle Drangsale des Krieges samt dessen traurigen Folgen für den Kanton vermieden werden können». [1]

So schreibt ein Wahnwitziger, und nur ein Wahnwitziger kann solcher Schreiberei Glauben schenken. —

Anderseits ist zu beachten, wie leicht und angenehm dem Schwyzerbürger die Annahme der Kapitulation gemacht wird: Man kann bei der alten Verfassung verbleiben, so lange man will; es kommt keine

[1] Relation.

militärische Besatzung ins Land ; die katholische Religion ist gewährleistet ; man zahlt keine Kontribution, das besorgt das Kloster Einsiedeln, das dazu aller seiner weltlichen Rechte verlustig geht und völlig der Willkür der Regierung ausgeliefert und unterstellt wird. Dieser Kapitulationsentwurf trägt seine innere Unwahrheit offen zur Schau. Er war nie ernst gemeint, er war nur eine Bauernfängerei, er sollte angenommen werden, um den Krieg zu vermeiden, den auch Schauenburg fürchtete und mit Recht fürchtete, denn er kostete viel französisches Blut. Wenn man billiger zu Millionen und seinen Zielen kommen kann, warum denn nicht ? Ist die Kapitulation einmal angenommen, macht man mit den Schwyzern doch, was man will, und nicht, was man ihnen versprochen.

Daß Landammann Karl Reding um die Absichten Beat Steinauers wußte, ist bereits gesagt. Marian Herzog weiß zu berichten, daß eben dieser Landammann Karl Reding die Kantone von Obwalden durch Luzern bis Zug bereist habe, wo er am 28. April, also am gleichen Tage, als Steinauer in Einsiedeln seine Kapitulationsbedingungen an den Tag gab, mit General Schauenburg über die Bedingungen einer Kapitulation unterhandelt und in die Umgrenzung des Kantons Waldstätten, sowie in die Abtrennung der Höfe und der March an den Kanton Linth und die Räumung dieser Gebiete durch die schwyzerischen Truppen eingewilligt habe. [1]

Faßbind dagegen berichtet, Landammann Karl Reding sei am 29. April Seite an Seite neben Landshauptmann Alois Reding in Luzern eingeritten, habe sich aber schon nächste Nacht unter dem Vorwand, Pulver zu requirieren, nach Uri und weiter geflüchtet. [2] Später verlegte er seinen Aufenthalt nach Aarau. Landshauptmann Alois Reding konnte somit von den geheimen Abmachungen und Vorgängen unterrichtet sein, ja ihm als obersten Befehlshaber der Schwyzer gingen sie zumeist an. Und nicht nur Reding wußte davon, sondern auch Oberst Paravicini, der mit Beat Steinauer zusammentraf, und dem diese Kapitulation am Abend des 29. April überbracht wurde, wie P. Marian Herzog bezeugt, daß er selber die Überbringer, zwei Jäger Offiziere aus Ägeri, ins Hauptquartier in Wollerau zu Paravicini geführt habe, doch damals nicht wußte, was für Depeschen sie dem Kommandanten überbrachten. [3]

[1] Geschichte der Religion, p. 462-464. — Säkularisation, p. 3.
[2] *Faßbind*, p. 57-60.
[3] *Herzog*, Geschichte der Religion, p. 465. — Säkularisation, p. 3.

Alois Reding war in einer heiklen, sehr schweren Lage. Daß er mit seinen Schwyzern der großen fränkischen Kriegsmacht unmöglich siegreich widerstehen könne, sah er als tüchtiger Offizier ein. Er erkannte die Aussichtslosigkeit des ganzen Feldzuges. Seine Aufgabe war, die Kriegsoperationen so zu leiten, daß möglichst wenige Blutopfer gebracht wurden. Er wußte, daß die Kapitulation vor der Türe stund, daß sie kommen werde, kommen mußte, und doch durfte er dem kriegsmutigen, ja kriegswütigen Volke von all dem nichts eingestehen, mußte den pflichteifrigen Kommandanten spielen, sonst war ihm der Tod ebenso sicher wie Major Bellmont und Hauptmann Schilter, von denen wir noch hören werden.

2. Das Gefecht bei Wollerau vom 30. April 1798.

Heinrich Zschokke bietet, um zuerst ihn zu Worte kommen zu lassen, folgende Schilderung [1]:

« Am stärksten geschützt waren die Seiten von Schwyz gegen den Kanton Zürich. Dort standen die Glarner unter ihrem erfahrenen Obersten Paravicini; die mutigen Bewohner der Höfe, die Hilfstruppen von Sargans, Uznach, Gaster und die aus der March; ein Bataillon von Schwyz (unter Hauptmann Schilter) und ein anderes von Einsiedeln. ... Am folgenden Morgen (30. April) griffen die Franken an, und zwar in der Gegend, wo man es am wenigsten erwartete, bei Wollerau am Zürichsee. Von beiden Seiten ward das Gefecht lebhaft. Die Franken wurden auf Richterswil zurückgeworfen: doch verstärkt erneuerten sie dort die Gegenwehr und zwangen die Eidgenossen durch eine glückliche Wendung, indem sie denselben in die Seite fielen, bis Wollerau sich zurückzuziehen. Am Nachmittag begannen die Franken das Feuer von neuem. Sie schienen auch diesmal nicht glücklicher zu sein. Sie wankten. Hauptmann Hauser von Näfels war mit einer Schar Freiwilliger schon wieder bis nahe an Richterswil vorgedrungen. Da änderte sich das Glück. Hauser sank von zwei fast tötlichen Wunden nieder, seine Schar zog sich alsbald zurück mit ihrer Fahne, welche während des Gefechtes schon zum dritten Male ledig und immer wieder durch Freiwillige emporgehoben war. Als von den Franken verfolgt, die Schar wieder gegen Wollerau kam, fand sie, statt frischer Unterstützung — Verwirrung, Mutlosigkeit

[1] *Zschokke*, Kampf, p. 305-309.

und Flucht, durch *den Obrist Paravicini veranlaßt*[1], welcher wegen empfangener Wunden sich vom Kampfplatz zurückgezogen hatte. Die Franken benutzten diesen Umstand: bei überall erschlaffnem Widerstand verdoppelten sie ihren Angriff. Die Glarner mit allen Hilfstruppen verließen das Schlachtfeld, und die Sieger besetzten noch an demselben Abend die Höfe Wollerau und Pfäffikon am Fuße des rauhen Etzels. Die Schwyzer selbst (also das Bataillon Schilter), vom Obrist Paravicini befehligt, gegen Hütten die Höhen zu decken, hatten an den Vorfällen keinen Anteil ».[2]

Ich folge nun in der Darstellung dieses Gefechtes den Aufschreibungen des Joseph Thomas Faßbind, damals Kaplan in Seewen, der uns in seinem dritten und letzten Band seiner vaterländischen Profangeschichte einen genauen Einblick in den Gang des Kampfes gibt. Er sagt von seiner Arbeit: « Der Hergang der Sache ist mir von Augenzeugen und rechtschaffenen Männern eingegeben worden zur Steuer der Wahrheit für die Nachkömmlinge.[3]

Auch Faßbind meldet die starke Besetzung der Nordgrenze des Kantons Schwyz mit mehr als 3000 Mann unter dem Kommando Paravicinis, während Alois Reding die Schwyzer befehligte und meint: « Nur die Einsiedler hatten keinen erfahrenen Offizier *und man wollte ihnen auch keinen geben. Warum?* »[4] Im innern Lande Schwyz entstund am Abend des 29. April, an eben dem Tage, da sich die Schwyzer von Luzern nach Küßnacht zurückzogen, eine wahre Panik. Der erste Lärm kam von der Schindellegi her; die Franzosen seien sehr zahlreich im Anmarsch. Es wurde in Schwyz um halb 11 Uhr nachts in den Rat geläutet und um 11 Uhr Sturm mit allen Glocken zum allgemeinen Aufbruch. ... Der Schrecken war allgemein, alles lief durcheinander voll Verwirrung durch allerlei falsche Gerüchte irregeführt. Schier alle vornehmen Leute und Dorfbewohner flüchteten sich da- und dorthin, in die Berge, Wälder, abgelegene Orte und Bauernhäuser mit ihren Kindern, Dienstboten und Habseligkeiten. Die meisten vornehmen Frauen, die ins Muotathal flüchten wollten, wurden vom Landvolk unfreundlich zurückgewiesen, denn man glaubte, man sollte getreulich miteinander aushalten. Des Land-

[1] Von uns gesperrt.

[2] Tillier und Monnard bringen auch hier ähnliche Berichte. Vgl. *Öchsli*, l. c., p. 169.

[3] *Faßbind*, p. 62.

[4] *Faßbind*, p. 59.

ammann Karl Redings Frau war in Gefahr, tot geschlagen zu werden, Landvogt Xaver Weber entrann mit Not etc. Das Bauernvolk konnte es nicht ansehen, daß einige in der gemeinsamen Not des Vaterlandes nicht auf dessen Rettung, sondern für sich bedacht waren, und das arme Volk dem Feind zur Rache überlassen wollten. [1]

An eben diesem 29. April früh, es war ein Sonntag, zogen 400 Einsiedler mit 4 Kanonen nach der Schindellegi, um den Wollerauern beizustehen. P. Marian Herzog war als Feldpater bei ihnen. [2] Die Einsiedler hatten aber keine Munition, denn alle Munition lag in Schwyz, und man gab sie nicht nach Einsiedeln, weil man den Einsiedlern nicht traute, « die von ihrem Pfarrer zu Mut und Kampfeslust angefeuert waren ». Der wahre Grund mag wohl gewesen sein, daß Einsiedeln den Franzosen durch die verabredete Kapitulation bereits als Beute und Kriegskontribution hingeworfen war. Auch in Schwyz hatten einige Bauern Patronen erhalten, die mit Sand gefüllt waren. Überhaupt kostete es Mühe, Pulver zu bekommen, in den Läden wollte man den Bauern auch um Geld keines mehr verkaufen. [3] Das geschah offenbar von Leuten, die von der kommenden Kapitulation mehr oder weniger genaue Kenntnis hatten.

Vor den Einsiedlern her zog Hauptmann Schilter mit seinen 700 Schwyzern. Oberst Paravicini zeigte aber wenig Freude über diesen Zuzug, besonders waren ihm die vier Stuck nicht willkommen, hatte er doch selber deren fünf und wußte nicht, wie er es anfangen sollte, sie müßig stehen zu lassen. Es wurde aber auch kein Schuß aus ihnen abgefeuert. [4]

Pfarrer Marian konnte es durch keine Vorstellungen dahin bringen, daß Paravicini ihm auch nur ein Lot Pulver gab. Man mußte nach Schwyz schicken, um dort Pulver abzufordern. Unterdessen wurden die Kanoniere von Paravicini wenigstens eine halbe Stunde von ihren Kanonen entfernt, und jeder Kanonier vom andern eine Viertelstunde. Das war eine traurige, verdrießliche Vorbereitung zu einem Gefecht, das man auf den Abend des 29. April liefern zu müssen glaubte. [5]

Als die Franzosen an diesem Abend eine Patrouille von den Vorposten Paravicinis erschossen, wurden auf diese Nachricht überall

[1] *Faßbind*, p. 60.
[2] *Faßbind*, p. 64, 65.
[3] *Faßbind*, p. 60, 96.
[4] *Faßbind*, p. 64.
[5] *Faßbind*, p. 64.

im Lande die Alarmfeuer angezündet und Sturm geläutet.[1] In Einsiedeln ertönte die große Glocke um halb 8 Uhr, und es kam die verfrühte Botschaft, daß die Vorposten an der Schindellegi niedergeschossen und die Franzosen über Bennau im Anzug seien.[2] An der Schindellegi entstand die schrecklichste Verwirrung, weil niemand wußte, wo die Kanoniere hingekommen, und auch die Kanoniere nicht wußten, wo ihre Geschütze sich befänden. Dieses Spiel sollte alles aus der Fassung bringen und den Mut des Volkes niederhalten. Allein das Gegenteil geschah, alles wurde aufmerksam, und das Volk geriet in Wut. — Endlich kam etwa ein Zentner Pulver von Schwyz und wurde sorgfältig untersucht, damit nicht (wie anderswo geschehen) Sand oder sonst unbrauchbare Ware geladen würde.[3]

Abends 9 Uhr brachten zwei, dem P. Marian persönlich bekannte Ägerer, es waren Jäger Offiziere, ein Schriftstück an Paravicini. Der Pfarrer von Einsiedeln begleitete sie selber ins Hauptquartier, gesteht aber, daß er erst später erfahren, jenes Schriftstück sei nichts anderes gewesen als die zwischen Landammann Karl Reding und General Schauenburg verabredete Kapitulation.[4]

Alles brannte vor Begierde zu schlagen, sowohl die 800 Glarner als auch die Schwyzer, wie alles übrige Volk. Paravicini sah die Mehrung seines Volkes nicht gern, versicherte aber die kriegslustigen Leute und auch den P. Marian, morgen, den 30. April früh, werde das Treffen beginnen. Er sandte an alt-Landammann ab Yberg, einen betagten Herrn, der in Spanien lange gedient, und der als Repräsentant des Standes Schwyz im Hauptquartier sich befand, einen schriftlichen Befehl. Kaum hatte dieser den Befehl gelesen, stieg er ganz erschrocken zu Pferd und ritt, ein Unwohlsein vorschützend, über den Etzel nach Hause. Einen zweiten Befehl erhielt Hauptmann Schilter durch Major Kümmin von Wollerau, worauf sich Schilter nach kurzer Unterredung mit Kümmin mit seinen 700 Mann über die Sihl zurückzog und auf einer Anhöhe (dem sogenannten Roßberg) lagerte, wo er nie zum Schlagen kam. Auch am 1. Mai sah Schilter von seiner Stellung aus dem Kampf bei Schindellegi untätig zu. Da ward er verwundet durch zwei Kugeln, aber nicht von den

[1] *Faßbind*, p. 64.

[2] P. *Michael Dossenbach*, Geschichte seiner Flucht, im Stiftsarchiv Einsiedeln, A. HS (17), 6.

[3] *Faßbind*, p. 65.

[4] *Herzog*, Geschichte der Religion, p. 465. — Säkularisation, p. 3.

Franzosen, und starb 8 Tage später am Rothenturm, gepflegt von P. Paul Styger. [1]

Die Einsiedler, die auch Verhaltungsmaßregeln verlangten, bekamen den Bescheid, Pfarrer Marian sei es freigestellt zu tun, was er wolle. Bald aber sandte ihm Paravicini einen Glarner Offizier nach, mit dem Auftrag, die Einsiedler Truppen bei der sogenannten Sternenschanze in einen Hinterhalt zu führen. Er tat es auch, doch von dieser Zeit an sah man diesen Offizier nicht mehr. Die Einsiedler Offiziere, mit diesem seltsamen Betragen nicht zufrieden, schickten zwei Gesandte an Paravicini, um von ihm mit allem Ernste eine schriftliche Ordonnanz zu fordern, allein erst das zweite Mal, als das Gefecht bei Bäch schon begonnen, konnten sie eine solche erhalten.

Über die Ereignisse dieser Nacht erzählt auch P. Marian Herzog: « In der Nacht, in welcher ich persönlich zu Wollerau bei Paravicini war (29./30 April), wurden alle Anstalten zum Abzug der Truppen in die Grenzen der Kantone Waldstätten, Linth und Säntis getroffen. Dem Volke, wie mir selbsten, gab Paravicini mündlich vor, morgens 30. April sei der Tag der Schlacht mit den Franzosen. Morgens um 3 Uhr wurde mit der Trommel bis an die französischen Vorposten zum Abzug (d. h. zum Rückzug) geschlagen. Aber das Volk durfte niemand dazu (d. h. zu diesem Rückzug) auffordern. Die Truppen erwarteten umsonst das Zeichen zu einem Aufbruch gegen den Feind, als unvermutet die Franzosen an der Kirche zu Wollerau einrückten. Die daselbst befindlichen Glarner setzten sich zur Gegenwehr und machten aus einer Kanone ein so gewaltiges Kartätschen-Feuer auf die in einer Hohlgaß zusammengedrängten Feinde, so daß diese eine ziemliche Niederlage erlitten und weichen mußten. » [2]

Dieses Trommelsignal zum Rückzug wird meines Wissens einzig von P. Marian erwähnt, der in jener Nacht in Wollerau persönlich zugegen war. Die Franzosen drangen unter General Fressinet von Richterswil gegen Wollerau vor. Die Einsiedler Kanonen taten ihnen unerwarteten, empfindlichen Schaden. Faßbind berichtet: « Sobald Paravicini das unbedingte (sollte wohl heißen: das von ihm nicht angeordnete und anhaltende) Kanonieren hörte, verließ er Wollerau und kam auf die Schindellegi, um zu sehen, ob es da nach den festgesetzten Bedingnissen hergehe. »[3] P. Marian[4] macht die merkwürdige

[1] *Faßbind*, p. 65, 76, 78, 103.
[2] *Herzog*, Geschichte der Religion, p. 464; *Faßbind*, p. 65.
[3] *Faßbind*, p. 66. [4] *Herzog*, Geschichte der Religion, p. 465.

Angabe: «Beim ersten Kanonenschuß ließ Paravicini seinen Wagen einspannen und floh eilends nach Glarus.» Es wird das in dieser Form wohl kaum ganz richtig sein. Übrigens war P. Marian gegen Morgen nicht mehr in Wollerau, er ritt gen Einsiedeln, um den Landsturm zu holen und auf den Kampfplatz zu führen. Da vernahm er, daß das Einsiedlerkriegsvolk von der erfolglosen Expedition auf Luzern auf dem Heimmarsche sich befinde. Er sprengte ihnen entgegen. Alle verlangten an der Seite ihrer Brüder zu fechten, und der Pfarrer mußte sie auf das Schlachtfeld führen. Dieser Zuzug brachte die Franzosen wieder für einmal zum Weichen. Doch auch sie erhielten Zuzug und drängten noch einmal gegen Wollerau vor. Jetzt endlich ritt P. Marian um den Landsturm nach Einsiedeln.

Bei diesem Aufenthalt in Einsiedeln schrieb er offenbar jenen hitzigen Brief, den das Kantonsarchiv Schwyz aufbewahrt. Nach all den erzählten Vorgängen können wir die Worte des erregten Pfarrherrn vollauf würdigen. Er schreibt an den Kommandanten der schwyzerischen Truppen, also an Alois Reding:

«Obschon wir elend verlassen worden, sind wir doch entschlossen mit dem ganzen Landsturm wieder zu ziehen. Aber da wir weder Blei noch Pulver haben, so wollen wir hieher für unsern Landsturm Blei und Pulver haben. Ich bin

Einsiedeln, den 30. April 1798.

P. Marian, Pfarrer.

«Besetzen Sie doch die Posten, schicken Sie einen Vertrauten wegen dem Landsturm. Hier kommt der Munitionswagen. Pulver, Blei und Munition für unsere Stuck. Aber nur keinen Verräter oder Tod!»[1]

Wahrhaftig es ist dem eifrigen Manne zu glauben, daß er keinen Verräter wollte, er hatte ja Paravicinis Führung genugsam kennen gelernt.

Während P. Marians Abwesenheit in Einsiedeln hatte Hauptmann Huser von Näfels mit einer Schar Freiwilliger die Franzosen wieder gegen Richterswil vertrieben – es war bereits Nachmittag — wurde aber schwer verwundet und brach zusammen. Seine Mannschaft zog sich mit der Fahne nach Wollerau zurück. Die Franzosen benützten die erschlaffte Gegenwehr und wiederholten ihren Angriff mit doppelter

[1] *Strickler*, Aktensammlung, I, 810.

Kraft. Paravicini an der Hand — also leicht — verwundet, begab sich ins Schloß Pfäffikon, ließ sich dort verpflegen, befahl den Rückzug und machte sich mit den Glarnern und den Hilfstruppen von Uznach, von Gaster und von Sargans in eiliger Flucht nach Hause.

P. Marian kam mit dem Einsiedler Landsturm bis an die Brücke zu Schindellegi. Da begegneten ihm verwundete Einsiedler und Fuhrleute, die zwei Kanonen, die dort stunden, zurückführen sollten. Da er nicht wußte, daß sich beide streitenden Teile bereits vom Schlachtfeld verzogen hatten, veranlaßte er sie, wieder mit ihm zu kommen, allein es war zu spät. Es waren weder Offiziere noch Gemeine mehr, wo vordem das Kommando gewesen, anzutreffen; nur die Freifahne von Einsiedeln flatterte noch unter einer kleinen Bedeckung auf dem Schlachtfeld, die um 3 Uhr nachmittags nach dem Hauptquartier zurückgetragen wurde. Da blieben die Einsiedler einige Stunden ohne zu wissen, woran sie wären oder was sie tun sollten; endlich entschlossen sie sich heimzukehren. [1]

Aus der ganzen Erzählung geht hervor, daß P. Marian Herzog nicht den Kommandanten gespielt, wie Zschokke behauptet, sondern daß er als Feldpater ausgezogen mit seinen Einsiedlern, daß er half, wo er immer konnte, die Einsiedler herbeiholte, die von Luzern kamen, den Landsturm auf den Kampfplatz führte, und endlich als alles verloren, seine Einsiedler wieder heimführte. — Die Franzosen aber besetzten die ganze unverteidigte Gegend, die Höfe und die March. Der Etzel jedoch blieb die ganze nächste Nacht unbesetzt.

Auffällig ist, wie beschönigend und parteiisch Heinrich Zschokke den Obersten Paravicini im Gegensatz zu P. Marian Herzog behandelt. Von Paravicini schrieb er: «Als von den Franken verfolgt, die Schar Husers wieder gen Wollerau kam, fand sie, statt frischer Unterstützung — Verwirrung, Mutlosigkeit und Flucht, *durch Oberst Paravicini veranlaßt*, welcher wegen empfangenen Wunden sich vom Kampfplatz zurückgezogen hatte». [2] Hier kein Wort des Tadels, kein Vorwurf von Feigheit oder Verrat — und gegenüber P. Marian Herzog der obenerwähnte — Wutausbruch! [3]

[1] *Faßbind*, p. 66.

[2] *Zschokke*, Kampf, p. 309.

[3] Hier sei noch bemerkt, daß Tillier die Wunde Paravicinis unbedeutend nennt, die von vielen gänzlich geleugnet wurde. Monnard aber sagt, Paravicini sei schwer verwundet gewesen, fügt jedoch in seiner Fußnote bei: «Andere behaupten, die Wunde sei leicht oder erdichtet gewesen.»

Über Paravicini und seine Handlungsweise liegen verschiedene Urteile vor. P. Marian schreibt : « Das Volk von Schwyz stand noch mutvoll unter den Waffen bei Wollerau, Schindellegi, Rothenturm und Arth. In was für einer Lage das gute Volk sich befand, sind uns die Ereignisse auf dem Posten Wollerau Beweis, Ereignisse, bei welchen ich persönlich ein staunender Augenzeuge war. Dieser wichtige Grenzposten war einem Glarner, dem Obersten Paravicini, einem Manne anvertraut, der ganz geeignet und bedacht war, die Wünsche des helvetischen Direktoriums zu erfüllen und den Plänen der Franzosen nicht entgegen zu sein ». [1]

Stuckhauptmann Werner von Hettlingen schreibt : « Seit dieser Zeit hatte Paravicini, Vater und Sohn, das Zutrauen gänzlich verloren, selbst seine Mitlandleute von Glarus waren dessen unzufrieden, und viele hielten ihn für einen Verräter ». [2] Und Faßbind sagt : « Paravicini wurde unsichtbar, denn seine eigenen Landsleute rupften ihm seine Treulosigkeit vor ». [3]

3. Der 1. Mai.

Faßbind erzählt : Pfarrer Marian war am 30. April gegen Abend mit seinen Leuten auf der Rückkehr nach Einsiedeln. Er war völlig mutlos. Auf dem Weg sahen sie ungefähr 800 Mann von Schwyz gegen die Schindellegi vorrücken. Der Sohn des Oberst Paravicini, Emil mit Namen, den ein gewisser Skribent den philosophischen Merkur nennt, suchte sowohl den P. Marian, als auch die Einsiedler zur Rückkehr auf die Schindellegi zu bereden. Der Pfarrherr, fest entschlossen, der Sache sich nichts mehr anzunehmen, ritt seinen Weg weiter, Einsiedeln zu, und die Einsiedler wollten ihren Pfarrer nicht verlassen und folgten ihm. Es war schon spät, als sie daheim eintrafen, glücklich zwar und gesund, aber schon verkapituliert ; sie hatten noch 25 Patronen für die Stuck und 2600 für die kleinen Gewehre übrig.

Man lag die ganze Nacht dem P. Marian an, er möchte noch einmal mit dem Kriegsvolk ausziehen. Er aber stellte die Unmöglichkeit vor, ohne Anführer und Munition zu kriegen. Er besaß das Zutrauen des Volkes von Einsiedeln, und obschon es dort mehrere Jakobiner, Illuminaten und des Packes hatte, so wollte doch die

[1] *Herzog*, Geschichte der Religion, p. 463.
[2] *Hettlingen*, p. 53.
[3] *Faßbind*, p. 62.

Gesamtheit des Volkes, eben darum, weil es die Verschworenen kannte, ohne ihn nichts tun und mit den Waffen nichts unternehmen. [1]

In dieser Lage der Dinge gab es morgens um 7 Uhr in Einsiedeln ein verwirrendes Zeichen des Sturms ; und ein wildes Geschrei ertönte auf den Gassen, man solle schleunigst auf den Etzel ziehen. Das Volk wollte noch einmal für die Verteidigung seines teuern Vaterlandes sich opfern ; der Pfarrer wurde ernstlich aufgefordert mitzuziehen. In einer Stunde brachte er ungefähr 800 Mann zusammen, und man zog eilends auf den Etzel, der die ganze Nacht, obwohl die Franzosen im Besitze der Höfe und March waren, unbesetzt geblieben. Auf dem Wege wurden zwei Unteroffiziere zum Herrn Landshauptmann an die Schindellegi geschickt, ihm den Auszug auf den Etzel anzuzeigen, ihn um Verhaltungsmaßregeln zu ersuchen und um die so nötige Kriegsmunition zu bitten. Bei der Teufelsbrugg begegneten den Einsiedlern 100 bewaffnete Höfner mit einer Fahne, die nach Einsiedlen marschieren wollten, man ließ sie aber nicht vorwärts ziehen, sondern machte sie mit auf den Etzel gehen. Nach langem Warten kamen die zwei an den Landshauptmann geschickten Unteroffiziere von der Schindellegi zurück, dem Pfarrer brachten sie gar keinen Bericht, das Volk aber suchten sie zum Kapitulieren zu bereden. Gleich darnach sonderten sich die 100 Höfner unterm Vorwand, sich mit den Schwyzern zu vereinigen, ab, in der Tat aber gingen sie nur eine Viertelstunde weit auf den entgegenliegenden Berg, wo sie fast einen halben Tag lang auf dem Boden saßen. Man sandte noch zwei Offiziere an Landshauptmann Reding um die nämliche Bitte zu wiederholen, aber auch diese brachten weder Wort noch Werke zurück. Endlich schickte man ganz entrüstet über dieses Benehmen zwei der ersten Hauptleute, Hr. Karl Benziger, einen rechtschaffenen Mann und wackern Soldaten, und Hr. Hirschenwirt Kälin. Diese sagten nun zu Herrn Landshauptmann und den übrigen Offizieren : « Wenn es ihnen um die Verteidigung des Vaterlandes Ernst sei, so sollen sie an dieser Stelle (an der Schindellegi) nur die nötige Besatzung zurücklassen, mit dem übrigen Volk bis an die so sichere Anhöhe an der See-Enge ob Hurden den Franzosen (zu Lachen) in den Rücken fallen, und für die mutige Verteidigung des Etzels die erforderlichen Anstalten treffen ». Dieser Antrag wurde verworfen. Kälin ward umgestimmt und so gab's diesen Abend auf dem Etzel unter den Offizieren Händel. Sie brachten aber diesmal auch eine

[1] *Faßbind*, p. 79.

schriftliche Antwort mit, die noch vorhanden ist, die ich, d. h. Faßbind, aber nicht zu sehen bekommen. Den Einsiedlern aber soll er gesagt haben : « Da ihr einmal den Etzel unter euerm Pfarrer besetzt habet, so traget Geduld. Obwohl ich von ihm selbst als einem Schwärmer des Guten wenig erwarte, so tröstet mich der Gedanke an Treu und Mut der Hauptleute und Soldaten von Einsiedeln ». Zu dieser Stelle aus Zschokkes Kampf, p. 323, bemerkt Faßbind, p. 81 : « Hat er, Landshauptmann, vom Herrn Pfarrer Marian, einem wackern, rechtschaffenen Mann, so geredet, so hat er sich eine wahre Lieblosigkeit und Ungerechtigkeit zu schulden kommen lassen ».

In dem Brief an den Herrn Pfarrer soll gestanden sein, daß, weil Paravicini zu seiner (des Landshauptmanns) größten Verwunderung, anstatt uns ferner zu unterstützen, entwichen sei und die Franzosen in Lachen eingerückt wären, so sei brüderliches Zusammenhalten in dieser bedauerlichen Lage unumgänglich notwendig. Zu diesem Ende werde heute abends um 8 Uhr am Rothenturm Kriegsrat gehalten, dessen Schluß ihnen morgens schriftlich werde bekannt gemacht werden.

Den 1. Mai abends 3 Uhr.

Alois Reding ».[1]

P. Marian Herzog meldet dazu : « Den 1. Mai abends 3 Uhr schickte Herr Alois Reding eine schrieftliche Anzeige auf den Etzel an die von Einsiedeln, daß abends am Rothenturm ein Kriegsrat gehalten, und morgens denen von Einsiedeln der Beschluß bekannt gemacht werde. Eigene Handschrift von Alois Reding, die ich (P. Marian Herzog) bei handen habe ».[2]

Auf dem Etzel waren die Einsiedler ohne Verbindung, ohne Kommando, ohne Pulver und Blei. Die Franzosen hatten bereits den Etzel mit 5000 Mann umzogen, und überdies sagten die zwei zurückgekommenen Offiziere, daß sie von Annahme der Kapitulation reden gehört. Man konnte also in dieser ungewissen Lage unmöglich bis am Morgen auf einen ungewissen Bericht warten, weil man ja nach allem, was seit dem 28. April vorgegangen, notwendig voraus sehen mußte, daß dieser Beschluß des Kriegsrates gar nicht zu Gunsten Einsiedelns ausfallen werde.[3]

[1] *Faßbind*, p. 80, 81.
[2] Säkularisation, p. 3.
[3] *Faßbind*, p. 81.

Sämtliche Offiziere ersuchten daher den P. Marian, er möchte persönlich nach Rothenturm gehen und dem Kriegsrat ihre Lage vorstellen. Das tat er denn auch.

4. Beim Kriegsrat.

Pfarrer P. Marian Herzog langte abends gegen 10 Uhr am 1. Mai mit drei Männern in Rothenturm an, in einem Aufzug, daß man es wohl hätte wagen dürfen, ihm den Zutritt zum Kriegsrat zu versagen, wenn nicht die Mehrheit der Mitglieder ihm den Zutritt gestattet hätte. [1]

Den Verlauf der Sitzung erzählt Zschokke kurz mit folgenden Worten : « Da nun, wie gesagt, der geistliche Ritter um Mitternacht beim Kriegsrat gemeldet wurde, wagte man nicht, ihm den Zutritt zu verweigern. Als die Verteidigung einer zweiten Linie zur Sprache kam, ergrimmte er und rief : « Diese Beratung ist unnütz und verrät unnötige Furcht. Wenn Schindellegi und andere Posten so verteidigt werden, wie ich mit den Einsiedlern den Etzel schirmen mag, so sind wir Sieger. Und ich beteure euch bei allen Heiligen, alle Einsiedler werden, wie ich, jenen Grenzposten bis zum letzten Blutstropfen verfechten. Ebenso schwur er noch einmal dem Landshauptmann beim Abschiede und versprach demselben durch Eilboten alle wichtigen Vorfälle zu melden ». [2]

Dagegen sei vorerst angeführt, was P. Marian Herzog über diese Kriegsratsitzung schreibt. Nachdem er dem Schwyzervolk für seine Tapferkeit und Vaterlandsliebe ein gutes Zeugnis ausgestellt, meint er : « Soviel wirkte das Volk, sobald es von seinen eingeweihten Anführern befreit war und ungehindert seinen kraftvollen Mut nach seinem Eifer für Religion und Vaterland anwenden konnte ». Sodann fährt er weiter : « Merkwürdig für die Nachwelt ist der Kontrast zwischen dem streitenden Volke und seinen wirksamen Anführern in diesen obbemeldten Tagen. In der Nacht des ersten auf den zweiten Mai wurde am Rothenturm ein Kriegsrat gehalten, bei welchem ich persönlich zugegen war. — Die fünf ersten und vollziehenden Mitglieder wußten vom Vertrag vom 28. April in Zug (also von der verabredeten Kapitulation), waren für denselben eingenommen und entschlossen, dessen Einführung zu bearbeiten. Die sieben übrigen hatten gar keine Kunde davon, so wenig als ich und das Volk. Sie (diese fünf) durften

[1] *Faßbind*, p. 79.
[2] *Zschokke*, Kampf, p. 324.

es nicht sagen, daß sie die Grenzen des Kantons Waldstätten gegen den Kanton Linth anerkannten, und daß sie folglich die Höf und March, die nun zum Kanton Linth gehörten, nicht mehr verteidigen konnten. Sie sagten also im Kriegsrat, man sei entschlossen, die äußere Linie zu verlassen (um nur die innere Linie, die Grenzen des altgefryten Landes Schwyz zu halten). Noch weniger durften sie es sagen, daß man mit den Franzosen überein gekommen, Einsiedeln, um den innern Kanton von der Brandschatzung zu befreien, ihnen zur Entschädigung zu überlassen. Alois Reding sagte der ganzen Versammlung, es wäre besser, das Kloster Einsiedeln wäre « verbrunnen », weil es den Franzosen zur Festung wider Schwyz diene. Natürlich machte ich Gegenvorstellungen, und sieben Kriegsräte, folglich die Mehrheit, die nur reden, aber nicht wirken (d. h. beschließen) konnten, beschlossen, Einsiedeln zu verteidigen, Hilfstruppen, Anführer und Kriegsvorrat nach Einsiedeln zu schicken. Allein die fünf ersten wollten es nicht, durften es nicht und taten es nicht ».[1]

Hören wir ferner die Mitteilungen Faßbinds : « Die Absicht des am Rothenturm versammelten Kriegsrates war, die erste (äußere Linie) der Verteidigung des Kantons Schwyz zu verlassen und sich auf die zweite (die Grenze des altgefryten Landes) einzuschränken. Das war der Vortrag des Herrn Landshauptmann Reding, als der Pfarrer von Einsiedeln vor den Kriegsrat vorgelassen wurde. Als die Verteidigung einer zweiten Linie zur Sprache kam, ereiferte sich P. Marian und sagte : Diese Beratung ist unnütz und verrät unnötige Furcht. Er blieb aber mit seinem Vortrag bei der Schindellegi und führte zum Beweis das Gefecht bei Bäch (am 30. April) an, wenn bei Bäch, sagte er, 200 Glarner mit 2 ungeleiteten Kanonen die Franzosen schlugen und bis Richterswil zurücktrieben, wenn 500 und in einen Hinterhalt vor eine besetzte Schanze geführte Einsiedler mit 2 Kanonen das Schlachtfeld behaupten und die zahlreichen Franzosen von morgens 8 Uhr bis abends um 3 Uhr aufhalten konnten, was würden wir getan haben, wenn uns Schilter mit seinen 700 Schwyzern nicht so schändlich verlassen hätte ? oder uns auf unsere wiederholte Aufforderung brüderlich beigestanden wäre ? was würden wir getan haben, wenn der treulose Paravicini seine Kanonen gelöst, seine noch übrigen 600 Glarner zum Streit geführt und die andern in mehr als 1000 Mann bestehenden Hilfsvölker den Franzosen entgegengestellt hätte ?

[1] *Herzog*, Geschichte der Religion, p. 466 ff.

« Hierüber sagte niemand nichts entgegen. Er fuhr fort zu erzählen, was Einsiedeln in diesen Angelegenheiten für Schwyz getan, und brachte es soweit, daß die vor seiner Ankunft schon beschlossene Räumung der ersten Linie noch einmal vor dem Kriegsrat in Umfrag mußte gesetzt werden. Landshauptmann Reding, Major Bellmont, der erschlagen wurde, Lieutenant Büeler und noch zwei andere beharrten standhaft auf der planmäßigen Forderung, daß der Etzel und die Schindellegi sollen verlassen werden ; die sieben übrigen Mitglieder aber, die nur ihr Gutachten zu geben hatten, stellten vor, daß sie den unverantwortlichsten Meineid begehen würden, wenn sie die Angehörigen aus den Höfen und Einsiedeln, die sie selbst in den Krieg mitverwickelt hätten, nun verlassen würden. Reding beharrte noch einmal auf seiner vorigen Stimmung und traf solche Anstalten, durch welche er seinen Zweck sicher erreichen mußte.

Er fragte den Pfarrer von Einsiedeln, ob sie (die Einsiedler) den Etzel zu verteidigen entschlossen seien ? P. Marian antwortete, daß sie alle für Religion und Vaterland zu sterben bereit seien, machte aber diese Bedingnisse :

1. Daß er, Reding, die Schindellegi, Altmatt und Enzenau besetzt halten und verteidigen soll.

2. Daß er, Reding, uns, den Einsiedlern, einen erfahrenen Kommandanten gebe und die nötigen Verteidigungs-Anstalten treffen möge.

3. Daß er uns schleunigst hinreichende Kriegsmunition verschaffen soll und wenigstens 40 bis 70 Scharfschützen zusende, weil sie (die Einsiedler) nicht genug Volk hätten, eine so weite Bergkette, wie den Etzel, der an so manchem Ort leicht zu ersteigen, und die Franzosen den ganzen Berg umzingelt hätten ». [1]

Hören wir endlich, was Stuckhauptmann Werner von Hettlingen berichtet, der als sechster Kriegsrat der Sitzung persönlich anwohnte, allerdings als einer, der von der verabredeten Kapitulation nichts wußte und auch keine beschließende Stimme hatte.

P. Marian Herzog sei beim Kriegsrat eingetroffen « mit der dringenden Vorstellung, der von seinen Einsiedlern besetzte Etzel fordere allerdings einen wohlerfahrenen Offizier und etwa 40 bis 50 gute Schwyzer Scharfschützen. *Er könne die Truppen wohl zur Entschlossenheit aufmuntern, aber selbe kommandieren sei weder sein Tun noch sein Fach, das er verstehen könne.* Er empfahl es ihnen folglich

[1] *Faßbind*, p. 82, 83.

auf das nachdrücklichste, daß man dieser Notwendigkeit entspreche, *widrigenfalls er keineswegs bürgen könne, daß dieser Posten nicht müsse verlassen werden.*

« So begründet diese Vorstellung war, so konnte man doch beschwerlich eine andere Abteilung der Truppen machen, um diesem Verlangen entsprechen zu können. Allein die Verteidigung dieses Postens erforderte es doch vorzüglich und allerdings, wie es welche der Herren Kriegsräte deutlich einsahen, daß man eher andere als diesen Posten schwach besetzt lasse.

« Es konnten aber jene Herren Kriegsräte, *die dem Stifte Einsiedeln nicht sonders geneigt* und wie man erst nachgehends erfahren, *für das Wohl des Vaterlandes überhaupt nicht bestens besorgt waren*, hier ihre Meinung um so eher geltend machen, als man insgesamt die Beschwerlichkeit eingestehen mußte, *und wurde also Herr Pater Marianus fruchtlos abgewiesen.*

« Es mußte dieses dem rechtschaffenen Manne sehr schwer und bitter fallen, weil für das Kloster Einsiedeln, welches diesen Kanton wegen seiner altberühmten Wallfahrt auch sonderbar auszeichnete, nicht die mindeste Schonung zu erwarten war ». Soweit Hettlingen.[1]

Landshauptmann Alois Reding erwiderte auf die Zusage des P. Marian Herzog, er wolle unter den genannten Bedingungen mit seinen Einsiedlern den Etzel verteidigen, und sie seien alle bereit für Religion und Vaterland zu sterben, nur das kurze Wort : « Morgens um 9 Uhr werde ich oder ein anderer Offizier auf dem Etzel sein ».[2] Faßbind fügt bei : « Aus der Antwort des Herrn Landshauptmann mußte man schließen, daß er nicht gesinnt sei, das Vaterland mit den Waffen zu verteidigen. (Um zu erkennen), daß diese Rede mysteriös sei und so (als eine Absage) müsse verstanden werden, muß man wissen, daß ein Einverstandener (leider nennt Faßbind seinen Namen nicht) etliche Tage vorher an einem Ort sich verredt und sagte, als man ihn mit Vorwürfen in die Enge trieb : Unsere Herren haben in Bern einen ganz andern Kriegsplan entworfen. Auch mir (Faßbind) sagte ein Herr : in drei Tagen muß der ganze Krieg beendigt sein ».[3]

Aus dem Protokoll des Kriegsrates erfahren wir über all diese Verhandlungen nichts, es teilt in aller Kürze mit : « Vor gehaltener Kriegskommission den 2. Mai 1798 mit Zuzug der Herren Kriegsräte

[1] *Hettlingen*, p. 60, 61.
[2] *Faßbind*, p. 83.
[3] *Faßbind*, p. 83.

des löbl. Stands Unterwalden, Glarus und Herr Pfarrer Marian Herzog von Einsiedeln; nachts um 1 Uhr. Erkannt und beschlossen: daß man die Grenzen und unser eigenes Land zu verteidigen entschlossen, somit die von Einsiedeln den Etzelposten, die unsrigen aber die Schindellegi und die übrigen Grenzposten besetzen und verteidigen wollen». [1]

Die obigen Ausführungen entkräften auch Öchslis Einwände. Auffällig ist, daß dieses Kriegsratprotokoll kein Wort berichtet über die Bedingungen, unter denen P. Marian die Verteidigung des Etzels durch die Einsiedler übernimmt. Zschokke will davon auch nichts wissen, stellt aber den Pfarrer Marian als meineidigen Prahlhans dar, natürlich ohne den mindesten Beweis. [2] Faßbind schreibt die ersten Worte nach, wobei er aber des Pfarrers «Grimm» in eine «Aufregung» abschwächt. Gewiß kann man die Aufregung des P. Marian begreifen, wenn ihm plötzlich aus dem Munde des Höchstkommandierenden verkündet wird, man wolle das Kloster Einsiedeln, das dem P. Marian über alles geliebte Gotteshaus, seine Heimat, kurzerhand den Franzosen als Beute, zur Entweihung und Plünderung hinwerfen. Das Kloster und auch P. Marian persönlich hatten doch für Schwyz schon gar vieles getan, gearbeitet und geopfert. Um nur eines anzuführen: Schwyz hatte erst noch am 28. April, nachdem Einsiedeln, das Gotteshaus, das alte Land wiederholt durch Geld, Pferde, Vieh und Getreide reichlich unterstützt, so reichlich, daß es für sich selbst fast nichts mehr hatte, den Landammann Ludwig Weber mit 4 Gesandten ins Kloster geschickt, sie sollten die Kapitularen auffordern, das noch übrige Geld, Silber und andere Kostbarkeiten zu handen des Kantons Schwyz abzugeben, weil *doch alles dieses sonst gewiß ein Raub der Franzosen werden würde.* Weber wußte eben das Geheimnis, weil er erst vor 14 Tagen als Repräsentant in Bern gewesen, und schon im Februar einem Religiosen, es war das eben P. Marian Herzog, die Confidenz gemacht, das Kloster Einsiedeln müsse alle seine Rechte niederlegen. Und weil er wußte, daß sich P. Marian diesem ungerechten Beginnen widersetzt hatte, eröffnete er ihm die Drohungen, die General Schauenburg gegen den Pfarrer von Einsiedeln ausgestoßen hatte: Sein Kopf, sprach er zornig, werde an einem Pfahl auf der Spitze des höchsten Berges aufgesteckt werden, So habe es Schauenburg bestimmt. [3]

[1] *Strickler*, Aktensammlung, I, 814.
[2] Vgl. *Öchsli*, l. c., p. 170, Anm.
[3] *Faßbind*, p. 84.

Das ehrliche Versprechen des P. Marian Herzog, er werde mit seinen Einsiedlern, falls die Bedingungen, die er stellen mußte, erfüllt würden, den Etzel verteidigen und halten bis zum letzten Blutstropfen, bauscht Zschokke auf zu wiederholten Eidschwüren bei allen Heiligen. Offensichtlich will er sich hier die Grundlage schaffen, auf der er nachher den unbequemen Mönch als meineidigen Verräter darstellen und brandmarken kann, der dem Landshauptmann seine Flucht vom Etzel nicht einmal meldet.

Ein anderes ergibt sich klar aus dieser Kriegsratsitzung, daß P. Marian sich durchaus nicht als Befehlshaber gebärdete und aufspielen wollte. Mit aller Deutlichkeit spricht er nach dem Zeugnis Hettlingens aus, daß das Kommandieren weder « sein Tun, noch sein Fach sei, das er verstehen könne », er war nur bestrebt zu helfen, wo er immer konnte. Übrigens haben wir gehört, daß er wiederholt einen Kommandanten für seine Einsiedler verlangte, aber es wurde ihm nie entsprochen. Warum ? Weil Einsiedeln durch die verabredete Kapitulation den Franzosen zur Plünderung versprochen war, also nicht verteidigt werden durfte.

Endlich ist zu betonen, daß Landshauptmann Alois Reding und P. Marian Herzog nicht als Feinde auseinander gingen. Als nachts 2 Uhr der Kriegsrat sich auflöste, legten die beiden ihren Weg eine Strecke weit gemeinsam zurück, der eine gegen Schindellegi, der andere gegen Einsiedeln. Da begegnete ihnen einer von Schwyz, welcher dem Landshauptmann die bittersten Vorwürfe machte, daß seine Offiziere es nicht mit dem gemeinen Manne hielten. « So geht's auf St. Jostenberg, so geht's an allen Orten », sagte Reding zum Pfarrer, « die Gemeinen trauen und gehorchen den Offizieren nicht. Wer will da kriegen ! »[1] Bald nachher erreichte ein reitender Eilbote die beiden Herren und brachte dem Landshauptmann die schriftliche Nachricht, daß Küßnacht kapituliert habe. « Also », sagte er zum Pfarrer, « hat auch Küßnacht kapituliert », und ritt gegen Rothenturm zurück.[2] Da mag es nun geschehen sein, daß er außerhalb Rothenturm, Richtung Schwyz bei der Ziegelhütte, vom alten Styger, dem Vater des P. Paul Styger, einem 75-jährigen Manne, auf unanständige Art angefahren wurde mit den Worten : « Du, Landshauptmann ! willst davon fliehen ? Du hast kein besser Blut als ich und meine Kinder. Ich mit 3 Buben

[1] *Faßbind*, p. 83.
[2] *Faßbind*, p. 84.

und 2 Maitlenen wehren uns und wollen für Gott und das Vaterland sterben, eher als daß wir uns an die Franzosen ergeben ». So redete der Alte mit dem Herrn Kommandanten, und Reding ritt wieder zurück. Auch von dieser Anekdote meldet weder Herr Landshauptmann, noch Zschokke in seiner Kriegsbeschreibung nicht das mindeste ; aber der Styger und die Seinen mußten bitter genug dafür büßen ». [1]

Noch erzählt Faßbind ein schlimmes Vorkommnis, das nach dem Kriegsrat geschehen : « Herr Major Benedikt Bellmont, aetatis 45, der von den Unsern am Sattel zu Tod geschlagen worden, weil er geflohen, verdient nicht unter den Helden zu stehen. Sein Körper lag drei Tage nackt auf der Erde. Herr Pfarrer zu Schwyz (Georg Reding) befahl, daß er christlich beerdigt werde, weil man aber kein christliches Zeichen auf ihm gefunden, haben ihn die Sattler an einem profanen Ort verscharrt ». [2]

5. Der « Verrat » des schwarzen Generals am Etzel.

Als P. Marian morgens um 4 Uhr am 2. Mai wieder in Einsiedeln eintraf, mußte er bald erfahren, daß die Stimmung der dortigen vorgesetzten Herren, beeinflußt von der Schindellegi her, sich bedeutend geändert hatte. Ammann Augustin Gyr, Amtsvogt Johann Meinrad Birchler und Amtsstatthalter Benziger kamen am Frühmorgen zum Pfarrherrn und erklärten ihm, sie seien entschlossen zu kapitulieren. Eingedenk der Verhandlungen im Kriegsrat in der vergangenen Nacht wies P. Marian dieses Ansinnen energisch zurück. Doch die Herren blieben bei ihrem Entschluß und drohten dem Pfarrer mit scharfen Worten, daß man alles folgende Unglück auf seine Rechnung schreiben werde. [3]

Bald nachher kamen zwei Offiziere vom Etzel her mit der Nachricht, daß schon mehrere Einsiedler Offiziere ihre Posten verlassen hätten und heimgekehrt seien ; unter dem Kriegsvolk herrsche große Verwirrung. P. Marian erkannte die Gefahr und ritt eilends auf den Etzel. Unterwegs begegnete ihm Ignaz Birchler, der von einer Rekognoszierung kam und beteuerte, daß *die Schwyzertruppen eben im Begriffe seien, den Rückzug von der Schindellegi anzutreten.* [4] Nach den Gesinnungen des Landshauptmann Alois Reding und der hauptsächlichsten

[1] *Faßbind*, p. 85.
[2] *Faßbind*, p. 111.
[3] *Faßbind*, p. 84.
[4] *Faßbind*, p. 86.

Kriegsräte, die P. Marian in der vergangenen Nacht nur allzu deutlich kennen gelernt hatte, konnte ihm diese Nachricht durchaus glaubhaft erscheinen. War dem aber wirklich so, dann gab es für die Einsiedler nur die einzige Rettung, wenn anders sie nicht ein Opfer der sie umzingelnden Franzosen werden sollten : schleunigsten Rückzug. So eilte P. Marian so schnell als möglich den Etzel hinan.[1] Nach Zschokke war es 8 Uhr, als er dort ankam ; die schwyzerischen Quellen, besonders Faßbind und Herzog, geben keine Zeitbezeichnung für seine Ankunft.

Auf dem Etzel war wirklich alles in einer sehr mißlichen Lage. Es war kein Kommando, keine Eintracht, viel zu wenig Leute und dazu Mangel an Munition. Es stunden wohl 6 Kanonen da, aber im ganzen hatte man nicht mehr als 50 Ladungen (anderswo, p. 79, sagt Faßbind 25). Zugleich erhielten sie die Nachricht, daß 5000 Franzosen gegen den Etzel heranzögen und deren Vorposten bis auf eine halbe Stunde gegen die Einsiedler vorgerückt seien.[2] P. Marian Herzog aber erzählt : « Vom Kriegsrat kehrte ich auf den Etzel zurück und wartete so lang auf die versprochene Hilfe, bis die französischen Vorposten gegen den Etzel anrückten. Ich ließ die kleinen Patronen geflissentlich zählen und wir hatten auf dem Etzel 1600 Flintenpatronen und sonst kein Lot Pulver, noch weniger einen andern Vorrat ».[3]

9 Uhr war vorbei, aber weder der Landshauptmann oder ein anderer Offizier, den man versprochen, kam daher, keine Munition, dazu im Volke Unwille, Unmut, Verwirrung ! Was war zu tun ?

P. Marian ließ die Leute von ihren Posten zusammenrufen ; kein einziger Offizier war mehr da, alle hatten ihre Mannschaft eigenmächtig verlassen. Nun teilte er den Truppen mit, daß er zwar die Verteidigung des Etzels übernommen, aber unter gewissen Bedingungen, die alle unerfüllt geblieben seien. Im Kriegsrat hätten die entscheidenden Kriegsräte den Rückzug auf die innere Linie beschlossen und Einsiedeln den Franzosen preisgegeben. Die eigenen Vorgesetzten seien für Kapitulation. Sie hier auf dem Etzel seien zu gering an Zahl den Franzosen gegenüber, ohne Munition, ohne Offiziere, von aller Hilfe verlassen. Um die Franzosen nicht allzu sehr zu reizen und dadurch ganz Einsiedeln unglücklich zu machen, sei es am besten, keine Gewalt mehr zu gebrauchen.[4] Dabei mag er wirklich die Worte gesprochen

[1] *Faßbind*, p. 86.
[2] *Faßbind*, p. 86.
[3] *Herzog*, Geschichte der Religion, p. 468.
[4] *Faßbind*, p. 86 ; *Herzog*, Geschichte der Religion, p. 468.

haben, die ihm Zschokke in den Mund legt »: Ihr lieben, guten Leute! Ich halte es für's beste, daß ihr nach Hause geht und die Waffen niederlegt. Das Wehren hilft uns hier doch nichts, weil man an den übrigen Orten auch nicht zu widerstehen gedenkt ». [1] Alle sahen ein, daß sie sich unmöglich wehren konnten, und daß sie sich und ganz Einsiedeln unglücklich machten, wenn sie auf die anrückenden Vorposten der Franzosen Gewalt brauchen würden. Sie entschlossen sich also, in Ruhe nach Hause zu gehen. [2]

So zogen *frühestens mittags 12 Uhr* [3], nicht schon um 8 Uhr, wie Zschokke zwar nicht behauptet, aber glauben machen möchte, die Einsiedler nach Hause. « Wirklich rannte P. Marian in vollem Galopp voraus, Einsiedeln zu, jedermann zurufend: Flieh', wer fliehen kann, die Franzosen seien im Anzug. Es war 12 Uhr nachmittags, den 2. Mai, worauf in Einsiedeln ein großer Lärm und Verwirrung entstund, alles floh über Kopf und Hals. » [4] P. Marian ahnte in seiner Sorge für seine Pfarrkinder nicht, daß die Franzosen den Rückzug der Einsiedler als Kriegslist ansahen, nur ganz allmählich und vorsichtig den Etzel erstiegen und erst am Morgen des 3. Mai in Einsiedeln einmarschierten. [5] Ein Einsiedler Meinrad Kälin meldete sofort die Preisgabe des Etzels dem Landshauptmann, der darauf, um nicht von den über den Etzel vordringenden Franken abgeschnitten zu werden, das Zeichen zum Rückzug an den Rothenturm gab. [6]

Über die Zeit des Rückzuges der Einsiedler vom Etzel und der Schwyzer von der Schindellegi macht Faßbind folgende Randbemerkung: « Es fragt sich hier, welche (als) die ersten abgezogen seien? Es mögen wohl laut dem eben gehörten Bericht des Birchler die eigenmächtig sich wegbegebenen Einsiedler den Schwyzern den falschen Anlaß beigebracht und verschafft haben, als wenn schon alle Einsiedler weg wären, und also sie auch zum Abzug bewegt haben, da doch der ganze Haufen ab dem Etzel erst nach den Schwyzern abgezogen ». [7]

Am Nachmittag des 2. Mai drängten die Franzosen über den St. Jostenberg vor gegen Rothenturm und betraten damit den Boden des altgefryten Landes Schwyz, was der abgeredeten Kapitulation

[1] *Zschokke*, Kampf, p. 326.
[2] *Herzog*, l. c. p. 469.
[3] *Faßbind*, p. 85, 86.
[4] *Faßbind*, p. 86.
[5] *Faßbind*, p. 86.
[6] *Faßbind*, p. 85.
[7] *Faßbind*, p. 86.

zuwiderlief. Jetzt jagten die Schwyzer sie in wildem Sturm wieder über den Berg gen Ägeri zurück.[1] Das nun ist der so viel gerühmte Sieg des Landshauptmann Alois Reding.

6. Die Kapitulation an der Landsgemeinde vom 4. Mai.

Am Morgen des 3. Mai begann das Kriegsvolk am Rothenturm die Frage zu erwägen, ob es nicht tunlicher wäre, zu kapitulieren. Faßbind erzählt: « Es ist schwer zu beschreiben, wie heftig und verschieden die Meinungen über diesen Punkt waren; diese Krisis der Freiheit glich jener eines Menschen, der mit dem Tode ringt und noch alle Kräfte anspannt, sich zu erhalten. Die einen schrien: Nein! lieber wollen wir sterben; andere riefen: wir wollen so lange nicht kapitulieren, bis zwei Drittel da umgekommen sind (am Morgarten), wo unsere Väter die Freiheit gegründet haben. Dieses Opfer ist für uns nicht zu groß! Hausväter und die ein sanfteres Gemüt hatten, sagten: Daß endlich Sieg und Tod für uns unnütz sein würden, weil, wenn sich alle aufopferten, das Vaterland nicht gerettet, sondern noch mehr verheeret würde; Weiber und Kinder und Greise würden dem übermütigen Feinde zu Teil werden, das Unglück würde nur vermehrt, nicht gehoben sein. Lange rang man mit einander, mit Säbeln und Bajonneten wollte jede Partei der andern Beifall abgewinnen. Nach schrecklichem Lärm und Drohen gewannen endlich die Gründe der Letzten den meisten Beifall, so daß die Mehrheit verlangte, zu kapitulieren ».[2]

Auf das hin schickte Landshauptmann Reding den Hauptmann Büeler nach Einsiedeln, um von Schauenburg einen Waffenstillstand zu verlangen, damit das Schwyzervolk sich zur Landsgemeinde versammeln könnte. Auch wollte man vom Obergeneral fordern, daß er dem Schwyzervolk, nebst einer Zusage für Sicherheit der Religion, der Personen und des Eigentums, keine fremde Mannschaft ins Land lege. Büeler brachte folgendes Schreiben, datiert vom 3. Mai 1798, zurück:

« Der Obergeneral der Armee in der Schweiz hat durch gegenwärtiges an Herrn Alois Reding, Kommandant der Truppen des Kantons Schwyz, erklärt, daß die katholische Religion, welche der Kanton bekennt, unangetastet verbleiben soll, alldieweilen die helvetische

[1] *Faßbind*, p. 96.
[2] *Faßbind*, p. 99.

Konstitution, welche durch die Mehrheit der Schweiz angenommen worden, ausdrücklich die Freiheit des Gottesdienstes zusichert.

« Von seiner Seite verpflichtet sich der Kanton Schwyz, die Konstitution in Zeit von 24 Stunden anzunehmen, in kraft gegenwärtiger Erklärung.

« Mittelst dieser Verpflichtung verspricht der Obergeneral, mit allen Feindseligkeiten während dieser 24 Stunden Einhalt zu tun und in allen Teilen des Kantons, welche durch die französische Armee noch nicht genommen sind, diejenigen Waffen, die sie besitzen, zu lassen.

« Der Kommandant der Truppen des Kantons Schwyz verpflichtet sich auch, sich in das Innere zurückzuziehen und keine Feindseligkeiten zu unternehmen, bis das versammelte Volk seine Stimme über die Konstitution herausgegeben. Der Beschluß der Volksberatung soll sogleich dem Obergeneral der französischen Armee mitgeteilt werden.

« Gegenwärtige Übereinkunft ist doppelt verfaßt und beidseitig durch den Obergeneral und durch Herrn Büeler, welcher durch den Kommandanten von Schwyz bevollmächtigt worden, unterzeichnet.

Schauenburg. Büeler, Hauptmann ». [1]

« In der Nacht vom 3. auf den 4. Mai wurden diese Artikel dem unter den Waffen stehenden Volk beim Rothenturm vorgelesen, dann dem ganzen Land in möglichster Eile kund gemacht, mit dem Beisatz, daß um 11 Uhr mittags jeder bei seinem Eid zur Landsgemeinde gegen Schwyz aufgeboten sei. [2]

« Den 4. Mai läutete man um ½ 6 Uhr in den Rat, wo ausgemacht wurde, wie und auf was für Weise man die bevorstehende Landsgemeinde halten wolle. Mit Zittern erwarteten die Meisten den Ausgang dieser Versammlung ...

« Nie war eine so stürmische Landsgemeinde, wiewohl das Kruzifix auf der Brüge aufgestellt und viele Geistliche mit dem Ortspfarrer und bischöflichen Kommissar Georg Ludwig Reding neben selbem stunden und sich alle mögliche Mühe gaben, die Landleute zur Annahme der Kapitulation zu bereden. ... Es fanden sich auch Herr Landshauptmann Alois Reding und andere Offiziere ein. Es war ein rührender, schrecklicher Anblick. Die meisten waren bewaffnet, denn man besorgte während der Landsgemeinde überfallen zu werden, man las auf allen Gesichtern alle Leidenschaften und Empfindungen unzu

[1] Das Original dieses Aktenstückes liegt im Kantonsarchiv Uri.
[2] *Faßbind*, p. 100.

friedener, gekränkter, aufgebrachter Menschen im Stillen wüten. Die Schauenburgische Kapitulation wurde verlesen. Darauf nahm Landshauptmann Reding das Wort, schilderte die bisherigen Vorfälle, und sonders über P. Marian (Herzog) und P. (Paul) Styger erlaubte er sich Ausdrücke, die jedes religiös denkende Herz für das Priestertum aufbringen mußten. Er riet am Beschluß die Annahme der Kapitulation. Darauf verlas man den Brief, den Herr Dekan und Pfarrer Tanner im Muotathal geschrieben und ebenfalls das Volk zur Annahme der Kapitulation aufmunterte, worin unter anderm die Worte stehen: Ach! liebe Brüder! von zwei anscheinenden Übeln ist das kleinere zu wählen. Seit ihr für eure Religion, für Person und Eigentum so viel möglich versichert, so tut und schließet nach den jetzigen Umständen!

«Bis jetzt war das Volk ruhig geblieben, als es aber zum Abschließen kam, erhob sich ringsum ein dumpfes Murmeln, welches mit jedem Augenblick stieg und zum wildesten Getöß anwuchs.[1] Es war das letzte gewaltsame Ringen zwischen Not und Abscheu gegen einen Akt, wodurch man seinen Sturz früher oder später vorsehen konnte und mußte. Es wurde vieles und lange dafür und darwider gesprochen. Wie die Gemüter, so war der Himmel. Bei hellem Sonnenschein zogen sich Wolken zusammen, die in starkes Donnern und Regen übergingen, Wind und Sturm wechselten ab, wie in den Herzen des versammelten Volkes. ... Die Verschiedenheit der Gründe und Begriffe vermehrte die Hitze des versammelten Volkes, das Schreien und Toben ward allgemein. Umsonst suchten einige Herstellung der Ruhe, lang wollte man keinem Rat und keiner Vorstellung Gehör geben. Viele gingen aus der Gemeinde, um ihren Schmerz freier austoben zu lassen. Diese Verwirrung und dieser Sturm, der alle Beratschlagung hemmte, hat eine halbe Stunde gedauert; viele drohten einander mit geschwungenen Schwertern, mit geladenen Gewehren. Rings von Feinden umgeben, schien das erbitterte Volk jenen die Mühe erleichtern und sich selbst zernichten zu wollen».[2]

Da erhob sich Frühmesser und Chorherr Schuler, um ein Wort zu sprechen. Weil es immer Sitte war, Geistliche mit Achtung anzuhören, das Haupt zu entblößen, so geschah es auch da. Es ward stille. Dreimal wurde Schuler noch unterbrochen, dreimal sprach er weiter. Der Sturm legte sich. Jeder hörte aufmerksam zu.

[1] Nach *Faßbind* (p. 105) war die Versammlung nicht groß, kaum 500 Mann fanden sich dabei ein.

[2] *Faßbind*, p. 105-106.

« Man tritt zur Entscheidung der großen Frage. Es ging das Mehr, und viele hoben ihre Hände auf. Ein einziges Mehr, und damit ließ man es bewenden : Es sei ermehret ! Die aber ihre Hand nicht aufgehoben, waren die mehrern ». [1]

Noch sei beigefügt, was Pfarrhelfer Joseph Franz Xavier Reichmut von Schwyz über diese Landsgemeinde und die Rede des Landshauptmann schreibt : « Herr Alois Reding relatierte von seinem Betragen und der großen Übermacht der Feinde, wo er aus Mücken lauter Elephanten machte, und hingegen die Schwächen und Unordnung unseres Volkes gar schwarz schilderte. Auch mußte der eifrige, vaterländische Pfarrer Marian, *den man mit Fleiß im Stich gelassen*, statt andern Meineidigen den Titel eines Verräters leiden, er wurde auf eine gottlose und himmelschreiende Art verleumdet ». [2]

V. Zschokkes Beziehungen zu Alois Reding.

Denken wir uns in die heikle Lage und in die Gemütsverfassuug Redings hinein. Das Schwyzervolk in seiner großen Mehrheit war ein erbitterter Feind der geplanten einen und unteilbaren helvetischen Republik, des Ochsischen Büchleins. Es hatte an der Landsgemeinde verordnet, daß jeder, sei er geistlichen oder weltlichen Standes, der auch nur ein empfehlendes Wort dafür vorbringe, malefizisch abgestraft werden solle ; es hatte an der Landsgemeinde *geschworen*, für Religion und Vaterland zu kämpfen, lieber zu sterben, lieber unterzugehen, als irgendwie nachzugeben. Das waren nicht bloße Worte, das war heiliger Ernst !

Alois Reding, Offizier in spanischen Diensten, ein junger Mann, der eine Zukunft vor sich hatte, war seit 1795 Landeshauptmann, ihm war das höchste Kommando über die Truppen des alten Landes Schwyz und seiner Angehörigen anvertraut. Er sah klar ein, daß Schwyz mit seinen 4000 Mann nie und nimmer einen siegreichen Kampf gegen die Franken führen könne, die ihm eine 5-, ja 10-fache Übermacht entgegenzustellen hatten. Er wußte, daß schon vor Beginn der Feindseligkeiten gegen Schwyz mit General Schauenburg eine Kapitulation verabredet war, zu Gunsten *einzig und allein* des altgefryten Landes Schwyz, daß die Höfe und die March, als zum neuen Kanton Linth gehörig, nicht verteidigt werden dürfen ; daß das Kloster Einsiedeln

[1] *Faßbind*, p. 107.
[2] *Reichmut*, A. HS (21), 5, p. 32.

den Franken zur Plünderung überlassen war, damit das alte Land keine Kriegskontribution bezahlen müsse. — Und Reding mußte über das alles schweigen. Er durfte an der Landsgemeinde, in mitten der bewaffneten zornmütigen Landleute über all das kein Wort reden, sonst war sein Leben gefährdet. War doch Major Bellmont nach dem Kriegsrat am Rothenturm, weil er für die Kapitulation eingetreten war, von den Bauern am Sattel mit Knütteln totgeschlagen worden ; hatte doch Hauptmann Schilter, der auf höhern Befehl bei Schindellegi nicht eingriff, von seinen eigenen Soldaten zwei Kugeln in den Rücken erhalten. — Alois Reding hatte eine sehr schwere Aufgabe : er sollte nach Möglichkeit unnützes Blutvergießen vermeiden, anderseits dem Volke, das den Kampf durchaus wollte, durch verlorene Gefechte beibringen, daß es die Kapitulation und damit die Ochsische Verfassung annehmen müsse.

Die beiden Priester aber, P. Marian Herzog und P. Paul Styger, waren beim Volke, der eine im innern Lande, der andere in Einsiedeln, außerordentlich beliebt. Das Volk sah, daß sie es gut und aufrichtig mit ihm meinten, daß sie dachten und wollten, wie das Volk. Und gerade diese beiden Priester in ihrer Volkstümlichkeit, in ihrem vaterländischen Eifer standen Reding in seiner schwierigen Lage am härtesten entgegen. Daher sein Groll, seine harten Worte an der Landsgemeinde. Wollte er sich schützen, mußte er diese beiden als Schild und Schirm vor seine Person schieben.

Nach diesen Ereignissen und dieser Landsgemeinde zog sich Alois Reding vorerst in die Stille seines Heims an der Schmiedgasse zurück, erhielt aber bald zerstreuenden Freundesbesuch. — Anno 1795 hatte er in Bern zufällig einen jungen Schweizerreisenden, den geistvollen Literaten Heinrich Zschokke aus Magdeburg kennen gelernt, der ihn im selben Sommer in Schwyz besuchte. Als Zschokke im Frühling 1798 aus Graubünden fliehen mußte, trat er allmählich in den Dienst der Helvetik, betätigte sich im Kanton Schwyz, schützte Haus und Vermögen des abwesenden Reding, und als er seine Sendung im Kanton Waldstätten erfüllt hatte, blieb er noch längere Zeit bei seinem Freunde.[1] Über diesen Aufenthalt in Schwyz im Frühjahr 1800 schreibt Zschokke : « Den größern Teil der Zeit lebte ich unter meinen Lieben in Schwyz ; philosophierte, dichtete wieder ; besuchte mit Reding die Schlachtfelder, wo er an der Spitze seines Volkes siegend gegen die

[1] *Zschokke*, Selbstschau, p. 152, 164.

Franzosen gefochten ; sammelte mit ihm Materialien zur Geschichte vom Kampf und Untergang der Berg- und Waldkantone ».[1] Es freute ihn « mit Alois Reding in den schönen Seitentälern des Landes umher zu schwärmen ; oder, von ihm mit der Flöte begleitet, am Klavier kleine Lieder zu singen, die ich für uns beide in Musik gesetzt hatte ; und mit ihm im Beginn des Maimonats in einer ihm gehörigen Alp der Rigikette bei seltsamer Junggesellenwirtschaft zuzubringen ».[2] — Ja, es war in dem weißen Reding'schen Häuschen am Urmiberg, wo Zschokke an seinem Buch über den Kampf der Wald- und Bergkantone arbeitete, und Alois Reding half ihm dabei mit einen Erlebnissen und Erfahrungen, die er ihm mündlich, aber auch schriftlich darbot. Aus Faßbind geht hervor, daß Reding schriftliche Nachrichten über die Kämpfe gegen die Franzosen verfaßt hat, denn er zitiert ausdrücklich : « Sagt Herr Landshauptmann Alois Reding *in seinem Manuskript* von diesem Kriege, dessen ich mich auch mit Vorteil bedient habe ».[3] Dieses Manuskript existiert nicht mehr. Reding schreibt in seiner Selbstbiographie kein Wort über die Gefechte vom April und Mai. Bei dieser Zeit angelangt, bemerkt er : « Da meine fernern Verrichtungen von dieser Epoche bis zur Zeit der mit General Schauenburg geschlossenen Kapitulation in Zschokkes Berichten *aktenmäßig* angeführt sind, so übergehe ich solche um so lieber, da ich in deren Beschreibung vielleicht da oder dort zu viel Eigenliebe oder Eitelkeit verraten könnte ».

Gewiß war für Zschokke die Abfassung des Kampfes der Berg- und Waldkantone ein angenehmer Freundesdienst an Alois Reding. Abgesehen davon, daß er seinen Freund verherrlichen und ihm die Siegerkrone auf das Haupt drücken konnte, rettete er ihn auch vor manchem ihm entgegentretenden Mißtrauen im Volke. Er hatte Gelegenheit, aus seiner freidenkerischen Gesinnung heraus, katholische Priester zu brandmarken, über die angebliche Beschränktheit und den Aberglauben des katholischen Schwyzervolkes selbstgefällig zu lächeln und konnte sich dabei mit seinem schriftstellerischen Talent bekannt und berühmt machen, und endlich, da er eben etwas schwach bei Kassa war, ein Schriftstellerhonorar verdienen. — Ob aber Zschokke später nicht ein wenig Reue empfand, diesen Freundschaftsdienst geleistet, den Kampf der Berg- und Waldkantone geschrieben zu haben ? Als Alois Reding im Jahre 1801 erster Landammann geworden und als

[1] Selbstschau, p. 170.
[2] Selbstschau, p. 176
[3] *Faßbind*, p. 94.

solcher seine foederalistischen und katholischen Grundsätze öffentlich zeigte, wollte Zschokke solches gar nicht gefallen. Er ließ seine intime Freundschaft mit Reding bald völlig erkalten und urteilte, daß dieser seiner Stellung als erster Landammann nicht gewachsen gewesen sei.[1] Da mag nun Zschokke nicht ganz Unrecht gehabt haben, wenn er wenigstens Redings Reise nach Paris zu Napoleon Bonaparte als unnütz verpönte, denn Redings urschweizerische Ehrlichkeit war wirklich dem Allerweltsintriganten Napoleon nicht gewachsen. — Später, als Zschokkes Buch in der lesenden Welt die Runde machte, sogar in das Französische, Italienische und Englische übersetzt wurde, mag es auch Reding für besser gefunden haben, zu schweigen und keine Berichtigungen beizugeben.

Über die Glaubwürdigkeit der *historischen* Schriften Heinrich Zschokkes führt Dr. Karl Günther in seinem Buche « Heinrich Zschokkes Jugend- und Bildungsjahre », erschienen 1918, sehr ungünstige Urteile an. Heinrich Bansi nennt Zschokkes « Historische Denkwürdigkeiten » ein abschreckendes Beispiel einer Geschichte der Gegenwart, deren bündnerischer Teil « voll Unwahrheiten » sei. — Landammann J. B. Tscharner, der die Erziehungsanstalt Reichenau Zschokke übergeben hatte, macht sich 1822 in den Worten Luft : « Wenn H. Zschokke die Geschichte Bündens seiner Zeit (wovon er als Augen- und Ohrenzeug, als Freund der Häupter der Einen und als Beobachter der Andern gründliche Kenntnisse hätte erlangen können, und wovon ihn nicht nur zahlreiche Flugschriften beider Parteien unterrichteten, sondern worin er selbst als handelnde Person aufzutreten im letzten Akt unternahm !) so unrichtig in den Tatsachen, Triebfedern und Wirkungen darstellen konnte : so muß man in die Gründlichkeit, Einsicht und *Wahrheitsliebe aller seiner historischen Schriften Mißtrauen* setzen. Nur was seinen Schritten und ihm Geld verschafft, nicht was mit Wahrheit unterrichtet, belehrt und bessert, ist der Hauptzweck seiner Schriftstellerei ». Wenn auch Dr. Günther diese Worte abzuschwächen sucht, gesteht er doch, Zschokke habe « die Fähigkeiten besessen, seine Geisteshaltung den ihm gutscheinenden Zwecken anzupassen und vor allem in welche Lage er immer geriet sich selbst im besten Lichte zu sehen und zu zeigen ».[2]

Auch unser schwyzerische Geschichtsschreiber, Pfarrer Thomas Faßbind, hatte Zschokkes Kampf nicht bloß gelesen, sondern ebenfalls

[1] Selbstschau, p. 225.
[2] l. c. p. 2.

benützt. Er fällt auf Seite 61 seines « Dritten Bandes der Profangeschichte » ein sehr hartes Urteil über die Behandlung, die Zschokke dem P. Marian Herzog angedeihen läßt. Er schreibt :

« Zur billigen Ehrenrettung P. Marians muß ich dem Leser sagen, daß Zschokke oder wer ihm diktiert mag haben, ein unverschämter Lügner, Verleumder, Schurk und Halunke ist, daß er diesen Priester des Herrn einen Heuchler, einen Schwärmer, einen Mörder des Vaterlandes und der Kirche, und daß er kein Verbrechen unbegangen gelassen, nennen darf ».

P. Marian Herzog floh nach der Einnahme Einsiedelns durch die Franken, nachdem er sich noch einige Tage, als schon 200 Louis d'or auf seinen Kopf gesetzt waren, in den Euthaler Bergen aufgehalten hatte, endlich über Uri und Graubünden nach Vorarlberg, wo sich die meisten seiner Mitbrüder anfänglich in St. Gerold im kleinen Walsertal aufhielten. Er selber übernahm die Stelle eines Spirituals im Kloster St. Peter in Bludenz. Im Jahre 1810 wünschten die Pfarrgenossen von Freienbach am Zürichsee ihn als ihren Seelsorger zu erhalten, welchem Begehren Abt Konrad Tanner entsprach. Zur größten Freude seiner Einsiedler Pfarrkinder wurde er am 15. Juni 1818 wieder als deren Pfarrer eingesetzt. Doch zeigten sich allmählich Alterserscheinungen, die Arbeiten in der großen Gemeinde Einsiedeln drückten schwerer und immer schwerer, so daß er am 27. Oktober 1826 den leichtern Posten eines Spirituals im Kloster Glattburg bei Uzwil beziehen mußte. Dort starb er 70-jährig am 26. November 1828. Pietätvoll ist seine Grabstätte auf dem dortigen Klosterfriedhof noch heute erhalten.

Schluß.

Wer die Charakteristik des P. Marian Herzog, wie sie Zschokke zeichnet, aufmerksam liest und mit den angeführten Stellen aus schwyzerischen Geschichtsschreibern über P. Marian vergleicht, wird nicht nur jeden Beweis, sogar jeden leisen Versuch eines Beweises für dessen Darstellung vermissen, sondern klar einsehen, daß die ganze Charakteristik eine böswillige Entstellung ist. Wenn Zschokke sagt : « Doch die bezauberte Menge sah an ihm nur Tugend », so meldet er volle Wahrheit. P. Marian war außerordentlich beliebt und angesehen beim Volke. Und solche Liebe und solches Ansehen muß vollauf verdient sein ; denn es ist eine alte Tatsache, daß das Volk für alle Fehler und Schwächen seiner Seelsorger sehr scharfe Augen hat. Ge-

radezu rührend ist es aber zu sehen, mit welcher Liebe und Sorge Zschokke das Schwyzerland und die dem Schwyzer so teure katholische Kirche umgibt und umhegt, indem er den P. Marian im Brustton der Überzeugung « den Mörder des Vaterlandes *und der Kirche* » schilt, er, Zschokke, der landfremde Magdeburger, der freidenkerische Freimaurer !

Den Gipfel der Verleumdung aber stellt Zschokkes Ausspruch dar : « *Kein* (? ! !) Verbrechen blieb von ihm unbegangen ! ! »

Das ganze Bestreben Zschokkes geht deutlich darauf hinaus, den P. Marian als meineidigen Verräter vor der Nachwelt zu brandmarken, und das ist ihm für gewisse Kreise nur allzu gut gelungen.

Wen hat P. Marian verraten ? Die Schwyzer ?

Was hat er denn getan ? Als er mit seinem Häuflein Einsiedler auf dem Etzel stand, ohne Kommandanten, ohne Offiziere, ohne Munition, völlig verlassen, sich gegenüber 5000 Franzosen, da riet er seinen Einsiedlern, die Franken nicht zu reizen, sondern ohne nutzlose Gegenwehr der Übermacht zu weichen, um wenigstens sich selber zu retten.

Was haben die führenden Herren von Schwyz, ein Landammann Karl Reding und seine Vertrauten und Freunde getan ? Sie haben eine Kapitulation mit General Schauenburg verabredet, haben die Höfe und March preisgegeben und zum Kanton Linth schlagen lassen, sie haben das Kloster Einsiedeln den Franken zur Plünderung hingeworfen, um sich selbst von jeder Kontribution zu sichern, sie haben nicht nur Einsiedeln dem Feinde geöffnet, sondern auch Schwyz, denn die Haggenegg, die Holzegg, die Ibrigeregg waren unbesetzt. Es war ja gar nicht notwendig, sie zu besetzen, hatte doch Schauenburg versprochen, er werde keine Besatzung in das altgefryte Land legen ! P. Marian hat die Schwyzer nicht verraten !

Hat er die Einsiedler verraten ? Nein. Auch die vorgesetzten Herren in Einsiedeln waren für die Kapitulation. P. Marian gab, als er sich und sein Einsiedeln völlig verlassen sah, seinen Einsiedlern den Rat, ruhig heimzugehen und die Franken nicht weiter zu reizen. Und dieser Rat war gut, denn beim ersten Franzoseneinfall kamen die Einsiedler ziemlich gut weg, die Franken beschäftigten sich eifrig mit der Plünderung des Klosters. Allerdings beim zweiten Einmarsch der Franzosen erging es der Einsiedlerbevölkerung schlimmer, als das Kloster völlig ausgeplündert, beinahe als Ruine dastund. Die Einsiedler zu retten, ihnen zu helfen, ihnen zu Liebe, erteilte er diesen Rat.

Aus allen Berichten der hier bewußt so ausführlich angeführten

Quellen der schwyzerischen Zeitgenossen ergibt sich eindeutig, daß die tiefste Ursache des Mißlingens des schwyzerischen Abwehrkampfes nicht in der verfehlten Strategie lag. Eine Armee schafft nicht Gemeinschaft, sondern sie setzt diese voraus. Diese Gemeinschaft bestand in Schwyz ganz offensichtlich nicht mehr. Es war das damalige Verhängnis des Schwyzervolkes, daß seine Führer in Wirklichkeit den Boden entschlossener Gegenwehr bereits verlassen hatten, als sie die Annahme des Kapitulationsentwurfes erwogen. Damit hatten die Franzosen den militärischen Sieg diplomatisch tatsächlich schon gewonnen. Der bewußte Kapitulationsentwurf genügte, um den offenbar schon bestehenden Zwiespalt zwischen Führern und Volk zu erweitern und jenes Vertrauen des Volkes in seine Obrigkeit zu zerstören, das für eine erfolgreiche Staatsführung zu allen Zeiten unentbehrlich war und sein wird. Diese folgenreiche Kluft vermochte auch eine in jahrhundertealter Tradition erstarkte Demokratie nicht mehr zu überbrücken in einem Moment, da sie in Wirklichkeit führerlos geworden zu sein schien. Alle andern Fehler waren entweder der Ausdruck dieser Sachlage, so auch die unwürdige Haltung Paravicinis und anderer militärischer Führer — oder die unvermeidbare Konsequenz dieser wahrhaft tragischen Lage eines von seiner politischen und religiösen Tradition noch stark erfüllten Volkes. In die Reihe dieser Konsequenzen gehört auch der Mangel einer konzentrisch geführten Abwehr. [1]

In diesem bitteren Zwiespalt zwischen einer zögernden, weil nicht mehr einheitlichen, Regierung und einem in seinem urwüchsigen Bauerntrotz sich aufbäumenden Volk entschied sich P. Marian Herzog, der Seelsorger, ganz für das Volk, mit der ungestümen Kraft seines Temperaments. Er war damit in den Gegensatz zwischen Volk und Regierung getrieben. Was immer er erhoffen mochte, mußte scheitern, weil für ein Gelingen die erste Voraussetzung fehlte: die Gefolgschaft der Regierung. P. Marian Herzog war demnach in Wirklichkeit kein *Verratender*, vielmehr ein *Verratener!* Still und eifrig arbeitend in seiner Stellung als Spiritual und Pfarrer ertrug er zeitlebends die Verleumdung, die auf ihm lastete. Interessant ist, wie ruhig er die helvetische Staatsumwälzung im Kanton Schwyz beurteilte: « Es waren freilich im Kanton Schwyz manche tätige Freunde der Franzosen. Alois Reding und mit ihm viele aus den angeseheneren

[1] Diese Momente werden auch von *W. Öchsli*, Geschichte der Schweiz, I, p. 165 ff. völlig übersehen, dafür jedoch die militärischen Fehler zu Unrecht umso nachdrücklicher hervorgehoben.

Familien liebten Religion und Vaterland. Es schmerzte sie im Herzen, daß die Franzosen, deren Grundsätze sie haßten, ihre Konstitution der Schweiz aufdringen sollten. Übrigens wünschten sie sehnlich eine Veränderung der gegenwärtigen Verfassung. Aus ihren politischen Ansichten hofften sie, aus dem neuen helvetischen Verein in Aarau mit der Zeit einen Vorteil für die Eidgenossenschaft. Deswegen halfen sie dazu, daß den 4. Mai auf der Landsgemeinde die angetragene Kapitulation angenommen wurde, welche die Beibehaltung der Religion, Sicherheit der Person und des Eigentums, Schonung für den Kanton von fremden Truppen und Aushebung von Militär zusicherte ». [1]

Wer nun nicht bloß Heinrich Zschokke Glauben schenkt und dessen Nachschreibern, sondern auch die schwyzerischen Geschichtschreiber, die P. Marian persönlich gekannt und mit ihm verkehrt haben, zu Rate zieht, wird ganz sicher zur Überzeugung kommen :

P. Marian Herzog war ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle ! Er war ein gehorsamer Ordensmann, er war ein frommer Priester, er war ein treuer, allbeliebter Seelsorger seiner Pfarrkinder, er war und bleibt für immer *eine Zierde des Gotteshauses Einsiedeln !*

Eine Frage ist nun berechtigt : Ist es nicht angebracht, im Interesse der wissenschaftlichen Wahrheit und der Herzensbildung der schweizerischen Jugend, daß die Geschichtslüge Heinrich Zschokkes von dem sogenannten schwarzen General, dem sogenannten Verräter am Etzel, dem Einsiedler Pater Marian Herzog, aus den wissenschaftlichen Werken wie den Schulbüchern mancher Orte des Schweizerlandes für immer ausgemerzt werde ?

[1] *Herzog*, Geschichte der Religion, p. 470.

Ecoles et bibliothèques du pays de Vaud au moyen âge.

Par Maxime REYMOND.

(Fin.)

X. Auteurs et bibliothèques.

On a quelquefois reproché au diocèse de Lausanne de n'avoir pas donné, au moyen âge, de grands écrivains. Pour que ce reproche fût fondé, il faudrait pouvoir le baser sur la comparaison avec d'autres diocèses, de France notamment. Or, l'évêché de Lausanne peut certainement supporter cette comparaison. Il est peu de diocèses qui puissent présenter des ouvrages de l'ancienneté et de la valeur de la *Chronique* de Marius, du *Cartulaire de Notre-Dame* [1] et des *Mémoires de Pierrefleur* [2], pour ne citer que les principaux, et les noms des poètes Othon de Grandson, Martin Le Franc et Jacques de Bugnin parlent assez haut [3]. Les homélies de saint Amédée [4], les sermons de Jacques de Lausanne [5], les dissertations philosophiques de Pierre Tartaret sont également des œuvres de valeur. C'est à la demande d'un chanoine de Lausanne, Henri Bolomier, que Jacques Bagnyon compose le roman *Fier à bras le Géant* [6] ; à celle du seigneur Antoine de Gingins que son familier François Buffeteau, secrétaire ducal, compose le *Miroir du Monde* [7]. L'évêque Aymon de Montfalcon est un lettré, un poète ; il a auprès de lui des artistes et des poètes qui décorent le château ; le

[1] *M. D. R.*, t. VI et IX.

[2] Publiés à Lausanne en 1856, d'après une copie de la Bibliothèque cantonale vaudoise, n° 342, et réédités en 1933.

[3] Voir les différentes études de M. A. Piaget, archiviste d'Etat de Neuchâtel.

[4] Publiés par l'abbé Gremaud, à Lausanne, en 1866.

[5] Mgr Besson, *L'Eglise et la Bible*, p. 136.

[6] Reymond, *Dignitaires*, p. 275. *M. D. R.*, t. XXXV, p. 211. V. Rossel, *Histoire littéraire*, p. 41.

[7] *M. D. R.*, t. III, 1846. *Bibliothèque universelle*, 1846. Une édition avait déjà paru à Genève en 1517.

poète Antitus lui dédie l'un de ses plus importants et les plus originaux poèmes [1]. Un simple bourgeois d'Estavayer, Johannod de St-Martin, rédige un *Romancium suum mappamundi* que le curé du lieu possédait en 1366 [2]. Le curé de St-Cierges, Claude Pérusset, compose, en 1426, une traduction rimée des sept psaumes de la Pénitence. Le juriste lausannois, Jean de May, est l'auteur d'un *Commentaire du Plaid général* fort développé [3] ; le clerc Louis Daux rédige la *Chronique de Moudon* [4], le syndic Jean Grant fait le récit de la dévastation de Lausanne par les Bourguignons [5]. Si systématiquement, les Bernois n'avaient pas détruit, au XVIme siècle, de nombreux témoins du passé, cette liste s'augmenterait certainement encore.

Les testaments d'ecclésiastiques contiennent d'intéressants renseignements sur la culture intellectuelle de leurs auteurs. C'est le chanoine Girard de Panthéréa qui, en 1270, lègue ses livres de théologie à son neveu, le moine Jean, ses décrétales à son neveu Guillaume, son bréviaire à son collègue Borcard Mastin [6]. Celui-ci, à son tour, en 1289, lègue son Décret et ses décrétales à son neveu, le juriste Borcard de St-Laurent [7]. Un autre chanoine, Bovon Soutey, lègue, en 1295, sa « bibliothèque », soit vraisemblablement sa Bible, au curé Uldry de Baulmes, à la condition qu'il verse 16 livres pour son anniversaire [8]. Le chanoine Bérard d'Ivrée, doyen d'Aubonne, demande, en 1536, qu'on vende ses livres aux fins d'acheter 30 livres de drap gris pour habiller les pauvres [9]. En 1333, le chanoine Guillaume de Lutry donne à deux de ses neveux, s'ils veulent être clercs, à l'un, ses livres de droit civil, à l'autre, ceux de droit canon, entre autres, une *Somme d'Hostie*, ainsi que d'autres ouvrages [10]. En 1360, son parent, le chanoine François

[1] Reymond, *Dignitaires*, p. 144. *Aymon de Montfalcon* dans la *R. H. E. S.* 1920. Conférence de M. A. Piaget, archiviste d'Etat de Neuchâtel, à St-Maurice' en 1924. L'original est aux Archives cantonales vaudoises.

[2] Apollinaire, *Dictionnaire*, t. V, p. 210. Il est possible qu'il s'agisse d'une imitation de la *Mappemonde*, de Gauthier de Metz.

[3] *M. D. R.*, t. VII, p. 315.

[4] *Mémorial de Fribourg*, t. III, p. 337-61. Olivier, *Le Canton de Vaud*, I, 484 p. 105 et Bibliothèque cantonale vaudoise, G. 756. (*Flores sanctorum*).

[5] *M. D. R.*, t. XXVIII, p. 245.

[6] A. C. V., CV^a^ n° 133.

[7] C. V^a^., n°s 237, 242.

[8] C. V^a^., 270. Un moine de Rougemont, Henri Vickbourg de Vacz, remania, en 1481, le *Fasciculus temporum*, chronique de Rollevinck, et fit imprimer sa composition à Rougemont même, suivant les derniers critiques.

[9] A. C. V., série CV^a^, n° 985.

[10] CV^a^, n° 628.

de Lutry lègue au Chapitre, pour le service du maître-autel, son missel blanc, enluminé d'or, et son bréviaire annoté [1]. Le curé de St-Pierre, Michel Frient, donne à son tour, en 1350, à son église, son bréviaire, son Décret, ses décrétales, sept volumes de décrétales annotés par Jean André, ses Clémentines, son code avec une table, et la vente de ses livres produisit 25 livres, quelque chose comme trois mille francs [2]. Le couvent des Dominicains, qui avait reçu les livres du provincial Jacques de Lausanne, s'enrichit de telle manière que le chanoine, Girard d'Oron, fit construire pour lui une *librairie* [3], c'est-à-dire une salle de bibliothèque qui, quelques années plus tard, devait encore recevoir les livres du juriste Etienne d'Yverdon [4]. En 1366, le chanoine Guillaume de Chesaux lègue à la chapelle de Villarimboud son missel annoté et « un livre que l'on appelle *Johabelet* » [5]. En 1369, Uldry d'Avenches, curé de Donatyre, donne à cette église son martyrologe écrit par les frères Nicolet, le psautier que lui avait donné le seigneur Jean et le livre des préceptes des synodes ; à l'église d'Avenches, sa *Lombardica*, ses livres d'exposition des évangiles, son livre pour la prédication du dimanche ; à son frère Conon, curé de Domdidier, son livre des épîtres de Paul ; à son neveu Mermet de la Porte, un autre livre de prédications ; à la chapelle de la Vierge Marie, son missel annoté ; au maître d'école Rodolphe, son manteau [6]. En 1377, le prêtre Michel Poncet demande que sa *Lombardica* soit attachée à la cathédrale à une chaîne pour être consultée. De même, en 1387 [7], le chanoine Pierre de Cluses ordonne de laisser dans la chapelle de l'hôpital Notre-Dame, c'est-à-dire à la disposition des malades, une Bible de Florence (l'édition de Ghislandis) et ses décrétales munies d'une chaîne de fer [8]. Limitons ici cette énumération monotone, mais dont la répétition même a son intérêt. Notons seulement qu'en 1419 encore, l'évêque Guillaume de Challant donna encore au Chapitre la Bible de Nicolas de Lyre, le *Rationale* de Durand et un *Catholicon*, aussi attachés à une chaîne [9] pour en faciliter la lecture et la conservation.

[1] C. VI[d]., 28.
[2] A. V. L., Poncer, *Testaments*, 21, et *Inv. Millioud.*
[3] et [4] A. V. L., *Obituaire des Dominicains.*
[5] A. C. V., CV[a], 1158.
[6] Reymond, *Les anciennes églises d'Avenches*, p. 37.
[7] C. V[b]., 174 b.
[8] A. C. V. CV[a], 1343.
[9] *M. D. R.*, t. XXXV, p. 195, et Dupraz, *Cathédrale*, 208. Sur l'usage des chaînes, voir Mgr Besson, *La Bible et l'Eglise*, p. 37.

XI. La bibliothèque de Guillaume de Challant.

Nous possédons même quelques catalogues complets de bibliothèques. Voici tout d'abord [1] une simple feuille de papier, format *in octavo*. Le papier mesure 21 ½ centimètres sur 15. Il porte comme filigrane un lac d'amour dont nous ne retrouvons pas dans Briquet le type exact, mais qui semble indiquer une origine savoyarde, assez naturelle. L'écriture est celle employée communément au début du XVme siècle : l'auteur n'emploie que des chiffres arabes, dont la forme, celle du 4 et du 7, en particulier, atteste l'époque. Toutefois, et c'est une curiosité de cette bibliothèque, si l'inventaire est du commencement du XVme siècle, la collection elle-même a été sûrement formée à la fin du XIIIme ou au début du XIVme siècle. Elle nous conduit en effet en pleine discussion théologique de ce temps. Nous y voyons figurer l'école des théologiens qui, avec saint Bernard, Alexandre de Hallès et saint Bonaventure, affirme que c'est par la volonté que l'homme atteint Dieu. Mais manifestement, l'école contraire, celle des dialecticiens, qui s'appuie sur Aristote, commenté par Pierre Lombard, le Maître des sentences, par saint Albert le Grand et par saint Thomas d'Aquin, et qui a foi dans la raison même pour arriver à la connaissance divine, est celle à laquelle se rattache le fondateur de la bibliothèque. La majeure partie des soixante volumes de cette collection se rapporte à cette école. D'autre part, sauf un volume du XIVme siècle, qui semble égaré ici, tous les ouvrages que l'on peut identifier sont antérieurs à 1300. L'écrivain le plus récent dont on indique le nom est Henri de Gand, le docteur solennel, adversaire de saint Thomas, mort en 1293, mais les deux grands écrivains qui suivent immédiatement après, Duns Scot (mort en 1308) et Roger Bacon (mort en 1292) manquent à la liste, de même que tout écrivain postérieur, comme Pétrarque.

Qu'était le fondateur de cette bibliothèque ? On peut préciser sa profession. Il a quelques livres de droit. La musique lui est connue par une œuvre classique de saint Augustin. Les classiques romains ne sont représentés que par Sénèque et Térence. Aucun roman, roman de chevalier ou autre. Le bibliophile est un ecclésiastique habitué aux hautes et subtiles discussions spirituelles. S'il n'est pas professeur de théologie, c'est sans doute un savant et riche chanoine, riche parce

[1] A. C. V., série IV, n° 494 *bis*. Voir un fac-simile dans notre étude sur *Guillaume de Challant*, évêque de Lausanne (Aoste, 1934).

que c'est témoigner d'une certaine aisance que de posséder, en l'an 1300, cinquante et quelques volumes de parchemin. C'est peut-être un évêque.

Cette supposition n'est pas toute gratuite. Nous avons dit que le catalogue est beaucoup plus récent que la *librairie*, le papier étant du début du XVme siècle. Ajoutons qu'aux volumes de parchemin s'ajoutent 10 volumes de papier, d'un intérêt secondaire, mais dont l'existence marque la même époque. Or, remarquons que, dans son testament du 28 août 1419, l'évêque de Lausanne Guillaume de Challant donna tous ses livres au collège des Innocents qu'il venait de fonder. Le testament n'énumère pas ces ouvrages, mais nous possédons un inventaire de la bibliothèque des Innocents, du 2 avril 1529, et ce répertoire reproduit presque textuellement les titres de 27 des ouvrages du catalogue anonyme. Pour l'un d'eux même, l'une des mentions complète la précédente en confirmant par là même l'origine commune. Le livre *de ultimo fine hominis* est appelé, en 1529, *Didastolicum magistri Philippi de ultimo fine hominis*. Le catalogue inédit est manifestement celui de la *librairie* léguée en 1419 aux Innocents par Guillaume de Challant et l'on remarquera que, dès lors, jusqu'en 1529, elle ne s'est augmentée que de peu de livres, elle en a perdu beaucoup, et les livres nouveaux sont plutôt des manuels que des ouvrages de fond. L'inspiration n'est pas la même.

L'évêque Guillaume de Challant possédait donc la bibliothèque dont nous avons le catalogue. Mais, manifestement, il ne l'avait pas formée lui-même, car il y eût certainement ajouté des ouvrages théologiques et juridiques du XIVme siècle tout au moins ; d'autres dons de sa part montrent qu'il en possédait. Or, ce n'est pas le cas. Est-ce la bibliothèque d'un de ses prédécesseurs dont il aurait hérité ? Est-ce une collection acquise en bloc d'un autre ecclésiastique ou encore d'une autre école ? Nous ne savons. Quoi qu'il en soit, le prélat a donné aux Innocents les ouvrages scolastiques de fond les mieux propres à leur donner une forte culture. Mais aucun de ces livres n'est parvenu jusqu'à nous, ou tout au moins inscrit dans l'une ou l'autre de nos bibliothèques publiques.

XII. La bibliothèque du chanoine François de Vernets.

Le second catalogue que possèdent les Archives cantonales vaudoises [1] n'est plus une simple feuille de papier, mais un cahier signé

[1] A. C. V., série C IV, n° 494^bb^.

et daté. Nous nous trouvons en présence d'un inventaire des livres du chanoine François de Vernets, dressé le 22 novembre 1515 et renouvelé une vingtaine d'années plus tard, à l'aube de la Réforme. Le catalogue original contient 50 ouvrages, dont quelques-uns ont plusieurs volumes. Le second catalogue indique 59 volumes de plus que le précédent. A la suite, se trouve un inventaire de vaisselle et d'objets d'église ayant appartenu au chanoine de Vernets. Le cahier est un étroit *in folio* de 24 pages, écrit des deux côtés, sauf trois pages blanches. Le filigrane est à la couronne impériale ou tiare, suivant les modèles que Briquet tire de l'Etat de Venise à la fin du XVme siècle et qui ont été imités dans la première moitié du XVIme dans notre pays même.

Nous nous trouvons, cette fois-ci, sur un terrain plus facile et plus solide que pour le document précédent, car le chanoine François de Vernets est l'un des dignitaires de l'Eglise de Lausanne les plus connus du XVIme siècle et l'un des familiers les plus intéressants de l'entourage des deux derniers évêques Aymon et Sébastien de Montfalcon.

François de Vernets est originaire du diocèse de Genève, de Fleyrieu ou Fleyrié en Faucigny, près de Tanninges [1]. Il devait être né un peu avant 1470, et nous le trouvons pour la première fois, en 1496, vicaire et recteur, c'est-à-dire administrateur de la cure de Mollens, au pied du Jura. Lorsque, deux ans plus tard, l'évêque Aymon devint administrateur de l'Evêché de Genève, il se fit connaître à lui et quand, peu après, le prélat perdit, à peu de distance l'un de l'autre, ses deux secrétaires, Perceval Gruet et Pierre Roset, ce fut François de Vernets qui fut appelé à les remplacer. On voit, dès lors, ce dernier pourvu de bénéfices à Genève et à Moudon ; l'évêque le fit entrer, en 1508, au chapitre cathédral de Lausanne, où, son stage accompli, il prit place le 1er juin 1509. Quatre ans plus tard, le chapitre l'appellera à l'emploi important de cellérier, c'est-à-dire d'administrateur des domaines et des revenus capitulaires, charge qui demande de la clarté, de l'ordre et du sens pratique.

C'est bientôt après que François de Vernets dresse l'inventaire de sa bibliothèque. Pénétrons à sa suite dans sa collection, car elle nous fera mieux comprendre l'homme et le rôle plus important qu'il jouera dans la suite dans l'administration de l'Eglise de Lausanne.

La bibliothèque du chanoine de Vernets est celle d'un homme

[1] Reymond, *Dignitaires*, p. 460.

ayant une culture très étendue et variée. Il possède une édition grecque des lettres de saint Jean Chrysostome, et un vocabulaire où est exposée la langue « theutonique » montre qu'il avait appris l'allemand. Il a des livres sur les vertus des herbes et des plantes, la manière d'enter et de planter, un ouvrage sur les épidémies. Il est au courant des romans à la mode, possède deux exemplaires du *Congé prins du siècle séculier* de Jacques de Bugnyn, les *Folles entreprises* de Gringoire et la *Danse des aveugles* de Michaut. Sa bibliothèque, formée presque exclusivement d'imprimés, contient plusieurs traités sur l'art du notariat et sur les formules des avocats et des procureurs à la cour de Rome, nécessaires à un fonctionnaire qui devait être en rapports continuels avec des hommes de loi.

Mais nous sommes très loin des spéculations spirituelles du créateur de la première bibliothèque. Sans doute, en tête de son inventaire, François de Vernets indique les quatre volumes de la Bible publiés avec les commentaires de Nicolas de Lyre et les lettres de saint Jérôme. Mais les grands docteurs du XIIIme siècle lui sont inconnus, saint Thomas d'Aquin n'est marqué que par un *Confessionale*. Il n'a pas même les grandes curiosités théologiques de son époque : rien d'Erasme, de Pic de la Mirandole ou de Lefèvre d'Etaples. Il n'a pas jugé utile de se procurer un des écrits du célèbre professeur de scolastique en Sorbonne, Pierre Tartaret, qui est cependant son collègue au chapitre de Lausanne, et le grand ouvrage de son autre collègue Claude de Seyssel sur la *Monarchie* ne figure pas dans sa collection.

En revanche, nous y trouvons quantité de traités, de rituels, qui sont des abrégés de la doctrine chrétienne, présentés avec plus ou moins d'autorité pour l'usage courant, tout d'abord le fameux *Catholicum magnum*, puis divers manuels à l'usage des confesseurs, un exposé des offices, un *Alphabetus sacerdotum*, un *Manipulus curatorum*, etc., etc. Ce sont là des ouvrages de second ordre, qui servent aux besoins courants des hommes pressés et formalistes, mais ne leur permettent guère de se retremper dans les principes mêmes de la foi.

L'intérêt du chanoine de Vernets se porte ailleurs et en cela, il est bien de son temps. Les œuvres d'Ovide, de Juvénal, de Virgile, de Cicéron, de Lactance, de Lucien et de Lucain, d'Aemilius Probi et de Diogène le Cynique sont largement représentées. Notre chanoine est un humaniste. Il vise surtout au beau langage latin. Il a deux ou trois exemplaires de la règle des élégances latines de Laurent Valla et de celle de François Nigri, la *Cornucopia* de Perotti, comme aussi

les *Epistolae illustrium virorum* de Jossé Bade. C'est à la forme surtout qu'il s'intéresse car, nous le répétons, les humanistes chrétiens eux-mêmes lui sont à peu près étrangers. Il est vrai que nous ne savons pas quelle était la bibliothèque de son voisin et ami où il pouvait puiser, ni celle du Chapitre, et la Bibliothèque des Innocents lui offrait d'autres aliments.

Pourtant, ce catalogue ne saurait nous tromper beaucoup. Le chanoine de Vernets n'est pas une de ces hautes intelligences, semblables à celles que nous avons vues apparaître au seuil du XIVme siècle. C'est un homme moyen, préférant les ouvrages de vulgarisation aux sources, plus curieux des problèmes naturels que des grandes questions vitales, suivant le courant de l'humanisme à la mode.

* * *

Vingt ans se passent. Le chanoine de Vernets est au Chapitre de la cathédrale de Lausanne l'un des personnages les plus considérés. Après Aymon de Montfalcon, l'évêque Sébastien l'a comblé de titres et de bénéfices. Notre homme est curé de Riaz, de Champvent, de Rances. Il est le chef effectif de l'officialité, qui est le centre de l'administration et de la juridiction épiscopales, il a rempli les fonctions de vicaire général. L'évêque le désigne pour aller parler au Conseil et au peuple de Lausanne en 1525, à une époque troublée, en 1528, pour aller plaider sa cause auprès de l'empereur d'Allemagne, à la diète de Spire, en 1531 pour aller affirmer à Fribourg le dévouement religieux des Lausannois. Rome, avec la curie de laquelle le chanoine de Vernets est en correspondance suivie, en a fait un protonotaire apostolique. Il est enfin resté l'un des hôtes assidus du Chapitre et son cellérier préféré.

C'est à ce moment que le chanoine de Vernets se décide à redresser le catalogue de sa bibliothèque. Il n'a malheureusement pas daté ce nouveau document et nous ne pouvons le faire avec certitude. Il y fait figurer entre autres le *Champfleury* de Geoffroi Tory, paru pour la première fois en 1529, et un livre d'arithmétique, la *Vraye manière pour apprendre à chiffrer et compter*, que Brunet dit avoir été imprimé à Lyon, vers 1530. Le nouveau catalogue est donc un peu postérieur à cette date. Il a une étendue double de l'ancien et en diffère sensiblement.

Des livres anciens ont disparu. C'est ainsi que l'on ne voit plus trace des sermons de Carême, manuscrits dont le chanoine de Vernets faisait autrefois usage. Une soixantaine d'autres ouvrages les ont

remplacés et il y en a cent vingt au total. Le bibliophile les groupe en cinq catégories : livres religieux, livres d'humanités, livres en langue vulgaire, livres d'arithmétique et livres de droit.

Si le chanoine de Vernets est l'administrateur habituel du chapitre, c'est qu'il tient à exercer consciencieusement son office. C'est pour cela qu'il a acheté le *livre d'arithmétique* composé par M. de la Roche, lequel a été imprimé à Lyon en 1520 et forme un gros volume de 234 pages, contenant entre autres le plus ancien traité d'algèbre en français. Sa charge d'official lui a fait acheter une dizaine de livres de droit, les décrétales, les clémentines, les décisions de la Rote, des commentaires de juristes : Cepolla, Longolio, Philippe Dèce, Guillaume de Mont, Dyn de Muxelles. Ses ouvrages en langue vulgaire se sont accrus du *Roman de la Rose*, de *Champfleury*, du *Peregryn*, du *Cimetière des malheureux*, d'un petit livre de Noëls et du *Trésor des pauvres*, ouvrage médical très en vogue d'Arnoult de Villeneuve.

Les deux classes les plus fournies sont celles des livres religieux et des livres d'humanités. Dans la première série, il s'agit principalement, comme autrefois, de manuels et d'abrégés. L'ouvrage le plus important est une *Somme théologique* d'Antoine de Ghislandis, archevêque de Florence, en quatre volumes. Le chanoine de Vernets fait enfin accueil aux *Questions morales* de son collègue Tartaret. Il a le commentaire de Gabriel Biel, de l'université de Paris, sur les *canons*. Il a acquis les lettres du rabbin Samuel sur l'Ancien Testament et les œuvres de Pétrarque, mais l'humanisme chrétien n'est pas mieux représenté que précédemment. Décidément, il faut faire abstraction du voisin charitable.

Mais d'autres classiques latins sont venus rejoindre les premiers. Le chanoine de Vernets possède maintenant des éditions de Tite-Live, en latin et en français. Il a Valerius Probi, Flavius Joseph, Pline, Valère Maxime, d'autres ouvrages d'Ovide et de Cicéron. La *Grammaire* d'Alde lui permet de mieux connaître son latin. Il s'intéresse un peu plus aux événements contemporains. A côté d'ouvrages sur saint Bruno et saint Bernard, il a acquis la chronique des rois de France, de Robert Gaguin, des opuscules sur l'histoire de Rome et celle des empereurs, un livre de la guerre des Rhodes et un récit des victoires remportées en Afrique par le roi de Portugal.

Et c'est à peu près tout. Depuis quarante ans, le monde intellectuel de l'Europe entière est en ébullition : les livres du chanoine de Vernets ne nous en donnent qu'un très pâle reflet. La Réforme

déchire l'Eglise, elle est installée à Berne ; peut-être, l'est-elle déjà à Genève. Quatre opuscules seulement font allusion, dans cette bibliothèque, à cette révolution : une *querella ecclesie*, un *Libellus de Reformatione Romanae* de J.-A. Modeste, un *Libellus contra Lutherianos* et des lettres sur le même sujet. Les indications données sont trop vagues pour qu'il soit possible d'identifier ces ouvrages. Mais aucun d'eux ne paraît être de premier ordre. Vraiment, le chanoine de Vernets était peu curieux.

Tel qu'il était à 40 ans, il se retrouve à 60. C'est un dignitaire très consciencieux, accomplissant méthodiquement sa tâche, lisant des livres à la mode, ceux qui troublent le moins sa quiétude.

Et voici que la bourrasque de 1536 surprit le chanoine et protonotaire François de Vernets. Il habitait alors une belle maison avec une grande cour, que l'on appelait la *tort de Bibliaz* et qui était située sous la cathédrale, à Couvaloup, à peu près à l'entrée actuelle de la rue Fabre. C'était un homme calme. La débâcle du régime catholique ne l'émut pas. Il ne passa pas à la Réforme, car on le voit, après 1536, curé de Vionnaz en Valais, bénéfice qu'il possédait depuis vingt ans. Mais il ne suivit pas ses collègues du Chapitre en exil, et il demeura dans sa maison de Couvaloup. On l'y retrouve encore neuf ans plus tard, en 1545, jouissant de cet édifice et d'une pension de Berne, de même qu'un autre chanoine du même âge, Laurent Cinquensod, qui avait été curé de St-Laurent et avait occupé des postes en vue. Leurs Excellences l'avaient gardé à Lausanne, peut-être à cause de sa vieillesse, peut-être aussi à cause des services qu'il pouvait leur rendre à raison de ses anciennes charges de cellérier et d'official. Et c'est ainsi que, octogénaire, le chanoine de Vernets paraît être mort paisiblement à Lausanne ou à Vionnaz, s'accommodant d'un régime contraire à celui dans lequel il avait joué un rôle si brillant. Cela peut surprendre, mais sa conduite s'explique mieux lorsqu'on connaît le médiocre intérêt qu'il portait aux discussions théologiques, et elle nous aide aussi à comprendre la mentalité d'une bonne partie de son entourage lausannois. Un de ses collègues, le chanoine Jean Grand, qui fut un des présidents de la Dispute de Lausanne et fut aussi official de Sion, était un personnage du même genre. A son lit de mort, en 1548, il demanda que l'on mît sur son cercueil, au lieu du calice, un livre de droit canon et un livre de droit civil, attendu qu'il s'en était plus occupé que de ses fonctions sacerdotales [1].

[1] A. C. V., *Analyses Dumont*, fonds Martines.

Le chanoine de Vernets ne laissa pas ses biens à Lausanne. Un inventaire, à la suite de son catalogue, montre qu'en 1536 il avait fait porter, dans sa cure de Vionnaz, la majeure partie de sa vaisselle, ainsi que des vêtements ecclésiastiques, des livres de parchemin ayant appartenu à la chapelle de l'Eucharistie, les draps et ornements de la chapelle de St-Léger et des livres et des écritures concernant les affaires du Chapitre. C'est là sans doute aussi que passa sa bibliothèque, car il semble que rien n'en demeura à Lausanne, du moins n'en trouve-t-on aucun vestige à la Bibliothèque cantonale. Plus tard, bibliothèque et papiers échouèrent dans la famille Devanthéry, de Muraz, près Monthey, qui les conserva pendant des siècles. Quelques papiers arrivèrent par suite d'achats, il y a une quarantaine d'années, aux Archives cantonales. D'autres partirent pour la France, d'où ils revinrent finalement chez nous, et c'est ainsi que le catalogue de la bibliothèque du chanoine François de Vernets a rejoint aux Archives d'Etat l'ancien catalogue de la bibliothèque ecclésiastique qui reposait dans la cathédrale depuis plusieurs siècles.

XIII. Les mystères.

Notre étude serait incomplète si nous ne parlions de cet autre élément d'enseignement que furent les *mystères*. Les comptes de toutes les villes vaudoises mentionnent ces représentations, avec une fréquence qui témoigne de leur popularité. Le *mystère* le plus souvent joué est celui de la *Passion* de Notre-Seigneur. A Grandson, en 1431, le Conseil donne 6 sols à deux prêtres qui ont donné le *dict* de la Passion [1]. C'étaient évidemment les directeurs de la représentation. La *Passion* est jouée à Lausanne, sur la place de la Palud, le jour de la Fête-Dieu de l'an 1453. A Yverdon, en 1488 [2], à Moudon, en 1480 [3], à Estavayer, en 1478, 1490 et 1517 [4], des ecclésiastiques et des laïques représentent la *Passion* le jour du Vendredi Saint et la *Résurrection* le lundi de Pâques. Cette double représentation, à peu de distance, dans deux villes rapprochées l'une de l'autre, semble indiquer que l'on se passait, d'une ville à l'autre, le manuscrit du mystère, et peut-être que les acteurs étaient les mêmes. A Estavayer, en 1478, la ville donna 6 livres aux prêtres et bourgeois qui avaient joué au cimetière;

[1] A Grandson, *Comptes de ville.*
[2] Crottet, *Histoire d'Yverdon*, p. 246.
[3] Comptes de la ville de Moudon.
[4] Grangier, *Annales d'Estavayer*, p. 256.

c'était à peu près 600 fr. La ville d'Yverdon paie, trois ans après, 4 livres 6 sols. En 1518, la *Passion* est joué à Villeneuve, dans l'église paroissiale elle-même, et la bourse communale participe aux frais pour trois florins [1].

Les comptes de la ville d'Orbe, pour 1467, publiés par M. Frédéric Barbey, donnent de curieux renseignements sur une représentation de la *Passion* qui eut lieu cette année-là [2]. Tout d'abord, le dimanche des Bordes, 15 février, la ville donne 8 sols à Me Hugoz Florin et à ceux qui « firent l'ystoire ». Il semble qu'il s'agisse là du compositeur de la pièce, peut-être un maître d'école ; plus tard d'ailleurs, on lui donne encore 20 sols « pour la peine qu'il a eue de la *Passion* ». Puis les comptes entrent dans des détails que nous reproduisons tels quels :

« Pour cinq *traz* employ ou piez de la grand croi, achité de Jehan Garin 5 s.

« A Jehan Bertin pour dues pièces de boys, l'une mise en la grand croy et de l'autre l'on fit le dues petites croy 3 s.

« A Nicolet Bazan pour les *lan* de luy achité duquel on fit le sépulcre 4 s.

« Pour troy quarteron de cloz employ tam ou sépulcre comme sur l'*oges* 15 d.

« A quatre compagnyon qui se gardirent la nuyt du Grand jeudi (jeudi saint, 26 mars) pour les drap et cultines qu'estoient estendus 4 s. 6 d.

« Eis pourtez (portiers) de la ville et à troy aultres compagnyon qui gardirent la ville et les portes dementre (pendant) que on jue la passion 4 s.

« Ou frère prescheour qui a prechiez toute la carême et se aydaz a faire la Passion 42 s.

« A maistre Hugo Florin, pour la peinaz qui a euz de la Passion 20 s.

« Le Vendredi saint (27 mars) pour pain, vin et poisson pour la cenaz du jeuz de la Passion 6 s.

« Chiez Jaquet Borgeis, pour le digné de ceux qui gardirent le tour de la croy 3 s. 2 d.

« Chiez ledit Jaquet pour le vin beuz au matin le lundi aprest Pasque (30 mars) que l'on juaz la Résurrection, présent Glaude d'Arnex, Piere Costabloz (chiffre manque)

[1] *Revue historique vaudoise*, 1912, p. 45.
[2] Comptes de Villeneuve.

« Pour la pinture de la grosse croy que Jehan Caverniez pourtoit 3 s.
« Item pour la pinture de la petite croy portative et de la dyademaz 12 d.
« Item et pour la pinture de corones despines, cloz, plaes (plaies) tant le vendredi come le londi 3 s.
« A Pierre Sechaul pour les cloz et aultres choses myses en la grand croy 2 s.
« Chiez Pierre Saget pour le soppé de LXVIII personnes 4 livres ».

Il s'agit ici du souper offert à toutes les personnes qui avaient contribué aux deux représentations. Si une part d'entre elles étaient des conseillers ou des notables, il n'en est pas moins vrai que le nombre des acteurs mêmes devait être important.

Il y avait d'autres représentations que celles de la Passion. Les mêmes comptes de la ville d'Orbe indiquent qu'en 1463 le maître d'école et d'autres jouèrent une « farce », le jour du Carnaval, et un « jeu », le dimanche avant la translation de saint Nicolas (8 mai) ; l'année suivante, les mêmes donnèrent une « ystoire » à la saint Germain (28 mai) et, trois jours plus tard, à la Fête-Dieu, plusieurs compagnons jouèrent « en fiction quand l'on pourtoyt la procession, la Passion Nostre Seigneur »[1]. Dans d'autres villes, on voit d'autres *mystères* représentés : à Payerne, celui de saint Nicolas[2], à Estavayer, à Lausanne, celui des Rois[3] ; à Moudon, des *moralités*, en 1480, là légende de saint Etienne en 1507, la vie de Lazare en 1526[4] ; à Villeneuve en 1466 l'histoire de saint Paul[5].

A Lausanne, on joue une ou deux fois par an, à l'occasion d'une fête religieuse, et aussi à l'occasion de l'arrivée d'un grand personnage, d'un évêque, d'un prince, du Pape Félix V. C'est ainsi que les acteurs donnent, en 1427, l'histoire de la *Dispute de l'âme et du corps*, en 1459, l'histoire de sainte Suzanne, en 1461, une première fois l'*Etat du monde* lors d'une réception de l'évêque Georges de Saluces, et quelques semaines plus tard la *Création d'Adam*. De 1438 à 1453 tout au moins, le metteur en scène et régisseur général fut le même personnage, un

[1] F. Barbey, *Comptes d'Orbe.*
[2] Reymond, *A travers les vieux comptes de Payerne.*
[3] Apollinaire, *Dictionnaire*, t. V, p. 176 « Livré, le jour de l'Epiphanie à certains compagnons qui firent les rois 10 pots de vin, soit 4 s 2 deniers » *(comptes de Lausanne* de 1440*)*.
[4] *Comptes de la ville de Moudon.*
[5] Comptes de Villeneuve.

certain Jean Piaget, qui fut en 1460 syndic de la ville inférieure. La ville lui paie pour cela 3 livres en 1438, 4 livres 8 sols en 1435 [1].

Les représentations théâtrales à Lausanne paraissent même avoir quelque chose d'habituel. En 1488, on recula d'une semaine le renouvellement du Conseil de ville, à cause d'une représentation qui devait se donner sur la place de la Palud, qui était à la fois le lieu des assemblées populaires et des spectacles (on jouait aussi au cimetière de la cathédrale). On voit même des représentations paroissiales. Ainsi, le dimanche 10 août 1461, jour de la saint Laurent, la jeunesse de la paroisse de St-Laurent joua sur la Palud l'histoire de sainte Suzanne.

Parfois, la séance avait plus grand apparat. Le jour de la Fête-Dieu 1440, arriva à Lausanne en grande pompe, le duc Amédée VIII de Savoie, qui venait d'être nommé Pape par le Concile de Bâle, sous le nom de Félix V. On avait dressé sur la place de la Palud une estrade pour la scène et les auditeurs, et les comptes montrent que l'on se servait d'un matériel courant, remisé entre deux représentations aux halles du Pont. La fontaine de la Palud fut « tapissée », soit ornée de tentures. Jaquet Faucoz, d'une bonne famille de Lausanne, fit jouer une « estoire » des Innocents, pour laquelle il reçut 3 livres de récompense, et il avait comme acteurs non seulement des Lausannois, mais encore des gens venus de Moudon, de Payerne et d'Estavayer. On avait, en outre, fait venir des joueurs de paume d'Yverdon. Si l'on ajoute une musique, on voit que c'était là un programme de gala très moderne [2] !

XIV. Imprimeurs, libraires et éditeurs lausannois.

En 1493, Jean Belot, de Rouen, imprima, à Lausanne, un *Missel* lausannois. L'exemplaire que l'on en connaît porte cette mention : « Impressa Lausanne urbe antiquisima impensa arte et industria solertis et ingeniosi viri Magistri Johannis Belot insigni civitate Rothomagensi ortum ducentis. Nulla calami enaratione, sed quadam artificiosa characterizandi ac imprimendi inventione missalia summa

[1] E. Chavannes, *Manuaux de la ville de Lausanne*, t. XXXV des M. D. R., p. 187.

[2] *Comptes de la ville* et *M. D. R.*, t. XXXV, 168. Notons ici que M. le professeur Paul Aebischer, de l'Université de Lausanne, a établi qu'on jouait en 1521 des « farces » à Vevey, à « l'abbaye », c'est-à-dire à la société de la jeunesse.

cum diligentia emendata feliciter finiunt. Anno salutis nostre M CCCC nonagesimo tercio Kalendas decembris. Sedente Reverendissimo presule Aymon de Montfalcone, Lausan. episcopo, comite principeque imperii dignissimo [1]. » C'est la seule impression de livre à Lausanne que nous connaissions, et Belot alla se fixer plus tard à Genève. Cependant, il est possible qu'il y en ait eu d'autres. Berne ayant fait systématiquement la chasse aux livres liturgiques catholiques, missels, manuaux, bréviaires, psautiers, livres d'heures et en ayant prescrit la destruction, l'absence d'autres spécimens ne signifie rien [2]. D'autant moins que l'on retrouve ici et là des exemplaires de manuels lausannois non encore étudiés. Ainsi le *Manuale* qui se trouve au British Museum de Londres, dont le frontispice très curieux représente Jésus sur les genoux de sa Mère, lisant les Evangiles [3]. Il paraît toutefois certain que l'on dut peu imprimer à Lausanne, puisque l'on voit l'évêque Aymon de Montfalcon se servir de Genève et de Lyon pour d'autres impressions, celle des *Constitutions synodales*, en 1494, celles d'un *bréviaire*, en 1504, d'un *Missel*, en 1505 et d'un *Rituale* [4].

Nous ne connaissons le nom que d'un seul libraire de Lausanne, M. Amédée Jaquemet, témoin d'un acte en 1528 [5]. Il en existait cependant d'autres. C'est ainsi que Cibrario relève dans les comptes de la Trésorerie de Savoie que Nicolas de Tarse, précepteur du futur duc Philibert de Savoie, acheta, en 1476, toute une collection de classiques : Hérodote, Macrobe, Virgile, Ovide, Salluste, Térence, Varron, Pompée, Justin, la vie d'Esope, ainsi que des ouvrages récents : les règles de Garin, la grammaire et la rhétorique de Trapesonce, les Elégances de Valla et la Somme des élégances [6]. Prix 25 florins.

Il y avait donc bien des libraires, mais ces libraires ne nous sont connus que sous la désignation générale de marchands, par le fait qu'ils vendaient autre chose que des livres, des peaux de parchemin,

[1] Delarue, *Les débuts de l'imprimerie, Jean Belot à Genève et les bréviaires de Lausanne*, dans *Genava* III, 297-307. Bernus, *L'Imprimerie à Lausanne et à Morges jusqu'à la fin du XVI*me siècle.

[2] Delarue, conférence à St-Prex, 1926.

[3] F. Dubois, *Semaine catholique*, 1927. Reymond, *Almanach social catholique*, 1926. Un autre exemplaire est à la Bibliothèque de Genève.

[4] Déjà, vers 1479, l'évêque Benoît de Montferrand avait fait imprimer un bréviaire, à Genève, chez Steinshaber.

[5] A. C. V., Minutaire du notaire P De Neschel, p. 125.

[6] Martignier et de Crousaz, *Dictionnaire historique du canton de Vaud*, p. 1017.

du papier et des marchandises peut-être fort différentes. Un marchand du moyen âge tient un bazar dans sa boutique.

La preuve que le libraire se cache parfois sous le marchand est donnée par un psautier et bréviaire de Lausanne, imprimé à Genève, par Louis de Cruse, travail achevé le 27 mars 1509 et qui comporte 526 et 368 pages, petit in quarto. On y lit : « Incipit Psalterium cum Antiphonis, versibus et hymnis, prout per anni circulum in Ecclesia Lausanensi, cantatur » et « Explicit... Impressum per Ludovicum Cruse civium Gebennarum impensis discretorum virorum Philiberti de Tel et Petri Barraux, dicte Civitatis Lausannensis mercatoribus in eodem pro nunc degentibus »[1].

Il y a deux choses importantes à considérer dans cette indication. La première, c'est que ces deux marchands ne travaillent évidemment pas dans un but désintéressé. Ils font imprimer un livre pour le vendre. Ils sont donc *libraires*, au sens absolu du mot. Ils sont en même temps *éditeurs*. En effet, ce n'est point l'évêque qui prend l'initiative de cette impression : ce sont deux libraires qui s'associent, à leurs risques et périls, pour une publication nouvelle. Nous nous trouvons donc en présence d'un véritable commerce de livres.

Nous voyons par là, et par l'ensemble de ce que nous venons de dire, que le diocèse de Lausanne, le pays de Vaud particulièrement, n'avait rien à envier, au point de vue de la culture intellectuelle, aux diocèses et aux pays d'alentour, et que cette culture était étendue et forte. C'est la seule conclusion que nous désirions retenir.

[1] L'exemplaire qui contient cette dernière mention appartient à M. le docteur Barraud, à Lausanne. M. Delarue, dans *Genava*, III, 302-307, décrit l'édition de 1503 dédiée à l'évêque Aymon de Montfalcon.

Der hl. Karl Borromäus und die Einführung der Kapuziner in die Schweiz.

Von P. Siegfried WIND O. M. Cap.

Der hl. Karl Borromäus, dieser große Freund und Beschützer der katholischen Schweiz, hat sich bekanntlich um die Einführung der Kapuziner in unser Land große Verdienste erworben.

Von 1578 an hat er dieses Werk, von welchem er sich viel Gutes versprach, auf jede Weise, mündlich und schriftlich gefördert. Er hat alles daran gesetzt und unermüdlich gearbeitet, um die starken Widerstände zu brechen, welche damals bei den höheren Obern der Kapuziner gegen eine Verpflanzung ihres Ordens in die «unwirtliche» Schweiz vorhanden waren. Drei Jahre lang hat er beim Provinzial der Mailänder Kapuziner, beim Ordensgeneral in Rom, beim Kardinalprotektor des Ordens, ja selbst beim Papste, bald persönlich, bald durch seinen römischen Agenten Spetiano Schritte getan oder tun lassen, bis endlich das Ziel erreicht war, bis das Generalkapitel des Ordens im Mai 1581 die Gründung eines Klosters in Altdorf beschlossen und die ersten Brüder dorthin abgesandt hat. Sie sind am 1. Juli 1581 daselbst eingetroffen.

Als Karl später aus einem Briefe des ersten Obern der neuen Niederlassung, des P. Franziskus von Bormio, vom 4. Januar 1582, vernahm, daß diesem die Annahme weiterer Orte in der Schweiz und daher die Ausbreitung des Ordens über Altdorf hinaus vom Ordensgeneral untersagt worden war, ruhten er und der Apostolische Nuntius Bonhomini nicht, bis dieses Verbot fiel und die Gründung weiterer Klöster in der Schweiz gestattet wurde. Zweifellos war es vor allem seinen unermüdlichen Anstrengungen und seinem mächtigen Einflusse zu verdanken, daß die Kapuziner schon 1581 in der Schweiz Fuß fassen konnten, und der ersten Gründung in Altdorf bald weitere gefolgt sind, so daß schon 1589 eine neue selbständige Provinz mit sieben Niederlassungen (in Altdorf, Stans, Luzern, Schwyz, Appenzell,

Solothurn und Baden) errichtet werden konnte. Das ist sein großes Verdienst.

Freilich hat sich inbezug auf den Zeitpunkt, da der hl. Karl anfing, die Berufung der Kapuziner in die Schweiz zu fördern, allmählich eine *Legende* gebildet, welche einer näheren Prüfung nicht Stand hält.

Es ist nämlich schon wiederholt geschrieben worden, der hl. Karl habe auf seiner berühmten Schweizerreise im August 1570 die führenden Männer der innern Schweiz auf die Kapuziner aufmerksam gemacht und ihre Einführung in die Schweiz empfohlen. [1]

Das ist nun völlig unrichtig. *Der hl. Karl hat auf seiner Schweizerreise die Einführung der Kapuziner in unser Land sicher nicht empfohlen.* Seine großen Verdienste um dieses Werk hat er sich erst mehrere Jahre später erworben.

Zunächst sei darauf hingewiesen, daß in den *zeitgenössischen* Dokumenten, in den zahlreichen Briefen, welche dieses Geschäft betreffen [2], nirgends eine Berufung oder auch nur die leiseste Andeutung auf eine solche Empfehlung durch den Heiligen bei Gelegenheit seiner Schweizerreise 1570 zu finden ist, selbst dort nicht, wo man natürlicherweise eine solche durchaus erwarten sollte, nämlich in den ersten Briefen, welche Oberst Lussy und Ritter Walter Roll in dieser Angelegenheit an den hl. Karl gerichtet haben. Lussy bat um Kapuziner am 11. September, am 9. Oktober und besonders am 5. November 1570, Walter Roll am 1. März 1578. [3] Beide ersuchen Karl, sie in dieser Sache zu unterstützen. Hätte sie nun dieser einst, d. h. 1570, wirklich auf die Kapuziner hingewiesen und ihnen dieselben empfohlen, so würden sie doch sicher nicht unterlassen haben,

[1] So in: Chronica Provinciae Helveticae Capucinorum, Solodori 1884, p. 4; Dr. *P. Magnus Künzle*, Die schweizerische Kapuzinerprovinz. Ihr Werden und Wirken. Festschrift zur 400 Jahrfeier des Kapuzinerordens, Einsiedeln 1928, S. 30; *P. Th. Masarey*, U. L. F. auf dem Wesemlin, S. 78; *Mayer*, Das Konzil von Trient und die Gegenreformation in der Schweiz, I. Bd. S. 216; u. a. O.

[2] Die meisten davon haben: *Wymann*, im Geschichtsfreund der V Orte, Bd. 53 und 54, und *Steffens* und *Reinhardt* in ihrem monumentalen Werke: Die Nuntiatur von Bonhomini 1579-1581, Dokumentenbände I-III, veröffentlicht. — Eine möglichst vollständige Zusammenstellung dieser «Dokumente zur Einführung der Kapuziner in die Schweiz» hat der Schreibende besorgt. Sie wird im Frühjahr 1936 in der 6. Nr. der «Collectanea Helvetico-Franciscana», eines Beiheftes zum «St. Fidelis, Stimmen aus der Schweizer.-Kapuzinerprovinz» erscheinen. Sie kann von der St. Fidelis-Buchdruckerei, Wesemlin, Luzern bezogen werden.

[3] S. *Steffens-Reinhardt*, a. a. O. I. Bd. S. 192, und Anm. 4, S. 113; ferner Geschichtsfreund, Bd. 53, S. 9-11.

ihren hohen Gönner daran zu erinnern und ihm nahezulegen, er möge ihnen jetzt helfen, die von ihm so sehr empfohlenen Ordensmänner zu erlangen. Aber keine Spur davon. Im Schreiben vom 9. Oktober 1576 begründet Lussy seine Bitte durch seine Sympathie für die braunen Väter, durch sein Verlangen, mit ihnen zu leben. « Desegnando io pervenir a quel disegno, de habitar la magior parte deli miei giorni con deti Padri. »

Walter Roll seinerseits bezieht sich in seinem Briefe vom 1. März 1578 einfach auf eine ähnliche frühere Bitte an den Heiligen. Ja der spanische Gesandte in Altdorf, Pompeo della Croce, welcher dem spanisch gesinnten Walter Roll sehr nahe stand und daher dessen Bitte kräftig unterstützte, führt diese auf *Gottes Eingebung* zurück. Er schreibt am 25. März an Karl Borromeo : « Essendo piaciuto à Iddio inspirar il Colonello Roll d'edificar un luoco, che sia offitiato da fratti Capuzzini ... »[1], so bittet er um Mitwirkung, um Mithilfe. Auch hier keine Anspielung auf eine frühere Empfehlung der Kapuziner durch den Kardinal im Jahre 1570. Und Pompeo hätte darum wissen müssen, da er damals bereits in Altdorf residierte.

Auch Karl Borromeo selber erinnert in seinen Antworten auf vorstehende Bittschreiben nirgends an solche frühere Anregungen und Empfehlungen. Er gibt niemals etwa zu verstehen, er werde diese Angelegenheit um so bereitwilliger fördern, als er selber seiner Zeit auf die Kapuziner aufmerksam gemacht und ihre Einführung in die Schweiz empfohlen habe.

Schon daraus dürfen wir wohl schließen, eine solche Empfehlung habe im Jahre 1570 noch nicht stattgefunden.

Noch auffallender ist jedoch die Tatsache, daß die Berufung der Kapuziner in der berühmt gewordenen Information des hl. Karl über seine Schweizerreise im Jahre 1570 unerwähnt bleibt.

Im dritten Teile des Berichtes[2] zählt Karl ausführlich alles auf, was nach seinem Dafürhalten getan werden sollte, um der katholischen Schweiz in religiöser Beziehung zu helfen.

Hier müßte also notwendig auch die Einführung der Kapuziner erwähnt sein, wenn der Heilige sie während seiner Reise 1570 wirklich empfohlen hätte. Das ist nun keineswegs der Fall. Er nennt

[1] Geschichtsfreund, Bd. 53, S. 17.

[2] Abgedruckt bei *Steffens-Reinhardt*, I, 6-17 ; in deutscher Übersetzung bei *Meyer*, Das Konzil von Trient und die Gegenreformation in der Schweiz, I. Bd. S. 182-189.

die Sendung eines Nuntius oder Visitators, die Gründung eines Priesterseminars in Luzern und eines Jesuitenkollegiums in Konstanz, empfiehlt auch die Einführung der *Jesuiten* in die Schweiz ; von den Kapuzinern aber sagt er kein Wort.

Daraus folgt sicher, daß Karl sie auch auf seiner Schweizerreise nicht empfohlen haben wird. Es ist nicht anzunehmen, daß er das, was er wenige Wochen vorher so warm empfohlen hatte, im entscheidenden Augenblicke, da es sich darum handelte, zum Empfohlenen zu stehen und es der Verwirklichung entgegenzuführen, daß er es alsdann ohne weiteres aufgegeben hätte und davon so gänzlich abgerückt wäre.

Und doch kannte er damals 1570 die Kapuziner ohne Zweifel schon sehr gut. Er hatte sie als eifrige, erfolgreiche Mitarbeiter in seiner Bischofsstadt, in seinem ausgedehnten Kirchensprengel, ja in ganz Italien schätzen gelernt. Wenn er also trotzdem in seiner « Information » von ihnen gar nicht spricht — und auf seiner Schweizerreise nicht erwähnt, d. h. nicht empfohlen hat — so erscheint das allerdings an sich seltsam. Es versteht sich aber sehr leicht, wenn man einmal den Grund kennt. Dieser war sehr einfach.

Es war noch 1570 den Kapuzinern unter Strafe der Exkommunikation verboten, über Italien hinaus sich auszubreiten. Papst Paul III. hatte es ihnen 1537 untersagt. Das Verbot war 1570 noch immer in Kraft und wurde gewissenhaft beobachtet. Als z. B. Irländer und Holländer in Rom um die Einführung der Kapuziner in ihr Land sich bemühten, und als 1567 *spanische* Diskalzeaten um die Gunst baten, dem Kapuzinerorden sich anschließen zu dürfen, wurden sie abschlägig beschieden. [1]

Erst vier Jahre nach der Schweizerreise des hl. Karl, am 6. Mai 1574, hob Papst Gregor XIII. das Verbot auf und erlaubte den Kapuzinern, in der ganzen Welt Klöster und Provinzen zu gründen. Es geschah auf Betreiben Frankreichs. [2]

Dadurch erst ist für die Ausbreitung des Ordens außerhalb Italien freie Bahn geschaffen worden. Vorher war daran gar nicht zu denken. Das erklärt uns also vollkommen das Schweigen des hl. Karl

[1] S. *Cuthbert-Widlöcher*, Die Kapuziner. Ein Geschichtsbild aus Renaissance und Restauration. München, Kösel-Pustet, S. 162.

[2] Bullarium Ordinis Minorum Capucinorum, auctore R. P. *Michaele Wikart*, Cap. Tugiensi, Secretario generali, tom. 1, p. 35. — Zur Geschichte dieses Erlasses siehe *Cuthbert-Widlöcher*, a. a. O.

von den Kapuzinern in seiner « Information » und überzeugt uns, daß er auf seiner Schweizerreise ihre Einführung unmöglich hat empfehlen können.

Dieses Verbot ist offenbar allen jenen, welche das Gegenteil geschrieben haben, unbekannt gewesen, oder es ist doch von ihnen nicht beachtet worden. Denn es kennen und zur Überzeugung kommen, daß der hl. Karl es unmöglich hat übertreten können, ist eins und dasselbe.

Daß es jenen, welche unserem Orden fern stehen, unbekannt geblieben ist, ist leicht zu begreifen und verzeihlich, da unser Bullarium, worin die zwei fraglichen päpstlichen Erlasse abgedruckt sind, ihnen schwerlich zur Hand war.

Dagegen bedauern wir, daß auch Ordensangehörige sie übersehen und dadurch zur weiteren Verbreitung dieser Legende beigetragen haben.

Möge nun *dieser* Beitrag den Fehler wieder einigermaßen gut machen und der geschichtlichen Wahrheit zu ihrem Rechte verhelfen. Damit wird dem Ruhme und den großen Verdiensten des hl. Karl um die Einführung der Kapuziner in die Schweiz kein Abbruch getan.

Nicht darin besteht sein großes Verdienst um die Einführung der Kapuziner in unser Land, daß er sie schon 1570 empfohlen, auch nicht darin, daß er etwa den ersten Anstoß dazu gegeben hat — wie es aus den Akten hervorgeht, kommt dieses Verdienst dem Ritter Melchior Lussy von Stans und dem Obersten Walter Roll von Altdorf zu — sondern darin, daß er, nachdem der Anstoß einmal gegeben und er um seine Mithilfe gebeten worden war, sich mit seinem ganzen Ansehen und mit allen Kräften dafür eingesetzt und die Berufung der Kapuziner über alle Hindernisse hinweg verwirklicht hat.

Das ist denn auch stets gerade von den Nächstbeteiligten dankbar anerkannt worden. Was Landammann und Rat von Uri am 8. April 1584 dem Heiligen geschrieben haben: « Sie haben uns die Gunst erwiesen, den gottseligen Orden der Kapuziner bei uns einzuführen. Hierfür werden wir Ihnen immerdar sehr dankbar bleiben »[1], das war ungezählten andern aus dem Herzen geschrieben.

Die schweizerische Kapuzinerprovinz selber bewahrt voll Dankbarkeit das Andenken an das, was der große Erzbischof von Mailand für sie getan hat. Sie legt ihre Erkenntlichkeit dafür unter anderem

[1] Dr. *E. Wymann*, im Geschichtsfreund, Bd. 54, S. 63.

dadurch an den Tag, daß sie sein Fest alljährlich als Fest höheren Ranges feiert. In der lateinischen Provinzchronik begleitet sie die Nachricht seines seligen Hinscheidens mit dem freudigen Bekenntnis: « Dignissimus, ut perpetuum summae devotionis et gratitudinis monumentum a provincia Helvetica accipiat » (pag. 17).

Beilagen.

1. Constitutio Pauli Papae III., *quo, ne Fratres Capucini ad partes Ultramontanas se propagent, prohibet.*

Dilectis Filiis Vicario Generali et Fratribus Ordinis Minorum, Congregationis Capucinorum nuncupatae.

Paulus Papa III.
Ad perpetuam rei memoriam.

... Cum ad nostram notitiam devenerit, nonnullos ex vestrae Congregationis professoribus, ad partes Ultramontanas, ad quas hactenus nullo modo vestrae Congregationis Professores penetrarunt, se transferre, Locaque de novo inibi acceptare intendere: Nos, quorum mentis fuit ... usque ad provisionem per Nos in capitulo generali faciendam, omnia in eo statu quoque manere, intendimus in dicto Capitulo omnibus his ordinem et formam dare; motu proprio et ex certa scientia, vobis Congregationis Vestrae hujusmodi *in virtute Sanctae Obedientiae, et sub excommunicationis latae sententiae poena* per praesentes Authoritate Apostolica praecipimus et mandamus ne, donec per Nos in dicto Capitulo Generali aliud super hoc determinatum fuerit, ad partes Ultramontanas hujusmodi vos transferre, aut loca inibi de novo acceptare praesumatis. Mandantes universis et singulis Venerabilibus Fratribus nostris Archiepiscopis et Episcopis etc. ...

Datum Romae apud S. Petrum sub Annulo Piscatoris die III. Januarii MDXXXVII (1537), Pontificatus Nostri Anno Tertio.

(Bullarium Ordinis Capucinorum, Romae 1740, tom. 1, p. 22.)

2. Constitutio Gregorii Papae XIII., *quo praecedentem constitutionem fel. rec. Pauli III. revocat.*

Gregorius Episcopus,
Servus Servorum Dei:
Ad perpetuam rei memoriam.

Ex nostri Pastoralis Officii debito, ad ea libenter attendimus, per quae singulorum Religiosorum propagationi consulatur; maxime vero, quae alicubi ex speciali populorum devotione optantur. Cum itaque Religio Ordinis Fratrum Minorum, Congregationis Capucinorum nuncupatae, dudum in Italia salubriter instituta, nunc etiam in partibus Galliarum, et signanter in alma Civitate Parisiensi institui coepta, ad finem perduci desideretur: Sed quia alias fel. record. Paulus Papa III., Praedecessor

noster, ex certis tunc expressis causis, in virtute Sanctae Obedientiae et sub excommunicationis latae sententiae poena, Dilectis Filiis Vicario Generali, et Fratribus dictorum Ordinis et Congregationis, motu proprio praecepit; ne, donec a se, in Capitulo Generali ejusdem Ordinis, quod in Urbe celebrandum erat, aliud super eo determinatum foret, sese ultra Montes transferre, aut loca de novo acceptare auderent: ipsi Vicarius et Fratres, etsi praeceptum, dicti Praedecessoris obitu, creditum sit expirasse, veriti tamen crimen transgressionis, nihil omnino contra illud absque dictae sedis permissione, ausi sint hucusque attrectare. Nos Religionis ampliandae studio, prohibitionem praedictam, ac quidquid a dicto Praedecessore ejus causa decretum est, auctoritate praesentium abrogamus; ac Vicarium et Fratres praedictos contra illa in integrum restituimus. Quin etiam illis ad Gallias et caeteras omnes Orbis partes libere transeundi, et ibidem Domos, Loca, Custodias et Provincias, juxta eorum Ordinem, fundandi, instituendi licentiam tribuimus. Non obstantibus etc....

Datum Romae apud Sanctum Petrum Anno Incarnationis Dominicae. MDLXXIV. Pridie Non. Maii, Pontificatus nostri Anno Quarto.

(A. a. O. p. 35.)

La nomination des curés dans les paroisses du Jura bernois.

Par Eugène FOLLETÊTE.

Le Kulturkampf a doté le peuple catholique du Jura bernois de l'élection des curés par les assemblées paroissiales ; les pasteurs des paroisses sont même soumis, tous les six ans, à une réélection et se trouvent placés par là sous la dépendance de leurs électeurs, c'est-à-dire de leurs ouailles. La loi sur l'organisation des cultes dans le canton de Berne, du 18 janvier 1874, s'exprime ainsi, dans son art. 29 :

« La nomination aux fonctions de pasteurs et de curés a lieu par l'assemblée paroissiale, sous réserve de l'approbation du Conseil exécutif ...

Art. 30. Toutes les nominations aux fonctions pastorales, sauf des vicaires et des desservants, seront faites pour une durée de six ans ; à l'expiration de cette période, ces fonctionnaires seront rééligibles, conformément au mode tracé par les art. 37 et suivants. »

Les promoteurs de cette loi l'ont représentée comme une œuvre de progrès, une conquête de la démocratie et l'exercice légitime des droits du peuple. Il se peut que, pour la partie réformée du canton de Berne, ces dispositions législatives aient réalisé un progrès désiré et remédié à un malaise vivement senti ; nous n'avons pas à examiner ici cette question. A l'égard des catholiques jurassiens, que nous avons seuls en vue ici, la loi de 1874 a introduit une innovation hardie, non seulement en contradiction avec la législation canonique, mais inconnue à toute notre tradition historique.

Outre que c'est aller contre la raison et la nature des choses de soumettre à une même législation et à une même discipline deux religions si opposées dans leurs principes fondamentaux, et s'exposer de plus à opprimer les consciences et à blesser les légitimes susceptibilités des âmes, que d'imposer par la force à une minorité religieuse la constitution et les institutions de la majorité, nous voulons surtout souligner ici l'erreur historique commise par le législateur du Kulturkampf,

lorsqu'il s'est avisé de doter les catholiques jurassiens de « droits populaires », dont ils n'avaient jamais joui et dont ils ne se souciaient pas. La nomination des curés est une innovation contraire à toute la tradition historique de nos paroisses, comme elle est en opposition avec les stipulations contractuelles de l'Acte de réunion.

Sans vouloir instituer une discussion théologique sur le principe de l'autorité dans l'Eglise, ni examiner, au point de vue historique, l'intervention du peuple dans les élections ecclésiastiques au cours des siècles, je me borne à étudier ici *la nomination des curés, sous l'ancien régime*, sous le *Concordat de 1801* et sous le *régime bernois* inauguré par *l'Acte de réunion* jusqu'au Kulturkampf, et à exposer comment et dans quelles conditions s'est établi le régime actuel de *tolérance*, en vigueur dans le Jura.

Sous l'ancien Régime.

Dès l'origine de nos paroisses jusqu'à la fin du XVIIIme siècle, la nomination aux bénéfices ecclésiastiques se faisait, dans l'ancien Evêché de Bâle, d'après les règles du droit de patronage et de présentation, ou de collature, régime qui, on le sait, était alors le régime canonique ordinaire.

On distingue, personne ne l'ignore, dans la nomination d'un curé, la *présentation du candidat* ou son élection et l'*institution canonique*, qui lui confère ses pouvoirs de pasteur. Il appartient à l'évêque seul, pasteur suprême du diocèse, de conférer à un prêtre l'institution canonique, c'est-à-dire la collation des pouvoirs de juridiction nécessaires pour gouverner le peuple fidèle d'une paroisse ; tout ecclésiastique, qui prétendrait administrer une paroisse sans en avoir reçu le pouvoir de l'évêque ou contre sa volonté, ferait œuvre de schisme et les actes de son ministère seraient frappés de nullité.

Le droit de *patronage* confère au patron le privilège de présenter ou de nommer à un bénéfice ecclésiastique le candidat de son choix, candidat auquel l'évêque donnera l'institution canonique, si par ailleurs les règles du droit ont été observées dans la présentation ou l'élection et si le candidat possède les qualités requises.

Ce droit de présentation ne s'appuyait d'ailleurs nullement sur une prétendue souveraineté populaire. En tant que société parfaite, l'Eglise a le droit de nommer aux fonctions ecclésiastiques ; le choix des pasteurs des âmes lui appartient en vertu de sa nature même. Toutefois, ce droit elle peut le céder à d'autres, qui l'exerceront en

son nom. C'est ce qu'elle a fait par une gracieuse concession à certaines institutions, couvents, chapitres, familles ou personnalités, en témoignage de reconnaissance pour les services rendus. Si l'Eglise accordait à ces *patrons* le privilège de présenter ou d'élire le curé, c'est parce que, à l'origine, ils avaient en réalité fondé et doté la paroisse, ou construit l'église à leurs frais et qu'en compensation du privilège octroyé, ils continuaient à assumer, à travers les siècles, les frais de restauration ou de reconstruction soit du chœur, soit de la nef. Les mêmes raisons générales et la même concession gracieuse de l'Eglise, en retour de services rendus, sont à la base du privilège de la nomination par le peuple, là où elle existe, par exemple, dans la Suisse primitive. Le droit de patronage constituait certes un privilège, mais privilège fondé, à l'origine, sur les bienfaits du patron ; privilège onéreux aussi en raison des charges dont il restait grevé.

Ce régime, qui était le régime normal dans toute l'Eglise avant la Révolution, était donc en vigueur dans les paroisses jurassiennes ; nulle part il n'est question d'élection par le peuple. Or, il est intéressant de noter que, sur les 57 paroisses alors existantes dans notre pays, une seule avait le droit d'élire son curé : la commune des Breuleux en commun avec celle de La Chaux. Veut-on savoir, par contre, de combien de paroisses l'évêque de Bâle était le collateur unique ? Dix-huit et quatre en commun avec d'autres patrons. Faut-il ajouter à ce chiffre les paroisses dont le collateur était l'archevêque de Besançon, et qui, en vertu de l'échange de paroisses, en 1782, entre les deux diocèses de Bâle et de Besançon, passèrent sous la juridiction de l'évêque de Bâle (ce dernier acquit 20 paroisses, dont la ville de Porrentruy, contre 28 qu'il céda) ? Si l'on répond par l'affirmative, on arrive à cette conclusion : l'évêque de Bâle était, à la veille de la Révolution, le collateur direct de la moitié des paroisses jurassiennes. Les autres se répartissaient ainsi : le chapitre cathédral de Bâle était collateur d'une paroisse, celui de Besançon de six ; celui de St-Ursanne de cinq ; le couvent de Bellelay de cinq ; celui de Lucelle de cinq ; le prieur de Lantenans de trois ; le curé de Porrentruy d'une ; diverses familles nobles trois, dont deux en commun avec d'autres patrons. Nous donnons ci-dessous le tableau, que nous avons dressé d'après Trouillat (*Monuments de l'Evêché de Bâle*, t. V., page 118 et suivantes), des paroisses jurassiennes et de leurs collateurs, à la fin du XVIIIme siècle :

Collateur. *Paroisses.*

1. *L'Evêque de Bâle seul :*

   Corban, Courchapoix, Delémont, Les Bois, Les Pommerats, Blauen, Liesberg, Pfeffingen (Duggingen), Bourrignon, Montsevelier, Le Noirmont, Rebeuvelier, Saignelégier, Soulce, Vermes, Vicques, Undervelier, Courchavon.

2. *L'Evêque de Bâle avec d'autres collateurs :*

   Avec le *prévôt de St-Ursanne :* La Mothe.
   Avec la *famille de Flaxlanden :* Courfaivre.
   Avec le *Chapitre de Moutier :* Courrendlin.
   Avec la *famille de Montjoie-Vaufrey :* Courtételle.

3. *Le Chapitre de Bâle :*

   Laufon.

4. *L'Archevêque de Besançon :*

   Buix, Bressaucourt, Chevenez (alternativement avec le Chapitre de St-Ursanne), Courtedoux, Courtemaîche, Fontenais.

5. *Le Chapitre de Besançon :*

   Alle, Beurnevésin, Boncourt, Bonfol, Damphreux, Porrentruy.

6. *Le Chapitre de St-Ursanne :*

   St-Ursanne, Epauvillers, St-Brais, Saulcy, Glovelier.

7. *L'Abbaye de Bellelay :*

   Bassecourt, Boécourt, Lajoux, Les Genevez, Montignez.

8. *L'Abbaye de Lucelle :*

   Charmoille (Asuel), Miécourt, Movelier, Roggenbourg, Courgenay.

9. *Le Prieur de Lantenans :*

   Cornol, Damvant, Grandfontaine.

10. *Communes :*

    Les Breuleux, Bure (alternativement avec la famille Vallat et l'abbé de Murbach).

11. *Familles nobles :*

    Develier (Montjoie).

12. *Le curé de Porrentruy :*

    Cœuve.

Sous le Concordat de 1801.

Ce régime prit fin à la Révolution ; celle-ci abolit tout ce qui lui paraissait un privilège, et le droit de présentation sombra dans la tourmente, avec les institutions auxquelles il était attaché. La principauté de l'Evêché de Bâle fut annexée à la France, le 23 mars 1793, et jusqu'en 1815, ses destinées furent liées à celles de la grande nation de l'Ouest.

Après la tourmente révolutionnaire, où la persécution avait proscrit le culte, décimé et exilé ses ministres, l'ordre se rétablit sur le terrain religieux par l'initiative de Bonaparte et l'esprit conciliant de Pie VII. Le Concordat fut conclu, le 15 juillet 1801 et il établit, dans l'Eglise de France, le régime, qui dura jusqu'à la loi de *séparation de l'Eglise et de l'Etat*, en 1905.

Or, sous ce régime, la nomination des curés appartient à l'évêque. L'art. X du Concordat s'exprime ainsi : « Les évêques nommeront aux cures ; leur choix ne pourra tomber que sur des personnes agréées par le gouvernement. »

Les cures ci-dessus désignées sont les cures des chefs-lieux de cantons ; quant aux autres, appelées succursales, le Concordat ne les mentionne pas. Les *Articles organiques*, que Napoléon promulgua comme annexe du Concordat, nous apportent par contre des précisions intéressantes ; ils nous apprennent (art. 60) qu'il y aura au moins une paroisse par justice de paix, mais qu'il sera, en outre, établi autant de succursales que le besoin pourra l'exiger ; qu'aucune paroisse ou succursale ne pourra être érigée sans l'autorisation expresse du gouvernement (art. 62) et enfin que les prêtres desservant les succursales sont nommés par les évêques (art. 63). Aucune réserve n'est faite pour la nomination de ces desservants en faveur de personnes agréées par le gouvernement. C'est donc, pour la repourvue de toutes les cures, l'autorité épiscopale seule qui est compétente, avec la seule réserve, pour les cures de chefs-lieux de cantons, de choisir des ecclésiastiques qui jouissent de l'agrément du gouvernement.

Bonaparte répudie ainsi ouvertement la nomination par le peuple. Dix ans ne s'étaient pas encore écoulés depuis que la Constituante, sous le fallacieux prétexte de ramener l'Eglise à la discipline des temps primitifs, avait décrété que les évêques et les curés seraient élus par les suffrages des citoyens, et déjà ces assemblées d'électeurs étaient discréditées et un schisme profond était le fruit néfaste de ce déplo-

rable système. « Celui à qui tous doivent obéir doit être choisi par tous » avait proclamé Martineau, rapporteur de la Constitution civile du clergé, et cette élection, qui devait faciliter l'obéissance, avait ruiné l'autorité.

Le droit de présentation, aboli par la suppression des privilèges, fait retour, dans le Concordat, à l'Eglise, qui l'avait concédé. Tous les titres qui le justifiaient : reconnaissance, encouragement, primes pour certaines charges pécuniaires, ont été emportés par la violence des événements. L'Eglise alors reprend son bien et l'évêque reste le seul collateur de tous les bénéfices ; son droit est sanctionné par le pouvoir civil. L'Etat, négligeant les petites cures succursales, se contente de revendiquer une influence indirecte dans la nomination des curés cantonaux. De plus, en compensation des biens ecclésiastiques, dont le Concordat sanctionne l'abandon (art. XIII), l'Etat s'engage à rétribuer tous les ministres du culte.

Sans doute, on peut regretter que les prescriptions du Concile de Trente sur le concours n'aient pas trouvé place dans un document si important. Mais cette institution ne fonctionnait ni partout, ni toujours parfaitement. D'autre part, le concours peut bien faire connaître le prêtre le plus savant ; mais il ne renseigne pas sur les qualités morales ; il ne révèle ni le plus prudent, ni le plus zélé, le plus pieux, le plus charitable. Enfin une administration diocésaine ne manque pas de moyens sûrs et discrets d'information, et l'évêque, qui a conscience de ses devoirs et de ses responsabilités, n'en est jamais réduit à choisir les candidats au petit bonheur ou à les tirer à la belle lettre.

L'ancienne principauté de l'Evêché de Bâle, devenue d'abord le département du Mont-Terrible, puis un arrondissement du Haut-Rhin, fut comme tel rattaché par le Concordat au diocèse de Strasbourg, dont l'évêque était un ancien évêque constitutionnel, Saurine. Sous cette nouvelle administration, toutes les questions d'ordre religieux furent réglées, jusqu'en 1815, d'après les dispositions du Concordat. Après la tourmente révolutionnaire, le nombre était considérable de cures à repourvoir. L'évêque de Strasbourg procéda immédiatement aux nominations nécessaires ; mais, ne connaissant point son clergé, il demanda à Moreau, sous-préfet de Delémont, de lui préparer, d'entente avec un ecclésiastique âgé et prudent, une liste de nominations. Le prêtre choisi fut l'abbé Bauer, curé de Mervelier, ancien supérieur du Séminaire de Porrentruy. La liste préparée par eux pour la vallée de Delémont, est basée sur les principes suivants : 1° écarter tous les

prêtres jureurs, et 2° ne déplacer aucun ancien curé ; elle passa tout entière à Strasbourg. Pour les autres bailliages, ce fut M. Cuenin, ancien principal du collège de Porrentruy, qui fit des propositions, lesquelles furent également acceptées [1]. Sous le régime du Concordat, l'évêque nomme tous les curés non seulement dans les anciennes paroisses, mais aussi dans celles qui furent créées à cette époque.

Sous l'Acte de Réunion.

Avec 1815, une nouvelle ère s'ouvre pour notre pays ; mais, pour la question qui nous occupe dans cette étude, le régime restera le même. L'Acte de réunion du Jura au canton de Berne, en date du 23 novembre 1815, sanctionne par un instrument diplomatique de première importance les droits de l'Eglise catholique dans le nouveau canton et, parmi ces droits, celui de l'évêque à nommer les curés des paroisses.

Déjà la Déclaration du Congrès de Vienne concernant les affaires de la Suisse, du 20 mars 1815, avait donné l'assurance que la religion catholique serait « conservée dans l'état présent » (art. 4). L'article premier de l'Acte de réunion donne la même garantie pour le maintien de cet « état présent de la religion catholique, apostolique et romaine ». L'article 6 s'occupe spécialement de la nomination des curés et en attribue la compétence exclusive à l'évêque : « Les curés seront nommés par l'évêque et présentés au gouvernement, qui les mettra en possession de leur bénéfice temporel. » Et, comme pour parer à toute fausse interprétation — ce qui, on le verra dans la suite, n'était pas inutile — les commissaires délégués par les parties contractantes avaient solennellement affirmé à l'article premier : « ... L'évêque diocésain et les curés jouiront sans entrave de la plénitude de leur juridiction spirituelle, d'après les rapports établis par le droit public entre l'autorité politique et l'autorité religieuse. » On ne saurait être plus explicite, et il ressort clairement de ces textes diplomatiques que les *curés sont nommés par l'évêque dans la plénitude de sa juridiction garantie par le gouvernement.* Ajoutons que cette situation ne fut en rien modifiée par le Concordat de 1828 entre le Saint-Siège et les Etats diocésains ; bien plus, par son accession au diocèse de Bâle, Berne s'engagea plus étroitement au respect de la juridiction épiscopale, qu'il reconnaissait officiellement pour les catholiques du Jura.

[1] *Vautrey*, Histoire des Princes-Evêques de Bâle, t. II, p. 507.

Le droit étant fixé par des textes explicites, il semblait difficile de se soustraire à leur clarté. Toutefois, des difficultés surgirent, dans le cours du XIXme siècle, qui semblent être, dans la pensée de ceux qui les suscitèrent, comme des travaux d'approche pour diminuer la juridiction épiscopale et préparer la nomination par le peuple. Soit par esprit ou par habitude de domination ancrés dans la république bernoise ; soit par imitation de l'intervention du pouvoir civil dans les questions religieuses de l'Eglise réformée, où le gouvernement est l'autorité supérieure, la juridiction de l'évêque fait l'objet de plusieurs tentatives de restriction de la part du gouvernement.

En vertu de l'art. 6 de l'Acte de réunion, l'autorité civile n'avait pas à intervenir, nous l'avons vu, dans la nomination des curés ; celle-ci terminée, l'évêque lui en donnait notification, afin que le gouvernement mît le nouveau pasteur en possession de son bénéfice temporel. « Les curés seront *nommés par l'évêque* et *présentés* au gouvernement. » On ne saurait prétendre sans faire violence au texte, que la présentation au gouvernement doive *précéder* la nomination par l'évêque ; c'est cependant ce que Berne exigea, dès 1833, et, pour éviter un conflit, l'évêque consentit, sans vouloir s'engager par écrit ; il repoussa surtout la proposition du gouvernement sur la destitution des curés. La liste des candidats inscrits à l'Evêché fut donc transmise au gouvernement, qui fut ainsi armé d'un moyen d'exclusive ; l'évêque nommait ensuite.

Quelques années s'écoulèrent. Encouragé par le succès de cette première tentative, le gouvernement s'enhardit et promulgua, le 14 février 1867, de son propre chef, sans entente préalable avec l'autorité diocésaine, un décret ainsi conçu : « Il est arrêté que l'on communiquera désormais aux communes intéressées les listes des candidats pour les cures catholiques, comme cela se pratique déjà dans la partie allemande du canton[1]. » C'était une manière détournée d'introduire peu à peu la nomination par le peuple. On remarquera la tendance du gouvernement à assimiler les paroisses catholiques du Jura aux paroisses réformées de l'ancien canton, et à appliquer aux premières les mesures en vigueur pour les secondes, cela en contradiction avec les dispositions formelles de l'art. 6 de l'Acte de réunion. D'autre part, il est difficile de ne pas reconnaître dans cette mesure une intention de méfiance à l'égard de la curie épiscopale, quand on se souvient de la tension qui, dès cette époque, existait entre le gouvernement et

[1] Staatsarchiv Bern. Manuel des Reg. Rates 230, p. 62.

l'Evêché à propos de deux questions litigieuses : celles des fêtes chômées et des Sœurs enseignantes.

Mgr Lachat protesta énergiquement contre ce décret dans une lettre au gouvernement. Nous donnons ici son sentiment sur ce sujet, que nous extrayons d'une lettre privée [1] : « Ce décret a jeté dans les paroisses un principe de révolte contre l'autorité ecclésiastique. Ensuite, il fait croire aux paroisses qu'elles ont le droit de nommer leurs curés, tandis qu'elles ne sont que consultées ; puis, il soumet la liste des candidats aux paroisses, comme si l'évêque y consentait. Il fait jouer aux catholiques un rôle de dupes, et engage l'évêque sans son consentement, créant ainsi un antagonisme entre eux et leur chef spirituel. »

Avec l'évêque de Bâle, les paroisses protestèrent, elles aussi, avec une admirable entente. Saulcy eut l'honneur d'être soumise la première à l'épreuve. La liste de candidats lui fut communiquée ; mais, par un vote unanime, la paroisse décida de ne pas se prononcer sur les candidats, mais de s'en remettre purement et simplement au choix de l'évêque. Nous donnons ici le texte de la résolution, qui fut votée dans presque toutes les paroisses : « Attendu que la nomination des curés est du ressort des autorités ecclésiastiques ; que ce principe est formellement reconnu par l'art. 6 de l'Acte de réunion ; voulant respecter les prérogatives de l'autorité diocésaine, l'assemblée décide à l'unanimité :

1° de ne point voter sur la liste des candidats transmise par le gouvernement ;

2° de s'en rapporter purement et simplement au choix de Monseigneur l'Evêque de Bâle, seul compétent à cet égard ;

3° de recevoir avec reconnaissance les personnes choisies par Monseigneur. »

Le bel exemple de Saulcy entraîna les autres paroisses ; j'emprunte à une autre lettre privée de Mgr Lachat, en date du 14 avril 1869, les détails suivants [2] : « Les paroisses du Jura qui ont voté pour remettre et soumettre entièrement la nomination de leur curé à l'évêque sont : Saulcy, Courchavon, Alle, Miécourt, Asuel, Bure, Courtemaîche. Toutes ces paroisses ont dit qu'elles s'en remettaient à leur évêque. St-Ursanne aurait voté contre les trois candidats qui s'étaient fait inscrire ; mais

[1] Lettre à Casimir Folletête, député au Grand Conseil (De notre collection privée), du 19 novembre 1868.

[2] Lettre à Casimir Folletête, député au Grand Conseil.

je n'ai jamais bien su ce qui s'est passé. Vicques a eu une majorité pour dire qu'elle ne voulait pas M. Brêchet : c'était l'intrigue de Delémont, parce que son frère avait congédié de sa cure de Courfaivre M. Carlin [1]. Breuleux a voté deux fois qu'on s'en remettait à l'évêque et au gouvernement.

« Dans le Val-de-Laufon, les paroisses de Nenzlingen et de Dittingen ont voté pour les candidats que l'évêque avait proposés au gouvernement. La seule paroisse de Grellingue a fait ce que l'on sait [2]. Le gouvernement avait écrit qu'il voulait juger par expérience de l'effet de ces votations. Il voit maintenant ! »

Toute l'histoire de nos paroisses les avait habituées à une longue tradition de fidélité catholique et de déférence envers l'autorité de l'évêque. Il ne sera donc pas étonnant de voir les électeurs des districts catholiques jurassiens rejeter par un vote compact la loi du 18 janvier 1874, qui bouleversait entièrement leur organisation ecclésiastique.

La loi sur les cultes.

Refusée par les catholiques, la loi sur les cultes fut acceptée par la grande majorité du peuple bernois, et elle entra bientôt en vigueur. Son application devait avoir pour effet naturel d'introduire, chez nous, un culte dissident et schismatique.

Avant sa promulgation, cette loi avait, en effet, été condamnée par Pie IX avec les autres lois cultuelles de plusieurs cantons. Dans son encyclique *Etsi multa luctuosa*, du 21 novembre 1873, le Pape, après avoir traité des événements de Genève, continue ainsi : « Mais de plus funestes choses encore sont arrivées dans cinq des sept cantons, dont se compose le diocèse de Bâle, à savoir dans ceux de Soleure, de *Berne*, de Bâle-Campagne, d'Argovie et de Thurgovie. Là aussi ont été portées touchant les paroisses, ainsi que l'élection et la révocation des curés et des vicaires, des lois, qui renversent le gouvernement de l'Eglise et sa divine constitution, soumettent le ministère ecclésiastique à la puissance séculière et sont tout à fait schismatiques. En conséquence, Nous les réprouvons et condamnons... et Nous décrétons qu'elles doivent être tenues perpétuellement pour réprouvées et condamnées. [3] »

[1] Chef politique radical de Delémont.

[2] A Grellingue, le gouvernement avait écarté le candidat proposé par l'évêque et en présentait un autre, contre lequel l'Evêché possédait des témoignages accablants, et qui fut néanmoins nommé par Berne.

[3] *Acta S. Sedis.* Vol. 7, page 497.

Cette condamnation du Chef de l'Eglise dictait aux catholiques leur attitude. Une décision de la Commission préposée aux affaires ecclésiastiques extraordinaires avait rendu plus précise encore la défense, qui leur était faite, de participer à la mise en vigueur de la loi : « Eu égard à la loi sur l'organisation des cultes, il n'est donc pas permis au peuple catholique jurassien de prendre part d'aucune manière à la nomination des curés ; il est donc indispensable que les fidèles s'abstiennent tout à fait d'émettre quelque suffrage que ce soit : *non licere ullo modo populo catholico in tractu jurassensi, ad indicta comitia pro parochorum electione accedere ; necesse esse ut fideles omnes a quolibet emittendo suffragio prorsus abstineant* [1].

L'abstention des catholiques laissait le champ libre au petit groupe dit des catholiques libéraux ; ceux-ci s'emparèrent des conseils et des assemblées de paroisse ; à leur tour, les conseils et les assemblées nommèrent curés les prêtres intrus et leur ouvrirent les églises et les presbytères ; ils disposèrent des fondations et des revenus ecclésiastiques selon leur bon plaisir, à l'encontre des intentions des fondateurs.

Ce petit troupeau de catholiques « éclairés » et réformateurs devint l'Eglise officielle, reconnue, jouissant de toutes les faveurs du pouvoir et de la protection que l'Etat devait à la religion catholique romaine, en vertu de l'art. 80 de la Constitution bernoise de 1846 ; elle seule émargeait au budget de l'Etat. Mais si elle dominait par sa puissance extérieure, sa vie intérieure était languissante, ce corps était sans âme et nul sang généreux ne le réchauffait. Pendant ce temps, le culte catholique de l'immense majorité du peuple était obligé de se réfugier dans des granges ou des chapelles de fortune, le clergé fidèle était banni du pays, pourchassé, quand son devoir le rappelait en secret au sein de sa paroisse ; les amendes, les vexations, les condamnations de tous genres, la prison même étaient le lot ordinaire des catholiques les plus dévoués. Mais là, dans ce culte proscrit, et souvent clandestin, s'était concentrée toute la vie religieuse des âmes ; là régnaient la ferveur, l'héroïque fidélité.

Le régime de « tolérance ».

Quatre années s'écoulèrent dans ces douloureuses conditions. Les recours jurassiens avaient été écartés par toutes les instances tant juridiques qu'administratives ; mais s'ils n'avaient pas réussi à vaincre

[1] Cité par le journal *Le Pays* du 23 août 1874.

les préventions, entretenues par la passion politique, ils avaient attiré néanmoins l'attention des Confédérés et ému l'opinion publique sur cette situation anormale.

Nous sommes en 1878. Une situation nouvelle, angoissante pour la conscience des députés du peuple et celle de l'évêque, se présente. Nous donnons ici la parole au *Mémoire adressé au Saint-Siège par les députés du Jura bernois au Grand Conseil du canton de Berne sur la situation des catholiques dans le Jura.* (Février 1879 [1].)

« Les élections de mai 1878 ont amené au pouvoir un nouveau gouvernement, composé d'hommes qui ne s'étaient pas compromis dans la crise religieuse. Les instances des catholiques pour obtenir un allégement à leur triste position redoublèrent...

« Le 12 septembre 1878, le gouvernement soumit inopinément au Grand Conseil un projet de décret, par lequel une amnistie était accordée aux prêtres signataires de la protestation de février 1873. *Les curés révoqués étaient déclarés éligibles aux cures et les assemblées paroissiales appelées à se constituer pour élire ensuite leurs curés.*

« Cette concession (dans la pensée du gouvernement, il s'agissait bien d'une concession) en appelait une autre de la part des catholiques. Mais pouvions-nous la faire ? N'étions-nous pas dupes d'un piège habilement dissimulé ? »

Le Mémoire ajoute que la députation catholique ne s'était « jamais trouvée dans un si redoutable embarras. Le temps pressait... Refuser les concessions offertes... c'était à tout jamais fermer la porte à toute entente... Accepter le décret, n'était-ce pas livrer ce que nous avions défendu jusqu'alors ? capituler après cinq ans d'une lutte vaillante pour conserver intacts la liberté et les droits de l'Eglise ? Faire des réserves au milieu d'une assemblée hostile... n'était-ce pas provoquer un débat, pouvant compromettre l'œuvre de la conciliation et de l'apaisement ? »

Ayant pesé mûrement toutes ces considérations, la députation catholique au Grand Conseil résolut de *s'abstenir* de voter : le décret ne souleva aucun débat et passa sans opposition.

Le décret voté, la responsabilité de l'appliquer ou non dans les paroisses retombait tout entière sur les épaules de l'évêque. Devait-il permettre aux paroisses de voter, malgré la condamnation de la loi par le Pape et les instructions de Rome ? Voter ; ne serait-ce pas accepter

[1] Imprimé comme manuscrit sans indication de lieu et sans les signatures.

la loi tout entière et désavouer la rude lutte de cinq années ? Ne serait-ce pas reconnaître les faits accomplis, et sanctionner par un vote les injustices commises, accepter la situation présente, dans laquelle le gouvernement a réduit, de son chef, de 76 à 42, le nombre des paroisses ? Quelle serait alors la situation des paroisses supprimées et de leurs curés ?

D'un autre côté, le décret d'amnistie avait jeté le désarroi dans le camp du schisme. « L'un après l'autre, les ministres de la nouvelle religion s'en vont, dit le Mémoire de la députation, accablés par leur honte, et poursuivis par la réprobation publique et le mépris de leurs propres fidèles. [1] » Et puis, l'évêque sait qu'il peut compter sur la fidélité et le sens catholique de ses diocésains ; s'ils votent, ce ne sera pas pour favoriser le schisme, mais pour l'éteindre. Enfin, le denier du culte est une lourde charge pour l'évêque et le peuple, et, après quatre ans, ses recettes vont en diminuant. Dans une lettre au Souverain Pontife, Mgr Lachat se plaignait, déjà en juillet 1874, de ces difficultés financières : « Depuis le 1er avril 1873, c'est-à-dire depuis 16 mois, j'ai pourvu, moi seul, à l'entretien d'une centaine de prêtres exilés, et j'ai dépensé pour cela environ 150,000 fr., somme fournie par la charité privée des fidèles, et spécialement de ceux des diocèses étrangers. Votre Sainteté me permettra de Lui dire que je succombe sous le poids d'un si grand travail... [2] » Combien plus lourde était la charge en 1878 ! 80,000 fr. ont été distribués par lui, en cette année, pas uniquement pour le Jura, il est vrai.

Le peuple catholique, lui, frémissait d'impatience, et il en avait assez de la comédie vieille-catholique. Suivrait-il le mot d'ordre de l'abstention, s'il était prononcé, en dépit des avances du gouvernement ? Ne pouvait-on pas craindre une scission dans ce bloc jusque-là sans fissure ? En tout cas, que les catholiques apparaissent dans les assemblées paroissiales, qu'ils prennent part aux votes, ils seront les maîtres ; du coup, ils recouvreront églises et presbytères ; leur curé, nommé par eux, sera curé officiel, et son traitement assuré par la Caisse de l'Etat ; en un mot, d'un seul coup de balai, ils auront chassé le schisme.

Il semble bien que les paroissiens se décidèrent d'eux-mêmes. L'évêque hésitait, et se taisait. Peut-être donna-t-il en sous-main une

[1] Mémoire, page 9.

[2] Correspondance de Mgr Lachat. Archives de l'Evêché de Bâle, à Soleure.

réponse vague, qui signifiait : « Allez de l'avant, sous votre propre responsabilité. » Et, entre temps, il demandait à Rome des instructions pour cette situation nouvelle. Mais, dans certaines paroisses, la question se posait urgente. « Sans instructions du Saint-Siège, depuis la mesure réparatrice du Grand Conseil, devant l'urgence de prendre une détermination » [1], les électeurs de la grande paroisse de Courtemaîche-Buix-Courchavon élirent ou acclamèrent comme curé officiel leur ancien curé, l'abbé Theubet, par 241 voix sur 250 votants. « Les autres paroisses imitèrent successivement cet exemple ; pour n'en citer que quelques-unes, aux Bois, le curé Saucy est nommé au mois de février 1879, par 247 voix sur 249 votants ; à Lajoux, le curé Chaignat par 147 sur 153 votants et 6 bulletins blancs ; également en février à St-Ursanne, le curé Fidèle Chèvre par 184 voix sur 185 votants ; en mars et avril, le curé Adatte est nommé curé de Grandfontaine-Fahy par 317 voix sur 327 ; le curé Membrez est nommé à Damphreux-Cœuve par 269 sur 269 votants. [2] »

Nous avons dit l'embarras de l'évêque ; il écrit, le 22 novembre 1878, à Mgr Czacki, secrétaire de la Congrégation des affaires ecclésiastiques extraordinaires : « Je me suis trouvé dans la plus grande perplexité sur le parti à prendre entre l'abstention et la participation à ces votes. J'ai fini par considérer la situation comme il arrive dans un naufrage, où l'on sauve ce que l'on peut, ne fût-ce qu'une planche de salut. L'abstention eût été un véritable désastre aux yeux de tout le clergé et des meilleurs catholiques.

« Cela ne veut pas dire que tout soit fini au moyen des votes. Il peut se produire des éventualités qui, en changeant la situation, changeront aussi le mode d'agir des catholiques. Ainsi il peut arriver que les catholiques se verront dans le cas de s'abstenir des votes, si le gouvernement voulait s'en servir en faveur du schisme. Alors ils n'hésiteraient pas à rester ou à rentrer dans leurs granges pour garder leur foi et se conformer aux règles disciplinaires de l'Eglise. [3] »

Cette lettre, qui est un essai de justification de la conduite des catholiques jurassiens, avait été précédée de celles des 22 et 25 octobre, et du 11 novembre 1878 au cardinal Nina, secrétaire d'Etat, lettres

[1] *Ernest Daucourt.* Abrégé de l'histoire religieuse du Jura bernois de 1815 à nos jours. Porrentruy 1928. Bonne Presse, p. 117.

[2] *Ibid.*, p. 118.

[3] Correspondance de Mgr Lachat aux archives de l'Evêché de Bâle, à Soleure. Les autres pièces de cette correspondance appartiennent aux mêmes archives.

dans lesquelles Mgr Lachat exposait la situation, telle qu'elle se présentait dans le Jura. Mais les votes jurassiens avaient attiré l'attention et des plaintes étaient parvenues à Rome pour protester contre l'entorse faite à la discipline ecclésiastique par les catholiques jurassiens ; les plaintes venaient de Genève, et elles tendaient à obtenir de Rome une sentence de condamnation ou de défense de participer aux votations paroissiales.

En attendant que Rome se prononçât, l'évêque devait répondre aux accusations portées contre la ligne de conduite adoptée dans le Jura et Mgr Czacki lui demandait, le 8 janvier 1879, un rapport sur cette « dégoûtante affaire, *disgustoso affare* ». Le Mémoire de l'évêque de Bâle est daté du 20 janvier 1879 ; en voici les points essentiels :

« 1er fait. Les catholiques ont nommé les conseils paroissiaux ; en conséquence, 8 paroisses ont pu récupérer leurs églises pour le culte catholique. Là où les conseils schismatiques sont en fonctions, les catholiques se sont abstenus comme auparavant.

« Dans une seule paroisse (Porrentruy), a eu lieu la nomination du curé par les électeurs catholiques. Sur 500 électeurs, le curé-doyen destitué et amnistié a obtenu 485 voix. Avant le vote, on a lu une déclaration par laquelle les électeurs signifiaient que, par ce vote, ils n'entendaient point adhérer aux lois schismatiques, mais demeurer fidèles à l'Église catholique et récupérer ses droits en face de l'État. Cette déclaration se fait partout pour les élections des conseils de paroisse et les votes touchant la religion [1]. C'est un acte de courage en face d'autorités hostiles. »

L'évêque donne ensuite des renseignements sur l'inscription du candidat à une cure auprès de la Direction des Cultes, à Berne, en vue

[1] Voici la déclaration de l'assemblée paroissiale de Courtemaîche, la première en date, qui servit de modèle aux autres.

Les soussignés électeurs paroissiaux de la paroisse de Courtemaîche, tant en leur nom personnel qu'au nom des électeurs catholiques romains de la circonscription paroissiale

déclarent

qu'en participant à l'élection du conseil de paroisse indiquée pour aujourd'hui, ils n'entendent point se séparer de l'Eglise catholique romaine, mais rester fidèles à ses enseignements. Ils demandent que cette déclaration soit insérée au procès-verbal et que l'assemblée soit appelée à se prononcer sur cette proposition.

Courtemaîche, le 29 septembre 1878.

Ont signé : les trois maires de Courtemaîche, Bure et Courchavon, avec des électeurs des trois communes.

de son élection et sur la formule employée pour cette inscription ; puis il mentionne un

2me fait. Lorsque Berne annonça que les anciens curés destitués seraient de nouveau éligibles, toute la Suisse libérale vanta la tolérance et la générosité du gouvernement et annonça d'avance que les catholiques jurassiens repousseraient dans leur fanatisme les mesures généreuses de Berne. « Repousser les avances de l'Etat, ajoute l'évêque, c'était nous aliéner tous nos défenseurs et fournir un magnifique prétexte à nos ennemis pour nous molester... et nous laisser languir dans la gêne et la misère pour un grand nombre d'années. Qu'allait devenir le clergé et comment contenir le ressentiment de la population catholique ? »

Mais le ton de la presse adverse changea, quand on apprit que les catholiques se préparaient à voter ; la cause du schisme parut perdue, et il n'est de moyens mis en œuvre pour empêcher les catholiques de se servir du décret du 12 septembre ou pour faire pression sur le gouvernement pour qu'il le retire.

Mgr Lachat énumère ensuite les conséquences nécessaires de l'abstention. « Si les votes ne peuvent se faire, écrit-il, toutes les églises paroissiales du Jura au nombre de 81, toutes les fondations pieuses et toutes les maisons curiales resteront au pouvoir des schismatiques et des intrus... Les 65,000 fidèles du Jura resteront hors la loi, forcés de construire de nouvelles églises ou de continuer le culte dans les granges ou sous les hangars, et d'entretenir le culte et leurs prêtres ; accablés sous le poids de si lourdes charges, un grand nombre seront découragés et exposés à toutes les tentations de la misère, ainsi que leurs prêtres, confesseurs de la foi, qu'on voudrait réduire par la famine...

« Pour toutes les graves raisons, que je viens d'exposer, je considère les votations paroissiales dans le Jura comme nécessaires en ce moment et dans les circonstances actuelles. Tous les prêtres et tous les députés catholiques de ce pays sont du même avis ; il ne serait pas facile d'un autre côté de persuader aux populations, qu'il ne leur est pas permis de profiter de leur immense majorité pour changer leur triste et lamentable situation, si funeste à la foi, aux mœurs, à l'éducation de la jeunesse et à la vie religieuse de tout ce peuple.

« Si le Saint-Siège en juge autrement (c'est-à-dire s'il se prononce contre les votations)... il sera obéi par l'évêque et par le clergé et par la majorité des catholiques. Seulement, je demande, vu qu'il m'est interdit, par le pouvoir civil, de publier quoi que ce soit dans sept

cantons de mon diocèse, je demande instamment que le pape parle lui-même et fasse entendre l'oracle de sa bouche infaillible. »

L'évêque réfute ensuite l'accusation de scandale, qu'auraient fait naître les votations du Jura. Ce scandale, dit-il, est impossible dans la Suisse allemande, où, depuis des siècles, les paroisses sont habituées à nommer leurs pasteurs ; impossible aussi en Valais et à Fribourg. Dans cette dernière ville, le Conseil d'Etat nomme des chanoines du Chapitre exempt et la bourgeoisie élit le curé de ville. Il en est de même dans le Tessin.

Le « scandale » vient donc uniquement de Genève. « Cette prétendue agitation et ce scandale sont le fait du *Courrier de Genève*. Ce journal, et lui seul entre tous les journaux catholiques de la Suisse, a constamment fait de l'agitation, citant les conciles, les bulles et les décrets, et prouvant que c'est à l'Eglise à nommer ses ministres, rappelant les saintes règles, intactes en droit, violées en fait par les catholiques du Jura, c'est-à-dire par l'évêque de Bâle, bravant les décisions des congrégations des cardinaux, et fournissant des armes aux protestants de Genève pour faire prévariquer les catholiques genevois...

« Pour Genève, il se peut que ce qui se passe dans le Jura ne soit point à conseiller, puisque les conditions sont très différentes. Il y a là un infatigable évêque, qui, par un zèle extraordinaire et une admirable éloquence, a pu recueillir des millions, disent ses fils de Genève ; qui leur a rebâti des églises en place de celles qu'on leur a volées ; qui entretient tout le clergé... On comprend très bien que pouvant disposer d'immenses ressources pour 23 paroisses seulement, ces Messieurs n'ont nul souci de l'avenir... ; on comprend qu'ils trouvent bon de garder leur entière indépendance, plus conforme aux vœux de l'Eglise et qu'ils soient tout disposés à accepter la séparation de l'Eglise et de l'Etat, qui n'est guère en harmonie avec le *Syllabus*, ni beaucoup plus orthodoxe que ce qui se passe dans le Jura. »

L'évêque de Bâle résume son opinion dans ces termes : « Je vous prie de ne pas me considérer comme un partisan quand même des votes dans les paroisses pour les affaires ecclésiastiques ; je les regarde comme un malheur. Mais dans les cas actuels, je les admets comme l'unique moyen de salut. » Le Mémoire se termine par ces émouvantes paroles : « Je me berce de l'espoir que la constance admirable des catholiques du Jura, qui luttent et souffrent depuis si longtemps à cause de leur attachement au Saint-Siège, et la fidélité héroïque de ses prêtres, qui ont tout sacrifié à la même cause, est un spectacle propre à réjouir

votre cœur généreux. Quant au pauvre évêque, qui, durant quinze années, a dû supporter le poids et la chaleur du jour, il n'ignore pas qu'il n'a qu'à se considérer comme un serviteur inutile, attendant de Dieu seul son triomphe. »

Dans une question si grave, où les droits de l'Eglise sur le ministère ecclésiastique étaient en jeu, Rome ne pouvait pas, on le comprend, sanctionner par une décision solennelle l'abandon de ses droits et la dérogation aux règles de la discipline ecclésiastique. Mais, dans sa prudence séculaire et dans sa bonté maternelle, elle tint compte des circonstances douloureuses, où se trouvait le peuple jurassien. Au lieu d'une sentence formelle, elle donna des instructions secrètes à l'évêque pour le diriger dans sa conduite. Ces instructions, nous n'en possédons pas le texte, mais il nous est possible de le reconstruire dans ses parties essentielles par les passages qui s'y rapportent dans la correspondance de Mgr Lachat. Par une lettre du 7 novembre 1878, le Saint-Siège faisait savoir que les votations pouvaient être tolérées *(possa tolerarsi)*. Mais cette tolérance était accompagnée de conditions et de réserves très précises, destinées à parer au danger de la situation et au fléchissement de la discipline ecclésiastique. Le Mémoire de Mgr Lachat, du 20 janvier 1879, donnait déjà à Rome des explications rassurantes ; mais le 4 mars suivant, le cardinal Nina, secrétaire d'Etat, demandait à l'évêque de Bâle de le renseigner sur l'observation des instructions reçues du Saint-Siège, le 7 novembre 1878 ; Rome désirait savoir notamment 1° si les catholiques « ont inscrit dans le bulletin de vote *(nella scheda)*, une formule indiquant non une élection, mais une réclamation de leur curé ; 2° comment font les curés, qui doivent se faire inscrire comme candidats à une paroisse à repourvoir par l'élection populaire, pour éviter de paraître reconnaître comme réelles et nouvelles ces élections » ; 3° sur la prestation du serment exigé des curés.

Après des explications détaillées sur ces trois points, l'évêque concluait sa réponse du 20 mars par ces lignes : « En résumé, je peux dire, Eminentissime Seigneur, que, selon moi, les conditions exigées, quand le Saint-Père, pour éviter de plus grands maux, a daigné condescendre à ce que les votations pour les conseils et les curés puissent être tolérées *(per evitare mali maggiori possa tolerarsi)*, ont été observées quant au fond, et autant qu'il est possible, pour la forme 1. par les catholiques laïques, 2 par les curés, et j'ai expliqué ce qui se rapporte à la prestation du serment. »

Le *Mémoire* de la députation jurassienne au Saint-Siège était,

nous l'avons vu, de février 1879. En mai, Mgr Lachat « charge un député jurassien de se rendre à Rome pour expliquer l'attitude des catholiques »[1]. Toutes ces démarches aboutirent au maintien des instructions données le 7 novembre 1878 : la tolérance accordée fut continuée. Le nouveau pontificat de Léon XIII s'était ouvert d'ailleurs dans un esprit de conciliation. Le Jura catholique continua, dans les diverses paroisses, à procéder aux votations, qui lui rendaient ses églises et ses prêtres. En quelques mois, le vieux-catholicisme avait presque entièrement disparu ; il ne se survivait, languissant, que dans cinq ou six paroisses.

Depuis cette époque troublée, plus de cinquante années se sont écoulées ; le vote des paroisses, auquel on avait eu recours, comme à un expédient avantageux, mais transitoire, dans des circonstances difficiles, est demeuré. Le gouvernement de Berne s'est appliqué, il est juste de le reconnaître, en diverses occasions, à effacer et à réparer les injustices du Kulturkampf. En 1907, il accorda la reconnaissance officielle à quelques paroisses, de sorte que leur nombre atteignit alors 65 ; en 1921, il reprenait sa place au sein des Etats diocésains, reconnaissait l'évêque de Bâle, et rétablissait les 3 chanoines bernois ; enfin, en mai dernier, le Grand Conseil approuvait sans opposition un décret, qui accordait l'autonomie complète aux quinze dernières paroisses, qui en étaient encore privées. Mais la loi sur les cultes de 1874 est restée en vigueur, dans toute son intégrité, à peine atténuée par une modification concernant la réélection des curés. Si elle n'a pas développé, chez nous, les germes de schisme qu'elle porte en son sein, on le doit au sens catholique et à la discipline du clergé et des fidèles ; pour les uns et les autres, le vote populaire est l'adhésion au choix de l'évêque. Tant que cette loi restera en vigueur, il n'y aura d'autre remède, si l'on veut éviter un conflit, que d'interpréter d'une manière *catholique* une loi faite pour l'Eglise *protestante*.

[1] E. Daucourt. *Abrégé de l'histoire religieuse*, etc., p. 119. — Ce député n'était autre que M. Daucourt lui-même.

Der Krieg Berns gegen Savoyen im Jahre 1536 und die Unterwerfung der savoyischen Territorien durch Bern nach den amtlichen Aufzeichnungen der bernischen Kanzlei. [1]

Von Oskar VASELLA.

I. EINLEITUNG.

Der Krieg Berns gegen Savoyen und die Eroberung der Waadt samt den Landschaften Gex und Chablais gehören zu den denkwürdigsten Ereignissen der gesamten Geschichte der Eidgenossenschaft. Vom staatspolitischen Gesichtspunkt aus brachte dieser in seinem machtvollen Aufmarsch imponierende Kriegszug dem bernischen Staatswillen mehr als die Erfüllung jahrzehntealter Pläne. [2] Auch wenn dieser Auszug untrennbar mit dem genferischen Geschehen verknüpft

[1] Für Förderung unserer Forschungen schulden wir aufrichtigen Dank H. Staatsarchivar *Maxime Reymond* in Lausanne, H. Staatsarchivar G. *Kurz* und H. *E. Meyer*, Archivar in Bern.

Abkürzungen: Archiv = Archiv des historischen Vereins Bern.
DHV = Dictionnaire historique, géographique et statistique du canton de Vaud. Publ. par *E. Mottaz*. 2 vol. Lausanne 1914/1921.
Gilliard, Vaud = *Ch. Gilliard*, La conquête du pays de Vaud par les Bernois en 1536. Lausanne 1935 (vgl. unten p. 261, Anm. 3).
HBLS = Historisch-Biographisches Lexikon der Schweiz.
MDR = Memoires et documents publ. par la Société d'histoire de la Suisse romande.
RHV = Revue historique vaudoise.
Sinner = *R. v. Sinner*, Hans Franz Nägeli. Berner Taschenbuch 1873.
STAB = Staatsarchiv Bern.
Tillier = *Ant. v. Tillier*, Geschichte des Freistaates Bern. III. Bd. Bern 1838.
Vulliemin = *L. Vulliemin*, Le chroniqueur. Lausanne 1836.

[2] Diese Pläne richteten sich bekanntlich in erster Linie auf den Gewinn der Waadt. Sie wurden, wie wir wissen, im wesentlichen durch den französischen König Ludwig XI. und die Haltung der ost- und innerschweizerischen Orte vereitelt, s. *J. Dierauer*, Geschichte der Eidgenossenschaft, II [3], 275 ff.; *E. Dürr*, in Schweizer Kriegsgeschichte, 4. Heft, 529 ff.

bleibt und wenn gerade das Schicksal dieser Stadt die bernischen Waffen herausgefordert hat, so darf, vor allem für die spätere Geschichte, niemals übersehen werden, daß der bernische Gebietsgewinn, von der Waadt abgesehen, eine reine Annexion darstellt. Die Berner griffen um der Sicherheit Genfs und ihrer eigenen Interessen willen weit über die Waadt hinaus, welche der savoyische Herzog ihnen notgedrungen hatte in Pfandschaft geben müssen.[1] Daß diese Annexion nicht von vornherein festgelegt worden war, ist wahrscheinlich.[2] Auf keinen Fall darf jedoch bezweifelt werden, daß dieser Übergriff wider das Recht im Gedächtnis der bernischen Regierung ungelöscht blieb. Bern sah sich während mehr wie zwei Jahrzehnten mit Savoyen im Kriegszustand. Als es endlich im Jahre 1564 sich mit Savoyen vertraglich verglich, drangen die rechtlichen Erwägungen fast unvermindert durch.[3] Hatte Bern 1536 in Ausnützung einer ungewöhnlich günstigen außenpolitischen Lage, der eigenen Macht und der Schwäche des savoyischen Herzogs dessen Herrschaft am Genfersee gründlich zerstören können, so erschien seine Demütigung, die zwangsmäßige Rückerstattung des Landes Gex und fast der gesamten Herrschaft Chablais an den Herzog von Savoyen (1564), wie auch der überraschende Wiederaufstieg dieses Fürsten als die Nemesis der Geschichte, die so oft im Leben der Völker gewaltmäßig Errungenes wieder entreißt und vernichtet. Die bernischen Staatsführer haben sich dieser geschichtlichen Lehre nicht entzogen, als sie sich, allen Widerständen zum Trotz, zur Restitution des widerrechtlich Erworbenen entschlossen.[4] Es war nicht bloß ein Zeugnis

[1] Über den Vertrag von St. Julien und seine wichtigsten Bestimmungen, s. *Dierauer*, l. c. III², 257 f.

[2] S. unten den Text p. 19 f. Wir zitieren für den Quellentext stets die Seiten des Originals. Vgl. auch Archiv, XII, p. 263, *L. Vulliemin*, 236. Es ergibt sich eindeutig, daß die Entscheidung über das, was erobert werden sollte, beim Kriegsrat selbst stand; s. auch *E. v. Rodt*, Geschichte des bernischen Kriegswesens, I (Bern 1831), 255 f.

[3] Über die Verhandlungen mit Savoyen um die Restitution, s. *Tillier*, 413 ff.; *W. Oechsli*, Der Lausanner Vertrag von 1564. Politisches Jahrbuch der Schweiz, XIII (1899), 141 ff., bes. 192 f. Die Berner machten in den Verhandlungen mit Savoyen vom November 1560 gegenüber dem Einwurf der savoyischen Boten, daß die Verträge von St. Julien und Payerne nur von der Waadt handelten, geltend: jedermann wisse wohl, daß der Krieg meistens weder Ziel noch Maß habe! Es ist ideengeschichtlich sehr beachtenswert, daß Bern sich ausdrücklich auf das « Kriegsrecht » beruft, s. Eidg. Absch. IV, 2, Abt. 1, p. 155. Auch *Oechsli*, l. c. 205, muß die Bedeutung der Rechtsfrage durchaus anerkennen.

[4] Der Kleine Rat von Bern wies 1562 offen darauf hin, daß die Ansprüche Berns gemäß den Rechtstiteln sich nur auf die Waadt beziehen könnten; s. *A. v. Tillier*, 414. Auf dieser Auffassung beruhte in erster Linie die Stärke der bernischen

der Selbstverteidigung, wenn der einstige ruhmbedeckte Militär, Hans Franz Nägeli, seinen Gegnern jene Szene in das Gedächtnis zurückrief, da seine Truppen bei St. Julien ihm den Gehorsam zu künden drohten, obwohl sie von Erfolg zu Erfolg geeilt waren und ihre drohende Meuterung daher keineswegs auf ihre physische Ermattung oder auf Erschütterung ihrer moralischen Verfassung zurückgeführt werden konnte. Der ehemalige Truppenführer erinnerte vielmehr mit seiner Rede bewußt daran, daß seine Truppen von der zivilen Regierung auf beschränktere militärische Pläne, nämlich die Rettung Genfs, verpflichtet worden waren und daß nur die militärische Leitung, in Ausnützung ihrer Vollmachten, über das anfänglich Beabsichtigte weit hinausgegriffen und damit jene Eroberungen verwirklicht hatte, die jetzt eben im Mittelpunkt der heftigen Erörterungen standen.[1] Nägeli mochte es mit größter Genugtuung erfüllen, sich nach so vielen Jahren mit der einstigen Haltung der bernischen Regierung rechtfertigen zu können. Von modernen Historikern, die im Banne der spätern Geschichte Genfs gestanden sind, ist doch zu sehr mißachtet worden, daß 1536 ernstliche Spannungen zwischen der bernischen Regierung und der

Position, weil sie als solche von den eidgenössischen Vermittlern anerkannt werden mußte. Eidg. Absch. IV, 2, Abt. 1, 152 ff.; *Oechsli*, l. c. 199, 205. Besonders charakteristisch ist, was das Landgericht Sternenberg, anläßlich des Referendums vom Sommer 1564 gegen die Stellungnahme der bernischen Regierung geltend machte: auch würde es allen Bernern zum Spott gereichen, wenn man draußen hören müßte: « Ir hand ein land wider recht inngehept und es darumb müssen widergen ». *Oechsli*, l. c. 233.

[1] Die drohende Meuterung erwähnt *v. Tillier*, 354. Zur Haltung Nägelis, s. überdies *R. v. Sinner*, 93 ff., bes. 95. Das Urteil *Oechslis* über Nägeli, l. c. 206 ist nicht zutreffend. *Tillier* sagt lediglich, daß die Nachricht von der drohenden Meuterung auf Nägelis Aussagen bei den Restitutionsverhandlungen beruhe. Leider gibt er andere Quellen nicht an. *L. Vulliemin*, 236, schildert diese Szene ausführlicher, ohne Zweifel auf Grund von Quellentexten. Vielleicht ist er Gewährsmann für Tillier. Zu beachten ist, daß an den Restitutionsverhandlungen, außer Nägeli auch Wolfgang v. Weingarten und Anton Tillier beteiligt sind, die am Eroberungszug 1536 teilgenommen hatten. Vgl. *M. Stettler*, Annales, II (Bern 1626), 204, ebda. 79 die Zusammensetzung des Kriegsrates für 1536; *Stettler*, l. c. 82, deutet die Uneinigkeit im Kriegsrat an. Bemerkenswert ist die Tatsache, daß der Berner Rat am 7. II. 1536 an den Kriegsrat schrieb, wobei er zwar nicht in imperativer Form das weitere Vordringen ins savoyische Territorium verbot, aber doch warnend mißbilligte. So *E. v. Rodt*, l. c., 255 f.; s. T.-Missivenbuch W, p. 150 (STAB.), wo sich dieses Schreiben findet. Die Regierung befürchtete einen Mißerfolg an der Klus. Unsere Quelle spricht von diesen Vorgängen nicht. Doch läßt auch sie erkennen, daß im Kriegsrat längere Beratungen gepflogen worden sind, ehe man zur Entscheidung gekommen war. Text p. 19 f. Dieses Schweigen ist nicht so überraschend; denn auch andere Szenen werden gelegentlich nahezu übergangen. Text p. 74 und Anm.

militärischen Leitung im Felde entstanden waren, die ihre Rückwirkung auf die spätern Verhandlungen mit Savoyen ausgeübt haben.[1] Umso nachdrücklicher muß der Zusammenhang der Geschehnisse im Jahre 1536 mit der savoyisch-eidgenössischen Politik in den Jahren 1560-64 betont werden; denn er bleibt grundlegend für die Beurteilung aller Vorgänge, die sich an den bernisch-savoyischen Ausgleich anknüpfen.

Den scharfen Kritikern der eidgenössischen, ganz besonders der katholischen Politik zur Zeit der Restitutionsbestrebungen Savoyens, muß ein Zweites entgegengehalten werden. Der Kriegszug des mächtigsten eidgenössischen Standes erschien, in der Zeit gesehen, niemals als schweizerisches Unternehmen, das durch einen eidgenössischen Staatsgedanken beherrscht gewesen wäre.[2] Für die katholischen Orte konnte dieser Eroberungszug, nach vollendeter Spaltung im Glauben, nichts anderes sein als eine in ihren Folgen unabsehbare Aktion bernischer Gewalt. Bern schickte sich an, den Raum seiner Herrschaft in einer Weise zu erweitern, wie es keinem schweizerischen Stande jemals gelungen war. Diese Aussicht galt nun selbst den befreundeten und Bern im Glauben eng verbundenen Orten für das Gleichgewicht unter den eidgenössischen Kantonen als so wenig verheißungsvoll, daß sie, weit davon entfernt, Bern zu seinem Unternehmen aufzumuntern oder es gar zu unterstützen, sich gedrängt sahen, in wiederholten Botschaften eine Vermittlung zu versuchen und ernsthaft und unentwegt zum Frieden zu mahnen.[3] Wenn dieser Wille ohne Erfolg blieb, so lag das, äußerlich gesehen, an der ganz verschiedenen Auf-

[1] Über diese Spannungen, s. Archiv, XII, p. 267, Nr. IX, *E. v. Rodt*, l. c., bes. den scharfen Zusammenstoß des Berner Kriegsrates mit den Regierungsgesandten in Payerne. Text 74; *Stettler*, l. c. II, 877. Die spätere bedauerliche Entwicklung der genferischen Verhältnisse beeinträchtigt das Urteil über die damaligen Vorgänge, da ohne weiteres in jene Zeit Voraussetzungen hineingetragen werden, die damals nicht bestanden haben. Vgl. *Dierauer*, l. c. III, 363 f.

[2] Von dieser irrigen Voraussetzung ist vor allem das scharfe Urteil *Dierauers*, l. c. 363, 365 getragen, welcher der katholischen Politik die Hintansetzung des eidgenössischen Staatsgedankens vorwirft. Bis weit über jene Zeit hinaus ist kaum einmal bei Fragen territorialer Erwerbungen ein eidgenössischer Staatsgedanke zur Geltung gekommen. Vgl. dazu p. 243, Anm. 3. Maßvoller urteilt *L. v. Muralt*, in: Gesch. der Schweiz, I (Zürich 1932), 469-71, doch verkennt auch *v. Muralt* die Rechtsfragen.

[3] Über diese Botschaften der protestantischen Orte s. Eidg. Absch. IV, l. c. 628 f. Text 46 f., wo auf die frühere Vermittlung in Bern angespielt wird. Die Einreden der Vermittler blieben stets dieselben, trotz aller außenpolitischen Wandlungen. S. die Darstellung *M. Stettlers*, Annales, II, 80 f., der den bernischen Standpunkt ausdrücklich verteidigt und ebda. 84 auch die Antwort Berns anführt.

fassung Berns von der außenpolitischen Konstellation. Bern wußte, daß ihm von außen her keine erheblichen Gefahren mehr drohen konnten, nachdem es über den Bruch Frankreichs mit Savoyen unterrichtet war. Als eine tönende Phrase klingt die Rede des mailändischen Gesandten in uns wieder. Unsäglich klein, ja kläglich erscheint sie neben der knappen, selbstbewußten Antwort, die der bernische Kriegsrat erteilte.[1] Während die Berner Hauptleute sich in dieser wahrhaft demütigenden Weise über den kaiserlichen Gegner hinwegsetzen durften, versuchten nur acht Tage später die Boten der protestantischen Orte abermals zu vermitteln, indem sie sich just auf die Folgen für die kaiserliche Politik beriefen, so wie sie es zuvor getan hatten.[2] Waren die protestantischen Orte wirklich derart im Unklaren über die Haltung des Kaisers, dessen Ohnmacht die Berner so sicher abschätzten? Man wird diese Frage kaum bejahen dürfen. Es gibt in der schweizerischen Geschichte in der Tat Beispiele genug, da Bedenken ähnlichen Wertes dazu dienen mußten, die eigene besorgte Eifersucht zu verdecken. Der gewaltige Vorstoß Berns erschien vielmehr als stärkste Bedrohung des eidgenössischen Gleichgewichts und die protestantischen Orte haben auch später Berns Ansprüche gegen Savoyen niemals mit Eifer unterstützt.[3]

[1] Text 24 f. Denselben Bericht bei *Stettler*, l. c. 83.

[2] Text 46 f. *Stettler*, l. c. 84.

[3] Zur damaligen und spätern Haltung der protestantischen Orte s. *Oechsli*, l. c. 171, 204, 245. Hält man sich die jeweilige Stellungnahme der prot. Orte zur Westpolitik in den wichtigen Jahren 1476, 1536 und 1560-64 vor Augen, so ergibt sich deutlich, daß diese Orte ihre ablehnende Haltung kaum einmal verleugnet haben. In allen drei Entscheidungen haben sie die bernische Expansionspolitik an der Verwirklichung ihrer Ziele entweder verhindert oder zu verhindern gesucht. Der historische Individualismus, so wie er in den Bundesformen verankert war, ist hiefür die letzte Erklärung. Er hat zu allen Zeiten — damals und noch auf lange Jahrzehnte hinaus ist er innerhalb der protestantischen Stände nicht einmal durch den reformierten Glauben überwunden worden — nach einem steten Ausgleich der politischen und kulturellen Kräfte der Kantone gedrängt. Aus ihm ergab sich der Verzicht auf jede gemeinsame, konsequent verfolgte Expansionspolitik. Die Großmachtpolitik in Italien ist vorübergehend möglich geworden, weil die Führung dieser Politik außerhalb der Eidgenossenschaft lag: beim Papsttum. Sie ist deshalb auch zusammengebrochen, sobald die Eidgenossenschaft wieder auf sich selbst angewiesen blieb. Wer dieses historisch gewordene Schicksal der Eidgenossenschaft verurteilen will (s. *Dierauers* unverständliches Urteil in seiner Gesch. d. Eidgen. IV ², 296 f.), muß auch die so oft gerühmte Eigenart der Schweiz, daß sie den Schutz sprachlicher und konfessioneller Minderheiten verwirklicht hat, verurteilen. Dieser Minderheitenschutz ist nämlich das geschichtliche Ergebnis der früheren Entwicklung und nicht die Schöpfung des XIX. Jahrhunderts. Ausgezeichnet läßt *E. Dürr* diesen Individualismus der Ortspolitik

Die Haltung der protestantischen Orte fällt umso mehr auf, als der Krieg gegen Savoyen unter dem Zeichen der neuen Lehre unternommen wurde. Ein Sieg der bernischen Waffen kam von vornherein überall einem Sieg der neuen Lehre gleich. Was politisch verwirklicht wurde, mußte auch religiös verwirklicht werden. Dem Raum der politischen mußte der Raum der kirchlichen Herrschaft entsprechen. Das war begründet in der Ausschließlichkeit *beider* Konfessionen. Der Grundsatz der Ausschließlichkeit ist für das Ortsterritorium selbst im ersten und zweiten Kappeler Frieden zur Geltung gekommen, indem die Autonomie der Orte in der Glaubensfrage ausgesprochen, beidseitig anerkannt und damit bekenntniseinheitliche Ortsgebiete geschaffen wurden. Der Anspruch auf alleinige Geltung beider Konfessionsparteien ergab den unausweichlichen Kompromiß für die gemeinsamen Untertanengebiete.[1] Ausgehend von diesem Anspruch und zugleich tief erfüllt von ihrer neuen Sendung setzt die bernische Regierung die Ideen der Reformation dort durch, wo sie jetzt mit bewaffneter Gewalt zugegriffen hatte.[2] Die Eroberung der Waadt und der savoyischen Landschaften am Genfersee bildete also die Voraussetzung für die Einführung der Reformation und die zwangsmäßige kirchliche Neuorganisation dieser Lande ist tatsächlich das erste klassische Beispiel der Geltung jenes so berühmt gewordenen Prinzips des Herrschaftsrechtes zu Gunsten der neuen Kirche. Es ist wohl das erste reine Beispiel seiner Art in der abendländischen Entwicklung überhaupt, sofern hier der Wechsel der politischen Herrschaft zusammentrifft mit dem Umgestalten der kirchlichen Verhältnisse. Der Grundsatz des Herrschaftsrechtes ist zuvor von den Katholiken selbst in einheitlicher Weise und uneingeschränkt im zweiten Kappeler Frieden nur im Freiamt, in den Städten Mellingen und Bremgarten

in seiner Geschichte des XV. Jahrhunderts (Schweizer Kriegsgeschichte, 4. H.), p. 521 ff., bes. 528, 531 f., 543 hervortreten.

[1] S. darüber *P. Brüschweiler*, Die landfriedlichen Simultanverhältnisse im Thurgau. Frauenfeld 1932, p. 9 ff.

[2] Über das innere Verhältnis der bernischen Regierung zur Reformation s. die feinsinnige Darstellung bei *Feller*, Der Staat Bern und die Reformation in: Gedenkschrift zur Vierjahrhundertfeier der Berner Reformation. Bern 1928, I, 123 ff. Ebda. 124 f. spricht *Feller* von der Gefahr, daß die Obrigkeit den Glauben verstaatlichte. Diese Gefahr hat sich 1536 erfüllt, entgegen allen Anschauungen des Synodus, und es erwies sich damals in Bern so gut wie an allen andern Orten, daß eine «Gewissensbefreiung» durch die Reformation nicht möglich wurde, infolge der engen Verbindung der neuen Kirche mit dem Staat. S. darüber *R. Wackernagel*, Geschichte der Stadt Basel, III (Basel 1924), 519 f.

und in Gaster und Wesen angewendet worden. Aber hier handelte es sich um altes Untertanengebiet. Die Frage der politischen Herrschaft stellte sich nicht neu. [1]

Diese Wechselwirkung der politischen und religiösen Intentionen Berns steigert die Bedeutung der gesamten Vorgänge um die Erwerbung und Neuorganisation der savoyischen Territorien erst recht und sie muß daher knapp gezeichnet werden. Die Art, wie Bern diese Gebiete gewonnen hatte, ist immer bewundert worden und bleibt, rein äußerlich und als Ganzes besehen, auch bewundernswert. Die überraschende Sicherheit, die berückende Macht der Berner, deren Zauber sich selbst savoyische Herren nicht zu entziehen vermochten, offenbaren eine in der Geschichte des eidgenössischen Volkes seltene Größe der Tatkraft. [2] Aber hinter dieser Tatkraft steht doch auch die Gewalt. Man ist in neuerer Zeit, im Gegensatz zur älteren Geschichtschreibung der Waadt, nahe daran, eine Legende von der widerstandslosen Unterwerfung der Waadt unter den Willen Berns zu prägen. Mag das auch einem Wunsch späterer Geschlechter entsprechen und daher begreiflich erscheinen, so tut doch eine erneute Besinnung in dieser Hinsicht not. [3] Der Marsch der Berner war ein Eroberungszug mit Anwendung aller Gewalt, die notwendig erschien, mit ultimativer Forderung der Huldi-

[1] S. *Dierauer*, l. c. III, 208 ff.; *Brüschweiler*, l. c.

[2] Im Revers vom 28. Januar 1536, durch den der Herr von Bioley, Fr. de Goumcëns die Huldigung an die Berner vollzog, klingt diese Bewunderung nach, wenn er sagt, wie er erfahren habe: « comme mes tres honorez et doubtez seigneurs, mes seigneurs de Berne estoient partiz de la ville du dict Berne et entrez ou pays de Vaulx avec une bonne et grosse armee ... » Zit. nach der Kopie in Mskr. Helv. III, 116, 1. Reversurkunde. Stadtbibl. Bern. Vgl. eine andere Fundstelle bei *Gilliard*, in Festschrift Hans Nabholz. Zürich 1934, p. 182 f. Anm. 60. Leider sagt Gilliard nicht, ob es sich um das Original handelt. Eine Nachprüfung war uns nicht möglich. Vgl. jetzt dagegen *Gilliard*, Vaud, p. VII und Anm. 3.

[3] Der Unterschied im Urteil über die damaligen Vorgänge läßt sich u. a. erkennen an den Darstellungen *L. Vulliemins*, p. 227 f., der die Widerstände nicht verschweigt, an jener *A. Verdeils*, Histoire du ct. de Vaud, I (Lausanne 1849), p. 424 ff., bes. 426, 428, der auf Vulliemin fußt; *L. Charrière*, in MDR, Bd. 8 (1849), p. 86 einerseits und anderseits an den neueren Darstellungen, so von *H. Vuilleumier*, Histoire de l'Eglise réformée du pays de Vaud, I (1927), 54 f., 124, die teilweise direkt irreführend ist. In unzutreffender Weise wird hier gar von einer « promenade militaire » gesprochen (p. 124), was nicht einmal vom bernischen Standpunkt aus gelten kann. Einer ähnlichen Tendenz entgeht auch *Ch. Gilliard* nicht, wenn er in seinem Aufsatz: Les débuts du régime bernois à Moudon, RHV 1931, Bd. 39, 90 ff. zum Vergleich der damaligen Vorgänge in wenig glücklicher Art moderne Beispiele, wie den Einfall in Belgien, heranzieht und den Begriff Invasion auch für den Eroberungszug der Berner nach dem Chablais nicht gelten

gung, mit Bekundung des Willens, jeden Widerstand bedingungslos zu brechen.[1] Darüber darf auch der fast unblutige Verlauf der Eroberung nicht hinwegtäuschen.[2] Daß der wirkliche Aufwand an Gewalt in jeder Hinsicht so klein sein konnte, lag nicht so sehr an der Bereitschaft der savoyischen Untertanen zu Bern überzugehen, auch nicht an einer gleichgültigen Haltung der Landleute gegenüber ihrem Herrn. Entscheidend war vielmehr die Preisgabe der Landschaften durch den Herzog selbst.[3] Das läßt sich am besten aus den Erwägungen des Rats von Moudon erkennen, die hier wiederholt werden müssen: « sur quoi considérant tous les susnommés plusieurs raisons militantes ici à cause de brièveté non déclarées que attendu la grande puissance de la susdite armée à laquelle faisant leur devoir n'est possible résister, considérant aussi non avoir aucun secours ni remède, mandement, certification ni commandement apparaissant de mon dit Sr le duc, pour eux acquitter en devoir de bons sujets, considérant aussi que mieux et plus profitable soit eux rendre que de se laisser foller, ruiner et détruire les personnes et biens ... ». Eine einheitliche erfolgreiche Abwehr war nun von vornherein ausgeschlossen. Es gab keine Verteidigung gemeinsamer Interessen mehr.[4] Die Erinnerung aber an jenen Zug der

lassen will, so in einem Aufsatz in Zeitschrift f. Schweiz. Geschichte 1931, XI, 194, Anm. Vgl. außerdem *Ch. Gilliard*, in RHV 1922, Bd. 30, 242. MDR, 2me série XIV (1929), 687 f., Festschrift Hans Nabholz, p. 171. Auffallend stark weicht dagegen ab *P. Maillefer*, Hist. du ct. de Vaud, Lausanne 1903, p. 230, 232 f. von solcher Urteilsart ab.

[1] Schon gleich zu Beginn des Feldzugs regte sich der Widerstand in der Vogtei Cuderfin. Bern hat ihn durch Drohungen sehr ernstlicher Natur überwunden. S. Text 3 f. Dazu die Darstellung bei *A. Verdeil*, l. c. 426. Die Wahrheit an diesen Vorgängen ist bei *R. v. Sinner*, 49, völlig in ihr Gegenteil verkehrt. Als typisch für die innern Motive vieler Huldigungen der waadtländischen Herren darf der Grund bezeichnet werden, den *Fr. Goumoëns* in seinem Revers (s. Zitat in Anm. 2 zuvor) nennt: « que en cas de reffus ils mettroient et detruiroient en totale ruyne jcelle maison, les y residans avec les biens y estans et ceulx de mes subgetz ... » S. auch darüber *Verdeil*, l. c. 428, der die Übergabsurkunde gekannt haben dürfte. Hier sei verwiesen auf die Klagen des französischen Botschafters vom 16. Februar, aufgezeichnet im Ratsmanual, Nr. 254 (STAB), p. 152 f.

[2] Darauf stützt sich vor allem wieder *Ch. Gilliard*, in RHV 1931, Bd. 39, 90. Zu einzelnen Verlusten des Gegners, s. Text 42.

[3] *F. T. L. Grenus*, Documents relatifs à l'hist. du pays de Vaud (Genève 1817), p. 195 ff., Nr. 108, wiederholt in ähnlicher Form bei *A. Verdeil*, l. c. 427. Es ist dies die Antwort auf die Aufforderung der Berner, die bis am 25. Januar morgens erteilt werden mußte. Text p. 3, 7. Zur Haltung des Herzogs s. im übrigen *Verdeil*, l. c. 420.

[4] Dieses Moment betont richtig *Gilliard*, in RHV 1931, Bd. 39, 91 f.; s. auch *Oechsli*, l. c. 162; *Dierauer*, III 267 f. Wenn *Dierauer*, III, 268 f., in wörtlicher

Berner und Freiburger nach Genf, da vor 6 Jahren Brand und Plünderung ihre Wege gezeichnet hatten, war nicht untergegangen.[1] Sie lebte in jeder Forderung Berns wieder auf.[2] Die Sorge der waadtländischen Gemeinden richtete sich nun auf die Erhaltung ihrer alten Privilegien und überkommenen Freiheiten. Wurden diese gewährt, so mußte der Entschluß für Bern fallen. Die Entscheidung in politischer Hinsicht fiel umso leichter, als Bern zunächst mit den politischen Zugeständnissen nicht kargte. Eine andere Voraussetzung mußte gleichzeitig erfüllt sein: die Zusicherung freier Entscheidung im Glauben. Dem Sorgen um die Erhaltung der alten Rechtsstellung entsprach durchwegs das Verlangen nach dem Bewahren des alten Glaubens.[3] Bern stand hier sofort vor der Lösung einer zweiten Schwierigkeit, die sich politisch niemals nachteilig auswirken durfte. Noch war die Rechnung mit Freiburg unbeglichen.[4] Das Eingreifen dieses Rivalen hatte für Moudon selbst schon Befürchtungen erweckt.[5] Der scharfe Konflikt zwischen dem bernischen Kriegsrat und den Gesandten der Regierung in Payerne beruhte gerade auf der verschiedenen Einschätzung der

Übernahme von *Oechslis*, l. c. 165, Aussage, glaubt, daß Bern in der Waadt segensreich wirken konnte, weil es die Leibeigenschaft grundsätzlich bekämpfte, so ist dem die Feststellung von *Edg. Bonjour*, Die Bauernbewegungen des Jahres 1525 im Staate Bern, Diss. phil. Bern 1923, p. 21 ff. entgegenzuhalten. Bonjour betont mit Recht, daß Bern die Leibeigenschaft in erster Linie nicht aus humanitären, sondern aus staatspolitischen Erwägungen heraus bekämpfte. Dieser Kampf steht im Zusammenkampf mit den Zentralisationstendenzen des Staates, der damit die Leibeigenen für den Kriegsdienst und die Staatssteuern zurückgewinnen und den privaten Rechtsbereich zu Gunsten des Staates einschränken will. Über diese Zentralisationsbestrebungen im allgemeinen s. *E. Dürr*, in Schweiz. Kriegsgeschichte, 4. H., p. 331 ff., bes. 345 ff.

[1] Über den Zug der Freiburger und Berner nach Genf im Jahre 1530 s. *Dierauer*, l. c. III, 256 f.; *L. Vulliemin*, p. 222.

[2] S. p. 246, Anm. 1.

[3] Text p. 1 (Cudrefin), 4 f. (Payerne), 7 (Rue, Moudon), 18 (Herr von Coudrea), 23 (Morge), 32 (Thonon, Allinges). Als besonders charakteristisch muß der Eintrag betr. Moudon hervorgehoben werden, dessen Wortlaut in MDR, sec. série XIV, 674, Anm. 4, weder vollständig noch richtig wiedergegeben ist. Wir verweisen ferner auf die Kopie unserer Quelle, Msk. Helv. III, 116, Stadtbibl. Bern, die im Anhang eine ganze Reihe von Übergabsurkunden waadtländischer Gemeinden und Herren enthalten, auf deren Wortlaut hier im einzelnen nicht näher hingewiesen werden kann. Vgl. *Gilliard*, in Festschrift H. Nabholz, p. 182, Anm. 60 f.

[4] Über die Verhandlungen mit Freiburg, s. *Stettler*, Annales, II, 87-89; *Oechsli*, l. c. 172 f.; *G. Castella*, L'intervention de Fribourg lors de la conquête du pays de Vaud. Annales fribourgeoises, VII (1919), 101 f.

[5] *B. de Cérenville* et *Ch. Gilliard*, Moudon sous le régime savoyard. MDR, 2me série XIV, 671 f. Vgl. auch *Gilliard*, in RHV 1922, Bd. 30, 229 ff.

freiburgischen Gefahr.[1] Niemals durfte also jetzt der Widerstand der Untertanen durch Verweigerung ihres religiösen Verlangens geweckt werden. Aber ebenso wenig konnte Bern seinen Anspruch auf die Protestantisierung der eroberten Gebiete verzichten. Die Eingliederung der neuen Untertanen in seine Herrschaft konnte nur dann völlig gesichert sein, wenn diese Untertanen jenem Glauben zugeführt wurden, dem der Staat Bern selbst zugehörte.[2] So ergab sich ein scheinbarer Mittelweg: die Zusicherung, frei beim alten Glauben verharren zu dürfen, aber auch die Forderung nach Freigabe der neugläubigen Predigt. Mit dieser Bedingung schloß Bern sofort den Zwang ein; denn die Ausschließlichkeit der reformierten Lehre war durch das Schriftprinzip als Quelle dessen, was geglaubt werden durfte, längst ausgebildet.[3] Der Staat hatte diesen fundamentalen Lehrsatz als objektivierende Norm des Glaubens übernommen und damit war auch die Grundlage dafür geschaffen, daß die Obrigkeit den Glauben verstaatlichte. Der Glaubenszwang, begründet aus dem Schriftprinzip, läßt sich in der frühen Gesetzgebung aller protestantischen Orte sehr gut aufzeigen.[4] Bern dachte nun an die Anwendung des Schrift-

[1] Die bernische Regierung hatte, entgegen allen Intentionen des Kriegsrates, der Freiburg keineswegs so weit entgegenkommen wollte, u. a. Vevey und Surpierre abgetreten. Dieses Zugeständnis wurde zurückgenommen, um die Ehre der Kriegsregenten zu retten, wie *Stettler*, l. c. selbst sagt. Text p. 74.

[2] Das erste Moment wird nie scharf genug hervorgehoben und doch ist es von erheblicher Wichtigkeit gewesen. Die Berner erwiesen auch in kirchlicher Hinsicht die Kunst ihrer Taktik, viel mehr präventiv denn repressiv zu handeln. Die zweite Erwägung liegt in ihrer Bedeutung so klar zu Tage, daß sie von keinem Autor geleugnet wird; s. *Oechsli*, l. c. 175; *Dierauer*, III, 277, dessen Urteil auf *Oechsli* gründet. Wir verweisen noch auf *P. Maillefer*, Hist. du ct. de Vaud Lausanne 1903, 232 f., der unsere Meinung stützt.

[3] Das wird von manchen Autoren merkwürdigerweise immer wieder übergangen; s. *P. Brüschweiler*, l. c. 6 ff., auch von *A. Farner*, zit. bei *Brüschweiler*, 3, 6 ff. Auch die Bedeutung des Schriftprinzips für die Entwicklung der Reformation in der Schweiz wird nicht genügend betont. Im Namen der freien schriftgemäßen Predigt ist der Kampf gegen den alten Glauben überall begonnen und weitergeführt worden, ehe die Konsequenzen aus dem Schriftprinzip gezogen wurden. Diese Konsequenzen waren jedoch nicht zu umgehen. Dazwischen liegt jenes sog. Simultaneum der Reformation, das einzig der Lehrunsicherheit der Obrigkeit zu verdanken war. Vgl. *P. Brüschweiler*, 7, unsere Bemerkungen in dieser Zeitschrift 1935, XXIX, 142. Der Widerspruch zwischen dem reinen freien Biblizismus und dem normierenden, zwingenden Schriftprinzip brach bekanntlich zuerst in der Täuferbewegung auf. Das muß deutlich hervorgehoben werden gegenüber *Gilliard*, RHV 1931, Bd. 39, 93, der glaubt, die Berner seien völlig aufrichtig gewesen, wenn sie erklärten, keinen Zwang anwenden zu wollen.

[4] Wir begnügen uns mit dem Hinweis auf *R. Wackernagel*, Geschichte der Stadt Basel, III, 519 f., weil dessen tiefer dringende Darstellung allgemein für

prinzips, sobald es die völlige Freiheit der neugläubigen Predigt forderte. Es schloß damit den alten Glauben von vornherein aus und die Bedingung verneinte das Zugeständnis, kaum daß es gegeben war. Bern war sich des Widerspruchs dieser Stellungnahme wohl bewußt. Es war nicht mehr die Zeit, da die Führer der Neuerung von einem unbegrenzten Optimismus in die Kraft des « lautern Gotteswortes » erfüllt sein konnten. Nirgends hatten Schriftprinzip und evangelische Predigt allein genügt, um das Volk gesamthaft vom alten Glauben zu lösen.[1] Dieser bereits einer geschichtlichen Erfahrung erwachsenen Wahrheit konnten sich auch die Berner Hauptleute niemals verschließen. Die Untertanen jedoch mußten die Tragweite der Forderung ihrer künftigen Herren verkennen. Je größer ihre Furcht vor der Protestantisierung durch Bern war, desto mehr gewann das Zugeständnis Berns an Wert. Sie nahmen das Versprechen Berns so hin, wie es in sich selbst zu verstehen war. Für sie bestand das Schriftprinzip nicht und

die schweizerische Entwicklung gültig erscheint. Durch die Stellung, die das Schriftprinzip in der reformierten Lehre einnahm, und durch die Rolle, die die städtische Gemeinde im Werden der Reformation übernommen hatte, war das städtische Kirchenregiment vorgezeichnet. Das muß hervorgehoben werden gegenüber der Auffassung, die *v. Muralt* in seiner Darstellung vertritt. Geschichte der Schweiz, I, 423 f.

[1] Die Stoßkraft der reformatorischen Bewegung braucht keineswegs geleugnet zu werden, damit diese Anschauung vertreten werden kann. Auf keinen Fall darf aber mit *Ch. Gilliard*, Les débuts du régime bernois à Moudon, RHV 1931, 90 ff., 94 und : Les premières mesures du gouvernement bernois en matière de religion, ebda. 321 ff., 326 angenommen werden, die Berner hätten vorausgesetzt, daß die Untertanen auf Grund der Predigt den Glauben ohne weiteres wechseln würden. Auf diese Weise läßt sich der Widerspruch zwischen der bernischen Zusage und Forderung nicht erklären ; denn man müßte sonst über die ganze geschichtliche Erfahrung aus dem religiösen Kampf der deutschen Schweiz hinwegsehen, was niemals angeht. Zur Erhärtung unserer Anschauung muß nachdrücklich darauf hingewiesen werden, daß das berühmte « Mehren » reformatorischen Ursprungs ist. *Brüschweiler*, l. c. 17 ff. Bezeichnend ist sein Aufkommen in jenen Territorien, die der Regierung von Orten aus beiden Glaubensparteien unterstanden. Mit dem Mehrheitsprinzip, das nicht von ungefähr auch in der Westschweiz eine so bedeutende Rolle gespielt hatte, haben die Führer der reformierten Glaubenspartei der Demokratie die schwächste Seite abgewonnen. Es steht auch in diametralem Gegensatz zu der so viel behaupteten « Gewissensbefreiung » durch die Reformation ; denn der Entscheid hing nun nicht mehr ab von der Einsicht in die Wahrheit, vollends nicht vom Einzelgewissen, sondern von einer rein ziffernmäßigen Mehrheit. Vgl. Beispiele bei *L. Weisz*, Geschichtsfreund, Bd. 86 (1931), p. 75. Der Majorisierung waren damit die Wege für alle Zukunft geebnet. Das darf auch von den Kritikern der katholischen Religionspolitik in der Zeit der Gegenreformation niemals übersehen werden. Zur Religionspolitik der Berner vgl. gegenüber *Gilliard* das bündige Urteil *Oechslis*, l. c. 175 ; ferner *P. Maillefer*, l. c. 232. Vgl. jetzt *Gilliard*, Vaud, 261 f., 264, 267 f.

sie übersahen deshalb auch alle Folgen der bernischen Stellungnahme.[1] Der Konflikt wurde so unvermeidbar. Am sichtbarsten ist er wohl in Moudon. Hier gaben die führenden Leute der Stadt der Zusicherung des Kriegsrates sofort diese Deutung: über den eigenen Glauben selbst verfügen zu dürfen. Aus dieser Auffassung heraus gelobten die Bürger der Stadt und die Bauern der Landschaft, in gesonderten Vereinigungen, unter Eid, im alten Glauben leben und sterben zu wollen. Dieser Beschluß war die Ausnützung des bernischen Zugeständnisses, wenn wirklich freie Entscheidung im Glauben gemeint war.[2] Allein die Hoffnung, damit der Reformation rasch und sicher zu entgehen, erfüllte sich nicht. Bern sah diese Aktion sofort als gegen sich gerichtet an.[3] Die Leute von Moudon mochten noch so sehr ihre politische Treue betonen.[4] Der Gegensatz brach unhaltbar in vollster Schärfe auf, weil Bern auf Erfüllung *seiner* Forderung pochte. Ob man wollte oder

[1] Diese Erwägungen dürfen auf keinen Fall übergangen werden, will man die Bereitwilligkeit verstehen, mit welcher schließlich die Untertanen die Herrschaft der Berner anerkannten. Die Darstellung *Ch. Gilliards*, RHV 1931, Bd. 39, p. 94, erscheint uns unzulänglich, weil sie diese Motive nicht hervorhebt. Was derselbe Autor l. c. 92 f. über die Fortdauer des katholischen Kultus sagt, ist angesichts der beigebrachten Zeugnisse für unsere Frage gänzlich irrelevant.

[2] Über die Vorgänge in Moudon, s. *Ch. Gilliard*, l. c. 96 ff. Wir möchten in ihr besonders auf den Brief Berns, l. c. 97 f. hinweisen, weil dieser unsere prinzipiellen Erörterungen über den Zwang aus dem Schriftprinzip schlagend beweist. Der Beschluß der Leute von Moudon lautete nach der Instruktion, bei *Grenus*, Docum. relat. à l'hist. du pays de Vaud 198 f., so: « ... qu'ils vouloient vivre et mourir en la foi et loi de leurs bons prédécesseurs ». Die Boten, die nach Bern beordert wurden, sollten bitten, daß man die zugesicherte Freiheit im Glauben gewähre und zugleich betonen: « et ne se trouvera point que alors fussent été faites par ensemble nulles promesses, sermens ni contrevenances de non aller ouïr la parole de Dieu, mais resteroit chacun en sa liberté comme auparavant ». Damit suchte man der Forderung Berns gerecht zu werden.

[3] Obwoh der Konflikt rein religiösen Charakter hatte, suchten ihn beide Parteien politisch zu deuten. Die von Moudon rechtfertigten ihr Vorgehen, gestützt auf ihre althergebrachte Versammlungsfreiheit, die Berner erklärten die Vereinigung als einen Bruch des von den Untertanen geschworenen Gehorsams. *Grenus*, l. c. 198 f. Dieses Dokument zeigt überhaupt zur Genüge alle Folgen, die sich aus der widerspruchsvollen Haltung der Berner ergeben mußten. Die Frage *Gilliards*, l. c. 97, ob das Volk spontan gehandelt hätte, erübrigt sich u. E., wenn man den ganzen Verlauf des Konflikts tiefer betrachtet. Die Berner konnten letztlich immer wieder auf der erhobenen Forderung pochen, sobald die Untertanen sich gegen die Berufung eines Prädikanten irgendwie wehrten, sei es auch nur zur Wahrung eigener Entscheidung im Glauben. Über die sonstigen Verhandlungen zwischen Moudon und Bern s. *Gilliard*, l. c. 97-99.

[4] S. dazu den sehr bemerkenswerten Text p. 199, woraus hervorgeht, daß Moudon ausdrücklich bestritt, mit der Einung einen politischen Zweck verfolgt zu haben, etwa eine auf breiter Basis aufgebaute politische Opposition zu schaffen.

nicht, der Prädikant mußte kommen, die Kampfansage war da. Persönliche Einsicht entschied nicht mehr ; denn Bern unterband für die Zukunft jeden Widerstand. Am 17. April 1536, am Ostermontag, geschah der folgenreiche Beschluß der Untertanen von Moudon, am 13. Mai die unerbittliche Antwort des Siegers.[1] Gewarnt durch das kürzlich Geschehene verschärfte die bernische Regierung die Strafen für Störung öffentlicher Ruhe. Sie erhöhte die Bußen um das fünffache und setzte auf solche Vergehen mit blutigem Ausgang sogar die Strafe des Todes.[2] Dieses Gebot kam einer Gleichschaltung des Gegners gleich und war das Geständnis, daß die reformatorische Predigt auch hier nicht genügte, um die Menschen der alten Kirche zu entreißen. Was damals so oft wiederklingt, ist nicht Überzeugung von der Wahrheit der neuen Lehre, sondern ergreifende Resignation.[3] Die Untertanen beugen sich schließlich der Macht, unfähig einer erfolgreichen Gegenwehr. Vorüber ziehen die Jahre, da die Hoffnung auf Erhaltung des alten Glaubens der Väter sich als schmerzliche Täuschung erwies, vorüber auch die Tage stürmischer Unruhen, in denen die Wut des Volkes sich entlud ; denn die Vollendung der kirchlichen Umwälzung war fortan nur eine Frage der Zeit.

Bern konnte in der Tat auch keinen Anlaß finden, diese Beteuerung als unaufrichtig hinzunehmen. Insofern ist auch hier die Deutung der Vorgänge durch *Gilliard*, l. c. 107 f. unzutreffend.

[1] Das Dekret vom 13. Mai 1536 ist das Organisationsdekret, durch welches die neue Verwaltung eingeführt wurde. Es ist inhaltlich wiedergegeben bei *L. Vulliemin*, Le chroniqueur, p. 273 f. ; s. auch *A. Verdeil*, Histoire du canton de Vaud, II, 17-19 ; s. auch *Gilliard*, Vaud 246.

[2] S. *Gilliard*, l. c. 101, 103, wo diese erheblichen Strafverschärfungen nachgewiesen, jedoch nicht in Zusammenhang mit der religiösen Frage gerückt werden. Indessen ist es klar, daß damit jede katholische Gegenwehr unterbunden wurde ; denn in erster Linie sollten die religiösen Unruhen als Störung des öffentlichen Friedens getroffen werden. Für die folgende Entwicklung in Moudon s. *Gilliard*, l. c. 103 ff.

[3] Für Moudon s. den Text, p. 199 f., für Yverdon Text, p. 80 f., für Cossonay, p. 98. Vgl. auch den Text für Thonon, p. 209 f. Wenn *Gilliard*, RHV 1931, Bd. 39, 327 urteilt : « Les Vaudois ne sont pas de la race, dont on fait les martyrs », so mag das an sich stimmen, aber diese Wertung empfinden wir in diesem Zusammenhang als nicht angebracht. Die Haltung des Bauernvolkes der Waadt bleibt trotz allem bewundernswert für jeden, der die Macht und Gewalt Berns und den Mangel einer entschlossenen kirchlichen Führung auf katholischer Seite in Rechnung stellt, abgesehen vom sittlichen Tiefstand mancher geistlicher Kreise, der die Glaubensgewißheit des einfachen Volkes erheblich schwächen mußte. Die Verkettung aller Verhältnisse ist für dieses traditionstreue, politisch und kirchlich schwach betreute Volk wahrhaft tragisch gewesen. Man lese besonders Text, p. 80 f.

Wir haben damit versucht, das Grundsätzliche an den Vorgängen etwas schärfer hervorzuheben. In den wesentlichen Linien bleibt das Bild dasselbe, auch wenn es im einzelnen reicher gestaltet erscheint. Uns muß es genügen zu zeigen, daß die Problematik nicht erschöpft oder gar im ganzen Umfang gelöst erscheint. Was uns bewegt, ist erneute Besinnung. [1]

II. DIE AMTLICHEN AUFZEICHNUNGEN DER BERNISCHEN KANZLEI.

Als die wichtigste Quelle für die Kenntnis der eben geschilderten Vorgänge, vor allem des Krieges gegen Savoyen selbst, darf jene Handschrift gelten, die von älteren und neueren Geschichtschreibern der Waadt und Berns bald « journal des commissaires bernois », bald auch « Kriegsjournal Nägelis » genannt wird. Die erstere Bezeichnung findet sich vornehmlich bei waadtländischen Forschern, die zweite bei bernischen Historikern. [2] Es ist offenbar, daß diese beiden Benennungen sich keineswegs decken noch den Charakter der Quelle eindeutig genug erkennen lassen. Eine nähere Untersuchung der Handschrift scheint uns daher gerechtfertigt.

Das *Original*, eine Papierhandschrift, findet sich heute im Kantonsarchiv Lausanne, wohin es in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts vom Staatsarchiv Bern ausgeliefert worden ist. [3] Es ist in

[1] Es darf auch an dieser Stelle hervorgehoben werden, daß für die Beurteilung mancher Fragen der genaue Wortlaut der Texte wichtig ist, vor allem gilt dies für die Erklärung der anfänglichen Haltung Berns in kirchlicher Hinsicht. Als Beispiel sei die Formel von Moudon, Text p. 6 angeführt, die beweisen dürfte, daß Bern sein Versprechen gebrochen hat. Daß die politische und kirchliche Neugestaltung eines Landes einer Reihe von Problemen ruft, braucht näher nicht ausgeführt zu werden.

[2] *L. Vulliemin*, p. 227, Anm., nennt unsere Quelle als den Bericht eines Mitgliedes des bernischen Kriegsrates, nämlich Nägelis selbst. Nach ihm hätte Nägeli verschiedenen Quellen historische und geographische Angaben entnommen, um seine Schilderung zu vervollständigen. S. auch die Bezeichnungen p. 235, 239, 246, Anm. Andere Angaben macht *Vulliemin* nicht, obwohl er die ganze Handschrift verwertet. *R. v. Sinner*, p. 48, Anm. 3, spricht von der « Abschrift des angeblich von Nägeli selbst herrührenden Kriegsjournals ». *Tillier*, p. 365, Anm. 3, führt an : « Nägelis Tagebuch, Mss. in der Bibliothek », womit unsere Kopie gemeint ist. Vgl. ferner *E. Chavannes*, MDR, Bd. 36 (1882), p. 205, Anm. ; *A. Verdeil*, Hist. du ct. de Vaud, I, 425 ; *Ch. Gilliards* Verweise sind verschieden. Vgl. RHV 1931, p. 321 : « journal des magistrats ». Hier benützt er nämlich den zweiten Teil, ebda. 326. RHV 1934, Bd. 42, 339, Anm. 45, spricht er vom « journal de campagne de Nägeli. » Vgl. *Gilliard*, Vaud, p. IX.

[3] S. *Max. Reymond*, in DHV I, 79 ff.

Karton gebunden worden. Die Handschrift trägt die Signatur Bu 1, stellt einen Schmalfolioband dar und mißt zirka 11 cm Br., 32 cm Höhe. Sie zählt 218 beschriebene Seiten, und ist erst in allerneuester Zeit durchgehend paginiert worden, wobei die leeren Blätter nicht mitgerechnet wurden.[1] Dieser Band enthält nun offensichtlich inhaltlich verschiedene Teile, die ursprünglich wohl auch nicht zusammengebunden waren ; denn der Einband stammt aus jüngerer Zeit.

Folgende Gliederung ist zu beachten :

A. *S. 1-75.* Manual des Kriegs gegen Savoyen, so nach dem Titel. Dieses Manual weist heute noch seinen eigenen pergamentenen Umschlag auf und ist in neuerer Zeit zunächst foliiert worden. Folgt eine Zwischenlage von 9 leeren Blättern.

B. *S. 76-188.* Dieser Teil besitzt eine zeitgenössische selbständige Foliierung und ist ohne Zweifel ursprünglich ein einheitlich Ganzes gewesen. Jedoch fehlen eigener Titel und Umschlag. Zeitlich setzen diese Aufzeichnungen mit dem 13. März 1536 ein. Sie sind unverkennbar das Protokoll der Amtshandlungen jener Kommissäre, welche die Regierung nach Beendigung des Kriegs zur Entgegennahme der noch ausstehenden Huldigungen, zur Vorkehrung der dringendsten organisatorischen Maßnahmen und zur Ausfällung der vorgesehenen Brandschatzungen in das eroberte Gebiet entsandt hatte.[2] Die Mission der Kommissäre dauerte zwar nur bis zum 21. April (Text p. 161), aber Cyro hat p. 164-66 und p. 186-88 Nachträge mitaufgenommen, die sich auf spätere Huldigungen und Brandschatzungen beziehen. Die zeitliche Folge des Protokolls ist bis p. 166 wohl eingehalten, p. 169 ff. setzen jedoch die protokollarischen Aufzeichnungen wieder ein. Das erklärt sich daraus, daß Cyro anfänglich die Brandschatzungslisten streng aussondern wollte (s. Titel p. 166), diese Ordnung jedoch nicht eingehalten hat.

C. *S. 189-198.* Amtliche Instruktion an die bernischen Kommissäre, die auf die Jahresrechnung entboten wurden, datiert auf 11. Januar 1537 (Text p. 195), mit Nachträgen. Titel vorhanden. Folgt ein leeres Blatt.

[1] p. 122-166 sind die Blätter um zirka 3 cm niedriger. *Ch. Gilliard* zitiert noch RHV 1931, p. 326 : « 3me cahier non folioté ». S. auch MDR, 2me série XIV, p. 674, Anm. 4 und passim, wo er stets nach Folioseiten zitiert, ebenso Festschrift H. Nabholz, p. 171 ff. Vgl. jetzt *Gilliard*, Vaud, IX.

[2] Zu dieser Mission, vgl. *Vulliemin*, 253 f. ; *Gilliard*, RHV 1931, Bd. 39, p. 321 ff., Festschrift H. Nabholz, p. 172. *Gilliard*, Vaud, p. 221 ff.

D. *S. 199-218.* Amtliches Protokoll der Kommissäre, die bei der Einführung der Amtsleute entboten wurden. Diese 2. Mission dauerte vom 14. Mai 1536 bis zirka 7. Juni (s. Text p. 201 : « jm heimritten »). [1]

Weder bei C noch D ist eine zeitgenössische Zählung der Blätter vorhanden, so daß nicht gesagt werden kann, ob diese Teile ursprünglich gesondert gehalten wurden.

Vom Original besteht eine *Abschrift*, die nicht übergangen werden darf. Sie findet sich auf der Stadtbibliothek Bern. Nach den Angaben des Katalogs stammt sie aus dem Besitz des Schultheißen v. Mülinen. Die Kopie ist durch Geschenk 1805 an die Bibliothek übergegangen. Angefertigt wurde sie im 18. Jahrhundert, bevor das Original nach Lausanne ausgeliefert worden ist. [2] Im Besitz derselben Familie fanden sich auch jene vielzitierten Depeschen des bernischen Kriegsrates, die veröffentlicht sind. [3]

Die Reihenfolge der einzelnen Teile in der Abschrift ist die folgende :

A = K (Kopie) 1–86 [4] (1).
B = 1–152 (2).
C = 1–14 (4).
D = 1–32 (3).

In dieser Anordnung ist D vorausgenommen worden, weil Teil C zeitlich später entstanden ist. Wahrscheinlich sind also C und D anfänglich nicht zusammengebunden gewesen, was freilich nicht schlüssig bewiesen werden kann. Viel auffallender ist indessen, daß auch die Kopie, trotz der selbständigen Zählung, alle Teile als eine Einheit auffaßt, was kein Zufall ist. Die Abschrift enthält zudem 21 Aktenstücke, zum größtenteil Übergabsurkunden waadtländischer Gemeinden und Schloßherren.

Wenn nun in den einschlägigen Darstellungen vom « Kriegsjournal Nägelis » die Rede ist, so muß diese Bezeichnung offenbar auf den ersten Teil der Handschrift, auf A bezogen werden, während die Benennung « journal des commissaires » nur auf B und D angewendet

[1] Zur zweiten Mission s. auch *Vulliemin*, 274 ff. Sie ist sonst in der Literatur u. W. nicht erwähnt ; s. jetzt *Gilliard*, Vaud 246.

[2] Katalog der Handschriften zur Schweizergeschichte der Stadtbibliothek Bern, p. 80 f. Signatur der Abschrift Ms. Helv., III, 116.

[3] Archiv XII (1887), 253 ff. von Wolfg. v. Mülinen.

[4] Im Katalog l. c. aus Versehen übersprungen.

werden könnte. Es frägt sich nun, ob diese Teile ihrem Entstehungsgrund nach eine Einheit bilden.

Die Bezeichnung « Kriegsjournal Nägelis » ist insofern irreführend, als sie ein persönliches Tagebuch des militärischen Leiters vermuten ließe. Daß dem nicht so sein kann, zeigt schon der Titel. Der Wahrheit näher kommt die Benennung « journal des commissaires », doch läßt auch sie den amtlichen Charakter der Quelle nicht genügend erkennen. Der innere Charakter der Handschrift ist nämlich insoweit einheitlich, als alle ihre Teile ein Werk der bernischen Kanzlei darstellen, was bisher nicht erkannt worden war. Diese Meinung muß zunächst erhärtet werden.

Es ist nie untersucht worden, wer die Schreiber der Handschrift gewesen sind. Bei näherem Zusehen läßt sich leicht feststellen, daß drei verschiedene Schriften zu unterscheiden sind. [1]

A schrieb p. 1–16 Mitte, 19–21, 34–37, 40–44, 50–54, 57–59, 62, 68–70.

B schrieb p. 16 (Mitte)–19, 22–34, 37–40, 45–49, 54–56, 59–61, 62–68, 70–188, 193–198 (195 teilw.).

C schrieb 189–192, 195, sehr wahrscheinlich auch 199–218.

Es zeigt sich also von vornherein, daß der Hauptanteil an der Redaktion B zufällt. Bemerkenswert ist außerdem, daß mehrere Ergänzungen und Korrekturen von B stammen auf Seiten, deren Niederschrift A und C besorgt haben (für A vgl. p. 9, 42, 57, 68, für C p. 190). Auch darin kommt zum Ausdruck, daß B unter diesen Schreibern die wichtigste Stellung inne hat. Wer sind nun diese Schreiber ?

Auf Grund eines Einblicks in die bernischen Ratsmanuale ließ sich ohne weiteres feststellen, daß Schreiber B kein anderer als der vielgenannte und hervorragende Peter Cyro (Girod) ist, der Leiter der bernischen Stadtkanzlei. [2] Schwieriger war der Nachweis für

[1] Es sei hervorgehoben, daß *Ch. Gilliard*, in Zeitschrift für Schweiz. Geschichte 1931, XI, p. 195 f., P. Girod zum ersten Mal als Sekretär der Kommission nennt, ohne indessen diese Meinung näher zu belegen, ebenso in Festschrift H. Nabholz, Zürich 1934, p. 172, Anm. 6. Es ist auch hier zu beachten, daß im Schriftbild erhebliche Unterschiede bestehen können, je nachdem der Duktus mehr oder weniger kursiven Charakter aufweist. Das gilt beispielsweise von Schrift A, die p. 19 ff. sorgfältiger ist, und von Schrift C, die p. 199 ff. kursiver erscheint. Vgl. *Gilliard*, Vaud, p. IX.

[2] Über P. Cyro vgl. die Biographie von *M. Sulser*, Der Stadtschreiber P. Cyro und die bernische Kanzlei zur Zeit der Reformation. Bern 1922. Zur Schrift Cyros bes. XV, zu den von Cyro redigierten Ratsmanualen, p. 30 ff., 37 f. Zur früheren Lebensgeschichte muß genannt werden *A. Büchi*, Peter Girod und

Schreiber A.[1] Nach unsern Untersuchungen ist es der Chorschreiber Hans Glaner, der schon früher einmal, am 18. September 1529, dem bernischen Auszug als Feldschreiber zugeteilt worden war.[2] C konnten wir dem Namen nach nicht feststellen, er war auch nicht gleichzeitig mit A an der Redaktion der Handschrift tätig. Aber ohne Zweifel war er an der bernischen Kanzlei fest angestellt; denn seine Schrift findet sich, wenn wir nicht sehr irren, in den Ratsmanualen wieder.[3]

In der Tat ergibt sich aus andern Quellen, daß Peter Cyro während der ganzen Dauer des Feldzugs und der ersten Mission der Kommissäre die Redaktion der Ratsmanuale in Bern selbst nicht mehr besorgt hat. Die zeitlichen Angaben stimmen völlig überein.[4] Es kann daher auch keinem Zweifel unterliegen, daß die bernische Regierung den Leiter ihrer Kanzlei lieber im städtischen Dienst denn im Felde vermißte und daß sie großen Wert auf einen wohlausgebauten Kanzleidienst legte.[5] Die Bedeutung der Feldkanzlei ging dieses Mal weit über das Übliche hinaus. Es handelte sich nicht bloß um eine ebenso rasche wie sorgfältige Vermittlung aller Nachrichten zwischen der militärischen Leitung und der zivilen Regierung, sondern die Intentionen auf eine

der Ausbruch der Reformbewegung in Freiburg. Zeitschrift für Schweiz. Kirchengeschichte, Bd. 18 (1924), 1 ff., 305 ff. Unserseits verweisen wir noch auf Ratsmanuale Nr. 254-58 STAB zur Schriftvergleichung, bes. Nr. 254, p. 236 ff.

[1] Wir verdanken es Herrn Staatsarchivar Kurz, daß uns zufällig das entsprechende Vergleichsmaterial in die Hände fiel.

[2] Über Hans Glaner aus Weilheim in Bayern, ehem. Priester, s. *M. Sulser*, l. c. p. 115 ff. 1542 wurde er als Chorgerichtsschreiber noch Stift- und Seilerspitalschreiber. 1557 ließ Cyro durch ihn einen Rodel anfertigen. *M. Sulser*, l. c. 42, 84 f. Er redigierte auch die Akten des Täufergesprächs vom Juli 1532, l. c. 116. Daß er 1529 zum Feldschreiber ernannt wurde, ist belegt in Aktensammlung zur Gesch. d. Berner Reformation, II, Nr. 2528. Für einen Vergleich der Schrift A mit jener Hans Glaners verweisen wir besonders auf Kirchl. Angelegenheiten, Unnütze Pap. Bd. 80, 17, p. 5 ff. (STAB). In beiden Schriften zeigt sich derselbe Duktus, dieselbe charakteristische Kürzungsmethode, obwohl Unterschiede bestehen, die sich daraus erklären, daß *H. Glaner*, in Kirchl. Ang., l. c. Nr. 16 f. viel kursiver schreibt. Wir heben daher noch hervor das Chorgerichtsmanual, Nr. 1, beginnend auf Pfingsten 1529, und das Aarberger Urbar Nr. 1 von 1532 (STAB), die beide von Glaner redigiert sind. Diese Hinweise verdanken wir der Güte von Archivar *E. Meyer*.

[3] So Ratsmanual Nr. 255, p. 23 ff.

[4] In Ratsmanual Nr. 254 erscheint die Schrift Cyros erst wieder vom 5. März 1536 an. S. p. 215 ff. Sie reicht zeitlich bis zum 13. März ausschließlich, p. 241, also bis zu jenem Tag, da die Kommissäre in Cudrefin ihre Mission begannen. S. unsern Text, p. 76. Vgl. auch T.-Missivenbuch W (STAB), p. 216-223.

[5] Nicht richtig ist es, wenn *L. Vulliemin* 223 sagt, Cyro sei seinem Amt entrissen worden. Gerade in seiner Eigenschaft als Leiter der Kanzlei wurde er dem Kriegsrat beigegeben.

Eroberung weiter Gebiete erheischten gebieterisch die Vorbereitung aller Maßnahmen zu einer genau überwachten Inventarisation der vorhandenen Rechtstitel.

Die umfassende Untersuchung der Herrschafts- und Güterverhältnisse und die sorgfältige Erwahrung aller Privilegien und Rechtsausweise war die erste Voraussetzung für eine erfolgreiche politische Neuorganisation der eroberten Territorien, aber ebensosehr für die Umgestaltung der kirchlichen Verhältnisse. Eine derart weitreichende Aufgabe mußte die Wahl eines im Kanzleidienst höchst erfahrenen und völlig zuverlässigen Mannes aufdrängen. Wenn irgendeiner die erforderlichen Eigenschaften besaß, so war es Peter Cyro. Er stand damals in der Vollkraft seiner Jahre, beherrschte die deutsche und die welsche Sprache und hatte sich während mehr eines Jahrzehnts im Dienste der bernischen Regierung glänzend bewährt.[1] Übrigens stand auch der Helfer Cyros, Hans Glaner, der den Bericht über den Krieg mitredigiert hat, keineswegs in der letzten Reihe der bernischen Schreiber.[2]

Die Einheit unserer Handschrift ergibt sich also schon hinlänglich aus ihrer Entstehung. Sie charakterisiert sich in der beherrschenden Stellung P. Cyros. Ihm fällt der wichtigste Anteil an der Redaktion zu. Er zeichnet nicht bloß die äußeren Handlungen auf, er deutet nicht allein knapp und doch kenntlich genug an, was zu tun übrig bleibt, sondern er erwahrt und signiert auch die Rechtsakte, wo immer es notwendig erscheint.[3] Er überprüft, bessert und ergänzt die Arbeit der andern. Cyro steht über allem.

Aus der amtlichen Stellung Cyros ist der amtliche Charakter der Quelle leicht zu erschließen. Weder sind die Aufzeichnungen privaten Charakters noch waren sie der Öffentlichkeit bestimmt.[4] Die Aufzeichnungen kommen in allen ihren Teilen einem Protokoll gleich, auch ihrer Zweckbestimmung nach. Sie beanspruchen durchweg einen ähnlichen Glauben wie die Ratsmanuale. Ihr besonderer Wert aber bestimmt sich nach den ganz ungewöhnlichen Vorgängen, welche die

[1] Girod war wahrscheinlich im letzten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts geboren und hatte im Juli 1525 das Amt eines Stadtschreibers in Bern angetreten. Für seine Wahl fiel jedenfalls auch seine Kenntnis der deutschen und französischen Sprache ins Gewicht. *M. Sulser*, l. c. XV. Zu den Studien Cyros s. auch *Büchi*, l. c. p. 5.

[2] S. p. 256, Anm. 2.

[3] Vgl. Text, p. 67, 91, 124.

[4] S. p. 252, Anm. 2.

bernische Politik über reine Ortspolitik herausgehoben und mit Schicksalsfragen von europäischer Bedeutung verflochten haben.

Auf den Zusammenhang unserer Aufzeichnungen mit den häufig benützten Depeschen muß noch hingewiesen werden.[1] Die Berichte in diesen Depeschen sind ohne Zweifel so gut wie unsere Aufzeichnungen durch die Kanzlei redigiert worden und dürften daher entweder von P. Cyro selbst oder dann durch Hans Glaner geschrieben worden sein.[2] Sie sind so wenig wie unsere Protokolle als persönlich anzusehen; denn sie stellen den amtlichen Bericht des Kriegsrates dar. So erklärt es sich, daß ein Teil der Depeschen in Abschrift in das Deutsche Missivenbuch aufgenommen worden ist.[3] Diese Kriegsberichte waren daher ursprünglich im Besitz der bernischen Kanzlei und sind jedenfalls erst viel später in das Eigentum der Familie von Mülinen übergegangen.[4] Die formale, nicht bloß inhaltliche Übereinstimmung der Kriegsberichte mit Teil A unserer Handschrift, dem Manual des Kriegszugs, ist vielfach so weitgehend, daß am gemeinsamen Ursprung nicht gezweifelt werden kann.[5] Ob die Depeschen auf Grund des Manuals abgefaßt worden sind oder diesem zeitlich vorangehen, ist nach dieser Feststellung nicht mehr erheblich.[6] Der Druck dieser Depeschen ist ziemlich fehlerhaft, so daß auf ihren Text bei der Veröffentlichung unserer Handschrift insofern nicht Rücksicht genommen werden konnte, als eine Ausscheidung der bereits bekannten Berichte außer Betracht fiel.[7] Indessen muß ein Wort über die sonstige Verwertung unserer Quelle gesagt werden.

[1] Veröffentlicht im Archiv XII, 253 ff.

[2] Wir konnten leider unsere Nachforschungen nach den Originalien nicht durchführen. Zu den Kopien Vulliemins s. *Gilliard*, Vaud, p. VII und Anm. 3.

[3] T.-Missivenbuch (STAB), p. 164 ff. Archiv, l. c., Nr. 2 = Missivenbuch 164-67, Nr. 3 = 168 f., Nr. 4 = 170 ff., Nr. 6 = 177 f., Nr. 7 = 183 ff. Diese Briefe sowie einen im Archiv l. c. nicht veröffentlichten, dat. 8. II. 1536, hat *Em. v. Rodt*, Gesch. d. bernischen Kriegswesens, I (Bern 1831), 241-61 benützt, was *v. Mülinen*, Archiv l. c. 253, übersehen hat.

[4] *Mülinen*, l. c., sagt, daß die Berichte sich im Besitz der Herren v. Mülinen fänden.

[5] Als Beispiel verweisen wir insbesondere auf Text 1 f., 6 ff., 16 ff. Natürlich ist der Bericht im Manual meistens genauer und eingehender.

[6] Text p. 2 wird auf Depesche Nr. 1 verwiesen, so daß in diesem Fall die zeitliche Folge der Redaktion feststeht. Jedoch kann dies von den späteren Depeschen in ähnlicher Weise nicht nachgewiesen werden. Das Manual selbst ist sicher fortlaufend, in kleinsten Zeitabständen redigiert worden. Vgl. Anm. zu Text p. 397.

[7] Nicht bloß was die Orthographie und die Interpunktion betrifft, sondern auch die Abkürzungen, die bei den Wortendungen sehr oft gar nicht berücksichtigt sind. Auch Lesefehler begegnen. Vgl. einzig Archiv, l. c., p. 254.

Es kann nicht überraschen, daß unsere Handschrift entsprechend ihrer Bedeutung weitgehend ausgewertet worden ist, in älterer und neuester Zeit. Der bernische Chronist Michael Stettler hat ganz offensichtlich wenigstens das Manual des Kriegs (Teil A) gekannt und seiner Darstellung des bernischen Eroberungszuges zugrundegelegt.[1] Das 1. Protokoll der bernischen Kommissäre (Teil B) hat er dagegen kaum verwendet. Auf Stettlers Annalen fußt im wesentlichen, wenn wir von den handschriftlichen Quellen lokaler Archive absehen, die einschlägige Darstellung A. Ruchats in seiner « Histoire de la réformation de la Suisse ».[2] Infolgedessen ist auch bei Ruchat der größte Teil der Quelle unverwertet geblieben. Am stärksten von allen westschweizerischen Historikern hat L. Vulliemin unsere Handschrift ausgebeutet, in seinem Jubiläumswerk « Le chroniqueur », das 1836 erschien und die Reformationsgeschichte der Frühzeit auf Grund weitgehender Quellenstudien volkstümlich darzustellen suchte.[3] Wir haben bereits betont, daß L. Vulliemin den wahren Charakter unserer Quelle verkannte.[4] Erheblicher für uns ist jedoch eine andere Feststellung. Eine auch nur flüchtige Überprüfung Vulliemins ergibt, daß dieser Forscher bei aller sonstigen Gewissenhaftigkeit wesentliche Stellen übergeht, sei es aus mangelndem Sprachverständnis sei es aus Rücksicht auf den Zweck seines Buches.[5] Überdies verwischt diese Darstellung die Problematik, weil es diese natürlich vermeiden mußte. Seit L. Vulliemin ist unsere Quelle in der waadtländischen Forschung immer wieder herangezogen worden. Es erübrigt sich alle Forscher einzeln namhaft zu machen. Wir wollen nur auf E. Chavannes hinweisen, der die Nachrichten aus unserer Quelle summarisch wiedergibt, zeitlich angeschlossen an die Auszüge aus den Ratsmanualen von Lausanne, die er veröffentlichte.[6] Daß aus sprachlichen Schwierigkeiten auch wesent-

[1] *Mich. Stettler*, Annales, II (1626), p. 79 ff. Bezeichnend ist die Wiedergabe der mailändischen Botschaft (Text p. 24 f.), die in dieser Form in den Depeschen fehlt. Übrigens fällt auf, wie *Stettler* die kirchliche Frage völlig übergeht.

[2] Bd. V (1728), 426-98. Vgl. *Gilliard*, Vaud, p. VII.

[3] Die in Betracht fallende Darstellung reicht von p. 227-87.

[4] S. p. 252, Anm. 2.

[5] *L. Vulliemin* übergeht p. 253 teilweise die Antwort der Leute von Yverdon (Text p. 81), p. 255 verschweigt er, daß die Leute von Cossonay die « götzen » wieder in die Kirche zurücktragen wollten (Text p. 98). Vgl. auch die Stelle betr. Avenches, p. 252 = Text p. 75. Die Stelle betr. Cossonay fehlt auch bei *Gilliard*, Vaud, p. 268.

[6] *E. Chavannes*, Manuaux du conseil de Lausanne. MDR, Bd. 35 f. (1881 f.) Bd. 36, 208-54 ; s. ebda. p. 205, Anm. Einzelne Stellen, die bei *Chavannes* im

lichere Irrtümer entstanden sind, darf nicht übergangen werden.[1] Diesen sprachlichen Hindernissen ist in neuester Zeit auch Ch. Gilliard nicht entgangen, der die Handschrift systematischer in einer großen Reihe von kleineren Aufsätzen, in denen Wiederholungen unvermeidbar wurden, herangezogen hat.[2] Merkwürdigerweise ist allen waadtländischen Historikern die gut lesbare bernische Abschrift, die im allgemeinen von überraschender Zuverlässigkeit ist, unbekannt geblieben.

Die Darstellungen der bernischen Forscher beruhen dagegen auf der Kopie. Auffallenderweise wenden diese jedoch, im Gegensatz zu den waadtländischen Gelehrten, ihr Interesse fast ausnahmslos der engern Geschichte des Krieges zu, während die religiöse Frage nahezu unberücksichtigt bleibt. Das gilt von A. v. Tillier und natürlicherweise noch mehr von R. v. Sinner, der in seiner Biographie des bernischen Generals H. Fr. Nägeli den Heereszug nur in den Grundlinien schildert.[3] Seither ist das Manuskript von der bernischen Forschung nicht mehr herangezogen worden, wie denn überhaupt in der bernischen Geschichtschreibung der neueren Zeit die westschweizerische, insbesondere die waadtländische Geschichte geringerem Interesse begegnet.[4]

So ist die Benützung der Handschrift trotz ihrer vielfachen Ver-

Wortlaut angeführt sind, haben wir in unserer Ausgabe selbstverständlich jeweilen namhaft gemacht. Vgl. im übrigen p. 252, Anm. 2, *J. Olivier*, Le canton de Vaud. 2 Bde. Lausanne 1837, II, 856 ff.

[1] Ein hübsches Beispiel sei angeführt. *L. Charrière*, Recherches sur le prieuré de Cossonay. MDR, Bd. 8 (86) zitiert die Stelle betreffend den Prior und die Mönche von Cossonay (Text p. 96), versteht aber das Urteil über den Prior just im entgegengesetzten Sinn (« nüt dann gutts = nüt gutts), so daß er dieses Urteil in Gegensatz zur Charakteristik, wie sie die Mémoires de Pierrefleur geben, zu bringen scheint, obwohl beide Äußerungen völlig übereinstimmen. Dieser Irrtum ist deutlich in DHV, I, 539 übergegangen.

[2] Ein Teil dieser Aufsätze ist von uns mehrfach zitiert worden. Sie finden sich zur Hauptsache in der RVH 1922, 1931, 1933, 1934. Zu den Schwierigkeiten s. MDR, 2me série, XIV, p. 674, Anm. 4, Zeitschrift für Schweiz. Geschichte 1931, XI, p. 201, Anm. 30. Die hier angeführten Stellen s. in unserm Text p. 141 f., 152. Sein letzter Aufsatz « La rançon du pays de Vaud en 1536 », erschien in Festschrift H. Nabholz, Zürich 1934, p. 171-192; s. jetzt die Bibliographie bei *Gilliard*, Vaud.

[3] *Tillier*, l. c. III, p. 348-69; p. 367 spricht er von der Glaubensfrage, aber höchst summarisch. *Sinner*, 48, 58.

[4] Die neueren Darstellungen der bernischen Reformationsgeschichte brechen mit 1532 ab, da in diesem Jahr durch den Berner Synodus die Reformation in Bern selbst als vollendet angesehen werden kann, so *Th. de Quervain*, Gesch. d. bernischen Reformation. Gedenkschrift zur Vierjahrhundertfeier d. bernischen Kirchenreformation, Bd. II.

wertung schließlich doch nur fragmentarisch geblieben. Wer die Quelle jedoch aufmerksam liest und betrachtet, wird nicht verkennen können, daß viele Momente in ihr völlig übersehen, andere gesondert vom Ganzen niemals richtig verstanden wurden. Eine derartige Quelle vermag nur als Ganzes und in ihrer vollen Einheit die Einsicht in die kausalen Zusammenhänge der gesamten bernischen Aktion darzubieten. So glaubten wir uns zur umfassenden Publikation dieser Handschrift berechtigt, umso mehr als sie im deutschen Wortlaut nie veröffentlicht worden ist.[1] Sie mußte alle Teile umfassen, obwohl der Verlauf des Krieges selbst hinlänglich bekannt ist; denn das Manual enthält die Kapitulationen, wie sie von den waadtländischen Herren und Gemeinden eingegangen worden sind. Diese Kapitulationen aber sind es, welche für die wichtige Frage, in welchem Maß Bern in religiöser Hinsicht revolutionär vorgegangen ist, von grundlegender Wichtigkeit sind.[2] So sei diese Quelle der allgemeinen Benützung zugänglich gemacht. Möge sie das vermitteln, was sie heute wieder, in den Tagen, da wir der damaligen tiefgreifenden Ereignisse gedenken werden, allen zu sagen hat, denen eine wahrhafte Erforschung unserer Vergangenheit am Herzen liegt.[3]

[1] Von wenigen Stellen, die bei welschen Historikern begegnen, abgesehen.

[2] Man vgl. die Belege für mehrere Kapitulationen, p. 247, Anm. 3.

[3] Zur Edition selbst haben wir wenig zu bemerken. Wir haben uns aufs engste an das Original gehalten. Festzuhalten ist, daß wir hern durchweg in herren auflösen, ausgenommen in der sehr häufigen Verbindung m. h. Wir haben stets u für v gesetzt, wo es Vokalbedeutung besitzt, ausgenommen natürlich bei Eigennamen. Etwelche Schwierigkeiten für eine konsequente, dem Original entsprechende Orthographie bot einzig Schrift A. Hier ist oft nicht festzustellen, ob ch oder h gesetzt ist. Die Endung - lich wird bloß durch lh angedeutet. Statt verpflicht wäre man geneigt verpflht zu lesen (Text p. 4). Man kann daher auch kaum unterscheiden, ob jeweilen ch oder bloß h zu setzen ist, ob gricht oder griht, recht oder reht gelesen werden muß. Entsprechend den allgemeinen Beobachtungen schreiben wir in allen diesen Fällen ch (weitere Beispiele s. p. 1 f.: sih = sich, ouh = ouch, p. 7, 14, andere Kürzungen). û haben wir stets mit ü wiedergegeben, da die Umlaute ohnehin nicht immer so deutlich zu erkennen sind. Anstatt des Zeichens $\overset{+}{\triangledown}$ für die Krone haben wir k gesetzt (vgl. Text p. 166 ff.). Alineas im Text haben wir nur dort unterdrückt, wo im Original ein zusammengehörender Text getrennt erschien. Wo der Zusammenhang des Textes nicht offenkundig war, haben wir die Alineas des Originals beibehalten. Die Abschrift ist zum Vergleich für den ganzen Text herangezogen worden. Abweichende Lesarten, die wichtig oder überhaupt sinnändernd sind, haben wir mitberücksichtigt. Dagegen sind bloße Verschiedenheiten in der Orthographie, die sehr oft durch den Kopisten willkürlich modernisiert worden ist, nicht in den Apparat aufgenommen worden. Die Nachweise für Orts- und Personennamen versuchten wir soweit als möglich zu geben, ohne freilich unsern eigenen

III. TEXT.

[A.] Manual[a] des kriegs wider den herzogen von Sauoye 1536.[1]

Zug[b] wider den herzogen von Sauoy zu entschüttung der statt Jennff.[2]

Uff 22. januarij 1536[c] sind wir gan Murten khon.[3] Ist Bernnhart Runtäsch von Lyon[4] harus khomen mit brieffen an die von Jenf und den francößischen herren allda. Die hand min h. ufbrochen und sy minen h. gan Bernn geschickt, doch das sy es umbher schickent. Denne hatt man schriftlich die von Cuderfin uf gevordert und jnen botten, des herzogen korn allda minen h. zuzefüren. Sind jr botten zu m. h. khon 23.[5] und sich jn willige undertänigkheit m. h. ufgeben und geschworn uf das h*eilig* evangelium nach irem bruch minen h. mit allem dem, das dem herzogen zugestanden [*p. 1*], zughorsamen, doch vorbehalten jr rechtsame, das man sy darby lasse blyben. H*and* jnen m. h. zugseit, darüber jnen II bären gen, m. h. wappen, das sy nu Berner syennt.

Denne hand sy jn eim schif das jr wellen flöcken, jst jnen jm Vanell[6] nidergeworfen. Das söllent min h. daheim verschaffen, das es jnen wider werde.

[a] Hd. B. [b] Hd. A. [c] Datum korr. aus 23. januarij 1535. Der Irrtum des Schreibers erklärt sich aus der Geltung des Annunziationsstils in der Waadt.

Wünschen immer gerecht werden zu können. Dieser Aufsatz war bereits gesetzt, als uns H. Prof. *Ch. Gilliard* in liebenswürdiger Weise die Revisionsbogen seines Buches « La conquête du pays de Vaud » (vgl. oben p. 1) übermittelte, wofür wir ihm aufrichtigen Dank schulden. Wir haben diese Darstellung, die unsere Handschrift weitgehend benützt, nach Möglichkeit für unsere Veröffentlichung verwertet.

[1] Die neuere Bezeichnung der Handschrift lautet: Journal de la guerre des Bernois contre le Duc de Savoye en 1536.

[2] Überschrift des Textes.

[3] Vgl. zum folgenden Archiv, XII, 253 ff. Depesche, Nr. 1.

[4] B. Runtäsch ist als bernischer Botengänger für 1534, August und September bezeugt. Eidg. Absch. IV, 1. c. p. 358, 398.

[5] scil. Januar.

[6] Es war an die Stadt Murten Befehl ergangen, den Paß bei Fanel bewachen zu lassen; s. *E. v. Rodt*, Gesch. d. bernischen Kriegswesens, I, 248. Dieser Paß befindet sich bei Travers (Neuenburg), zwischen Felsen und dem Fluß l'Areuse; s. *H. Jaccard*, Essai de Toponymie de la Suisse romande. MDR, 2me série VII (1906), 488; s. auch die ungenauern Angaben im Geographischen Lexikon der Schweiz, VI, 327. Der Versuch der Leute von Cudrefin, ihre Habe über den See zu flüchten, wurde rechtzeitig vereitelt. Vgl. Ratsmanual, Nr. 254 (STAB), p. 93.

Der schultheiss von Wattenwyl [1] und vänner Vogt [2] sind dem zug zugen, den eyd zu Murten zegeben. Allso sind die knecht nit allj verhanden gsin, sind sy uß rhat m. h. der houptlüten mit uns gan Bätterlingen [3] gefaren; das jst, als min h. heimgeschriben von Murten 23. jenners [4], da sind wir uf Bätterlingen zugefarn [*p. 2*].

Uf 23. jenners sind wir gan Bätterlingen gefarn. Allda sind zu m. h. khon die von Nüwennburg mit jrem vändlj, sich aller ghorsamen erbotten.

Denne hand die von Bätterlingen sich och erbotten, das best ze thund, wie allwegen, deßglichen begert jnnamen dero von Millden, Römund und Rouw [5], jnen gleit zugen, mit m. h. zereden. Jst jnen zugseit, soverr sy khomment unz 24. bis und vor mitag, lut des briefs. [6]

Deßglichen hatt man ein abvordrung gan Grandcourt [a] geschickt; die wend och 24. antwurt gen.

Uf 24. sind gan Bätterlingen zu m. h. khon die von Constantina [b] und sunsten uß zweyrn dörfern, jnnamen des ganzen mandaments Cuderfin und m. h. och geschworn, mit vorbhalt jr gerechtigkheit. Jst jnen zugseit zu schirmen, vor hand sich alli die [*p. 3*] vom stettlj erkhent und gehulldet, die puren waren etwas unwillig, weren sy hütt nit khon, hett man wellen darschicken, sy zeberauben und etlich zebrönnen, wie es sich gen hett.

Die von Villar [c] [7] sind dero von Bätterlingen burger und züchent mit jnen, ligent aber sunst jm mandamet Cuderfin, hand sich och begen und m. h. gelopt.

Die von Bätterlingen, m. h. eidtg*nossen* [d], sind och dem herzogen verpflicht mit eim schultheissen zesetzen und anderem, was jm zu-

[a] Grandcourt. Korr. von Hd. B über der Linie. [b] K: Constantine. [c] Villar: korr. aus Villarset. [d] K: Bundesgenossen.

[1] Hans Jakob v. Wattenwyl 1526 des Kleinen Rates, 1531 Generallieutenant im II. Kappelerkrieg, 1533 Schultheiß. HBLS, VII, 434.

[2] Zur Familie Vogt, s. HBLS, VII, 289. Vänner Jakob Vogt ist bernischer Gesandter an der Tagsatzung, 1533-37, des Rats 1534. s. Eidg. Absch. IV, 1 c, Reg. 1308.

[3] Payerne.

[4] Damit ist die 1. Depesche der Hauptleute an den Berner Rat gemeint, gedruckt Archiv, XII, Nr. 1, 253 ff.

[5] Moudon, Romont, Rue.

[6] Vgl. dazu Einleitung, p. 246, Anm. 3; s. auch die Texte in Eidg. Absch. IV, 1 c, 611.

[7] Villars-le-Grand, s. DHV, II, 775. Vgl. *Gilliard*, Vaud, p. 807.

ghört. Das hatt man denen von Bätterlingen (zu gutem teil mit jrem anlas, darmit nit ein andrer etwan jnher fiele und daruf griffe, sunst het mans zum ußtrag jn ruw lan anstan). [a]

Allso hett der edell Pierro Metral [1] jn bysin der räten von Bätterlingen gemeinlich geschworn, wiewol [p. 4] nit willen [b], sunder gemeint, er müsse wol thun, was m. h. gevalle. Het jm der hauptman das ampt wider empfolchen zuversechen, gricht und recht zefürn jn m. g. h. von Bernn namen. Das hat er gloupt. Jst jmm zugseit, by allen jren fryheiten, herkhommen, privilegien zu schirmenn, ze handthaben und lassen zublyben.

Uf den hinzug hand m. h. das hör allso teilt.

Jn die forhut den houptman mit sim fryen vändlj, Jörgen Zumbach [2], het ettwan 300 man, sind jm zugen die von Thun, Nider und Ober Sibental, deßglichen 4 stück büchsen, vor und nach der ordnung [p. 5]. Denne jn mittel schlacht huffen 8 stück büchsen, zwuschen der vorhut und demselben das schüzen vändlj vor darjnn, denne das recht vändlj mit den landtgerichten Biel, Bätterlingen und anderem, was nit jn der vor und nachhut zucht.

Zur nachhut Nüwennburg, Vallendis, Nüwennstatt [3], wo ir nit gnug: Erlach Nidauw und ouch 4 buchsen. Fürer desselben dritten huffen Hans Frisching und Heini Zimmerman. [4]

Bim schlachthuffen werden sin der houptmann, lutinand, die rhat, deßglichen Albrecht Sigwart. [5]

Und denne sol mann die handtschüzenn ouch jn dry huffen teillen.

[a] Zu ergänzen, etwa: erlopt. [b] K: willig, was auszuschließen ist.

[1] Herr zu Cottens, s. *Gilliard*, in Festschrift H. Nabholz, p. 183, Anm. 65.

[2] Georg Zumbach, gen. Hubelmann, unter welchem Namen er mehrfach erscheint, war 1530 Landvogt im Valle Maggia, des Kleinen Rates 1534, wurde 1536 Landvogt in Yverdon, starb 1543. HBLS, VII, 760.

[3] Vallendis = Valangin. Zur Rechtsstellung dieser Herrschaft s. *Ad. Gasser*, Die territoriale Entwicklung der Eidgenossenschaft, Aarau 1932, p. 66.
Nüwennstatt = Neuveville am Bielersee, s. auch hier *Ad. Gasser*, l. c. 54.

[4] Über Hans Frisching, den Freischarenführer s. *Ad. Fluri*, Hans Frisching. Neues Berner Taschenbuch 1930, 35. Jahrg., 1 ff., bes. 51 f. Vgl. Ratsmanual, Nr. 254 (STAB), p. 107: « Hanns Frisching gefryet, das er sinem ledigenn sun mög testieren, git 30 lib. » Zur bernischen Familie Zimmermann s. HBLS, VII, 661. Heini ist nicht erwähnt. *Tillier*, III, 350, nennt ihn fälschlicherweise Hans.

[5] A. Sigwart, Schultheiß zu Unterseen 1528-29, Aktensammlung z. Gesch. d. Berner Reformation (Bern 1923), II, p. 861, 966, Nr. 1959 f., 2148, des Großen Rats und Tagsatzungsbote 1528. Eidg. Absch. IV, 1 a, p. 1401; *Tillier*, III, 261, 273.

Die von Grandcourt gehuldet, ee man den eyd than [*p. 6*]. [a]

Uf mentag 24. januarj hatt man die ordinanz gelesen, eyd geschworen und min h. beid, der schultheissen von Wattenwyl und vänner Vogt, m. h. will und meynung och mündlich eroffnet. Demnach sind wir zogen bis gan Morit. [1]

Am zinstag 25. januarj sind wir gan Tscherle [2] khon. Hie zwüschen jn eim dorf sind die von Müllden und Rouw khon, sich an m. h. ergen, jnen glopt und geschworn mit aller gerechtigkheit des herzogen zughorsamen, vorbehalten jr rechtsame und fryheit, och des globens halb, das man sy darvon nit trennge. Jst jnen zugseit, sy wellent den das evangelium selb gern annen. [3]

Denne hatt man den trumeter gan Yuerden geschikt, denen zusagen, wie m. h. uf syent und sich das land an sy ergeben, was sy thun [*p. 7*], ob sy och des willes syent. Het der trummeter den herren von Lassarra [4] da funden mit 400 zesammen geleßnen knechten. Jst jr antwurt gsin, sy wellens dem fürsten jrem g. h., des diener sy syennt, anzöugen. [5]

Denne underwegen von Vnderlöuwen [6] har lit uf der lingken hand ein schlössli, hatt man och ufgevordert, jst er nit anheimisch gsin. Sy gseit, wellent jms entbietten.

Nachts zu Tscherle sind allerley manungen khon von Losan, Morse [7], wie die vyend zu land khommen gen Morsee, da wellent sy unser warten, by 4000 stark, Ytaliener und ander. [8] Hand m. h. geratschlaget, wie sy die sach angryfen wellent [*p. 8*].

Dem botten von Losann, so warnung bracht, jst vom mund gseit, wie m. h. sy gemant, das sy och jnhalt desselben jnen zuzüchtent,

[a] Die - than von Hd. B unten nachgetragen.

[1] Morit = Murist (Kt. Freiburg). Zu diesem Bericht s. auch Archiv, XII, Depesche Nr. 2, p. 255 ff.

[2] Tscherle = Echallens.

[3] Diese Stelle ist lückenhaft wiedergegeben in MDR, 2me série, Bd. XIV, p. 674, Anm. 4.

[4] Michel Mangerot, eines der Häupter des Löffelbundes, s. *Tillier*, III, 40, 279, 336; MDR, 2me série XIV, p. 375 f.; HBLS, IV, 609; *Gilliard*, in Festschrift H. Nabholz, p. 186, Anm. 84.

[5] Man vgl. dazu die Wiedergabe bei *Vulliemin*, p. 230.

[6] Underlöuwen vermochten wir nicht zu bestimmen. Um welches « schlößli » es sich hier handelt, ist uns daher nicht ersichtlich.

[7] Morse = Morges.

[8] Vgl. zu diesen Angaben die Bemerkung von *A. Verdeil*, Histoire du ct. de Vaud, I, 429 n.

es sye den, das sy nit mugent by tag und nacht sy berichten ; man werde fürfarn, was joch verhanden.

Mitwuchen, 26. januarij hand m. h. den herren von Vallerdinn [1] gesetzt zu eim gubermament [a] gan Müllden und das ganz mandament, jn m. h. namen gericht und recht zefuhren. [b] Hetts gloubt, jst den tag zu Tscherle belyben.

Donnstag sind wir jn ein dorf dero von Losan khon, meintent sy ze finden, man het wol die reisigen gesehn. Frytag sind wir gan Morse khon, sind sy dannangeflohn.

Mitt [c] der galeen by S. Sulpy [2] gescharmutzlet, sy haruß und wir zu jnen geschossen, uß 4 falcunen [*p. 9*].

Zu Roll hett man das schlosß aber verbrönt, was wider buwen ist gsin. Der thurm het wie vor nit wellen brinnen.

Am sampstag jst man von Morsee gan Roll zogen, niemant funden.

Daselbs ist ein bott von Fryburg khon, brief bracht, wie man zu Morit jren löufer geschmeht, darumb man nüt weis. Jst wol alsbald nüt und darby, ob jre botten jm läger by m. h. sicher syennt, habent m. h. jnen daruff geschriben, das es sy dure, ob sy sy darhin [d] halttennt. [3]

Am suntag jst man gan Diuoba [4], des herren von Tschattelar [5], zogen. Hiezwüschen am selben tag jst Glado Dalinge [6] hus zu Roll anganngen verbrunnen. Weis man nit, wers anzünt, wiewol mans

[a] K : gubernator. [b] Diese Lesart entspricht wohl dem Sinn, steht jedoch der Schreibweise nach nicht ganz fest. [c] Mitt - falcunen ist von Hd. B am Schluß der Seite nachgetragen. [d] K : darfür.

[1] Claude de Glane, Herr von Cugy und Villardens, Mitherr von Denens. Sein Amt als Vogt der Waadt übte er nur wenige Wochen aus. HBLS, III, 537 ; MDR, 2me série XIV, 670-79, bes. 675. Vgl. außerdem *Gilliard*, in RHV 1922, Bd. 30, 231 f., 237 ; RHV 1931, Bd. 39, 91, 100; *Gilliard*, Vaud, p. 84 f. und Register.

[2] S. Sulpy = Saint Sulpice am Nordufer des Genfersees.

[3] Zu diesem Zwischenfall vgl. *G. Castella*, L'intervention de Fribourg lors de la conquête du pays de Vaud, Annales fribourgeoises 1919, 89 ff., p. 95.

[4] Divoba = Divonne (Pays de Gex).

[5] François de Gingins, Herr von Divonne und von Châtelard, Mitglied des Löffelbundes, in erster Ehe mit Marguerite de Gingins-Divonne, in zweiter Ehe mit Claude de Gilliers verheiratet. So nach DHV, I, 389. Die letzte Angabe scheint in Widerspruch zu stehen mit *Ch. Gilliards* Nachweis, in Festschrift H. Nabholz, p. 186, Anm. 84 ; HBLS, II, 549.

[6] Claude d'Allinges. Daß es sich um ein Mitglied der savoyischen Familie d'Allinges handelt, wird von *Ch. Gilliard*, Festschrift H. Nabholz, p. 185, Anm. 78, bezweifelt. Vgl. auch *Gilliard*, Vaud, p. 92, Anm. 4.

gern than, het man der andern hüser besorgt [*p. 10*]. Jst dennocht verbrunnen, dann er der rechten redlich fürern einer gewest.

Erhart Burger [1] jst uß gheis miner h. dem bürg [a] nach zogen, het ettliche schlösser verbrönnt als Rosey, Alufen [2] und andrer.

Dem h*erren* von Tschatelar hett man die schlüssel abgevordert, der het sy nacher m. h. gen und ouch minen h. geschworen, jnen mit allem dem, wie vor dem fürsten ghorsam zesind. Dargegen wil man jnn schirmen by sim gut, jnn nit brönnen. Jst och bim scharmuz gsin mit den Nüwenburgern. [3] Het man jnn brandschazet umb 300 kronen und jm die schlüsel wider gen, och das gschüz und alle munition genommen [*p. 11*].

Jm schloß zu Libona [4] het man 6 stucke genon [b], II faggünlj und sunst 4 stücklj uf böcken, das ander dem herren gelassen.

Underwegen gen Libona sind die vom stettlj Ge khon und sich ergen und geschworn.

Am mentag ultimi januarj, ob man von Liuona zogen jst, het man den herren von Bomund [5], chorherren zu Jennff [c] funden jm schloß zu Liuona. Den het man branntschazet umb 400 kronen, 200 bar bezalt, umb die andern 200 ein schuldbrief jn 14 tagen zubezalen [*p. 12*].

Die von Neuws [6] het man ouch ufgenon, het gemeinlich geschworen,

[a] K: berg. [b] K: genommen. [c] Zuvor Losanne gestrichen. Archiv, 258, steht Romund, was Fehllesung sein dürfte.

[1] *E. v. Rodt*, Gesch. d. bernischen Kriegswesens, I, 253, nennt Erh. Burger als Hauptmann. Nach *Vulliemin*, 231, stammt Burger aus Nidau. Vgl. *Gilliard*, Vaud, p. 77, 92 f. Wir können ihn sonst nicht nachweisen.

[2] Rosey = Schloß bei Rolle. Herr zu Rosey war damals Claude d'Alliez, s. Geographisches Lexikon der Schweiz, IV, 242; *Gilliard*, Festschrift H. Nabholz, p. 185, Anm. 78; *Gilliard*, Vaud, p. 69 n. 1. — Aruffens. Herr zu Aruffens war Jean Mestral, Mitglied des Löffelbundes, s. *Gilliard*, l. c. Anm. 77; *Gilliard*, Vaud, p. 93, n. 1.

[3] Angespielt wird hier auf den Freischarenzug unter Hauptmann Wildermuth, der im Herbst 1535 auf Intervention Genfs hin unternommen worden war. An ihm beteiligten sich hauptsächlich Neuenburger. Näheres bei *Tillier*, III, 324.

[4] Welches dieses Schloß ist, vermögen wir nicht zu sagen. Nach der Darstellung *Vulliemins*, 231, wäre es das Schloß bei Divonne, des Herren François de Gingins, p. 29, Anm. 5. Auffallenderweise ist es bei *Gilliard*, Vaud, nicht erwähnt.

[5] Abt von Bonmont und Chorherr und Generalvikar von Genf = Aymon de Gingins. *Gilliard*, l. c. 172, Anm. 4; *Gilliard*, Vaud, p. 94.

[6] Neuws = Nyon.

m. h. ghorsam zesind mit allem dem, so sy vor dem herzogen gsöllen hand. Zu brandschaz het man jnen ufgleit. [a]

Zu einem amptman jst der vorder gesezt. Sol man sy handthaben und schirmen darby.

Denne hand och geschworn die von Ge, wie obstat, alle die burger vom stettlj.

Und wie das schloß mit ettlichen Ytalienern, by 50, besezt und sich nit ergen wellen, jst man desselben mentags darzogen. [1]

Die vyend sind sunst all uß dem land geflochen.

Wie man gan Ge khon, ist uf gleit der houptmann jm schloß khon und sich ergen, diewil jm sin herr mit bezalung nit [*p. 13*] gehalten [b], hett er sich ergen und man jnn und die sinen nach kriegs recht ane gewer am zinstag I. februarij beleitet über den Rotten [2] mit 200 büchsen schüzen. Denselben jst och empfolch gen, jm land der landtschaft Ge harumb zefarn, die landtschaft zeghorsammen und schlosser zu verbrönnen.

Piney [3] [c] hand die Jennfer jngenommen. Das wil man och verbrönnen. Die von Coppet hand m. h. geschworn zu gehorsammen.

Denne des schloßes halb zu Ge jst man zweyspältig, ob mans verbränne. [d] Ettlich meynen, so man das land bhalten wil, das man ein amptman darsetze und das volck dester fürer jn ghorsame behalte [*p. 14*]. Die andern meynennt, man sölle es verbrönnen, an m. h. weders man thun sölle. Jst verbrönnt.

Bastian Summerer jst zu uns khon mentags, jst hiezwüschen zu Jennfl gsin und mit jm Hans Trummeter; jst och gen Jenf khon, hett die buntbrief wider bracht und den absag brief ouch. Den het er zerschrissen, spricht, man hab jms nit wellen abnen, hett anzöugt, wie er mit dem von Müß [4] geessen. Gefalt m. h. übel. Empfelchens

[a] Der Eintrag einer Summe fehlt. [b] Diese Lesart ist sinngemäß, steht aber nicht unbedingt fest. [c] Korr. von Hd. B aus Biny und überschrieben. [d] K: verbrönn.

[1] Gemeint ist das Schloß zu Gex.

[2] Rhone.

[3] Das Schloß Peney, wohin sich die savoyisch gesinnten Genfer zurückgezogen hatten. *Tillier*, 323-35, nennt es Pigny; s. auch HBLS, V, 390.

[4] Gian Giacomo de Medici, Musso nach seiner Feste am Comersee benannt, der gefürchtete Feind der Bündner, s. *J. Dierauer*, Gesch. d. Schweiz. Eidgenossenschaft, III [2], 175-79, 270. Der Bericht bezieht sich nach *Vulliemin*, 232, auf die Botschaft an den Grafen René von Challant. Merkwürdigerweise ist hier in den Aufzeichnungen der Name des Grafen ausgefallen. Vgl. *Gilliard*, Vaud, p. 54 f., 135.

jnen, wie sy jm thun und jnn halten wellent, schikent jnn heim. Hett anzöigt, es khomment für und für knecht über den Montanys [1] gen Cammerach [2], man setzt nit daruf.

Hütt zinstag wil man zu Ge stilliggen, beratschlachen, wie man die sach witer angryffen, sy dann och berichten [*p. 15*].

Der [a] Francois Champion, her von La Bastie und von Briuz [3] het m. h. ouch geschworen. Jst im ufgleit, wie den von Diuona. [b] Die andern schazungen uf die stett Coppet, Neuws, Ge und die landsch*aften* het man vorbehalten.

Des bischofs von Losann schloß Vernay [4] hett man jn schirm ufgenon und II dar jn zusaz geordnet, doch vorbehalten die branntschazung.

Des herren von La Bastie schatzung jst [c] I [C] kronen. Der [d] von Chastellard vencklich angnon, von der 4 Jtalienern wegen, die er verborgen, die verkomnis jm abkünd. [e 5]

Donstag 3. februarij ist erschinnen der herzogin von Ennemeurs [6] pott mitt einem credentz brieff und m. herren jr land und lüt bevolchen mitt pitt, sy nitt ze schädigen etc. Uff sollichs ist jme ein antwurt [*p. 16*] in schrifft geben, jnhalts, das m. h. guttwillig das ze thund mitt gedingen, das jr underthanen nützit unns widrig handlind, spis und kouffmanschaz gan Jenff vertigend, die Jenffer uff jrem land sicher syend, dem herren von Thoram [7] sin slösser wider zugestellt; demnach ob jemands ansprechig gegen jn, er des rechten gstendig sin werde; desglichen clagind sich sonderbar personen von Jenff etc. das man jnen gutt fürderlich recht ergan lasse etc.

[a] Gestrichen in der Linie: her von Nantua, ob der Linie: La Batua. [b] am Schlusse des Absatzes durch Verweis nachgetragen. [c] gestrichen gsin. [d] Hier setzt Hd. B ein. [e] wegen - abkünd: am Rande durch Verweis hier nachgetragen.

[1] Montanys = Mont Cénis.

[2] Cammerach = Chambéry.

[3] La Bâtie bei Versoix; Fr. Champion war zugleich Herr zu Vaulruz (Freiburg). *Gilliard*, l. c. 187, Anm. 92. Briuz können wir nicht nachweisen.

[4] Ferney, wo ein Schloß des Bischofs von Lausanne stand, s. *Gilliard*, Vaud, p. 96 f.

[5] Vgl. dazu und für das folgende Archiv, XII, 260 f. Depesche Nr. 4.

[6] Charlotte von Orléans, Witwe Philipps von Savoyen, Tochter Ludwigs von Longueville und der Johanna von Hochberg, Gräfin von Neuenburg, Tante Franz I., Herzogin von Nemours, s. *Gilliard*, in Zeitschr. f. Schweiz. Geschichte, XI (1931), 193; *Gilliard*, Vaud. p. 139.

[7] Thoram = Thorens, s. *Tillier*, III, 330, 404. Der Herr von Thorens war 1533 aus Anlaß der Ermordung des Chorherrn Werli in Genf ins Gefängnis gelegt worden. Vgl. Eidg. Absch. IV, 1 c, 347, 357, 359, 457.

Der her von Cudrea, Montfort [1], die landlut von Chablex, her von Baleyson [2], Morge gleits begärt, auch Chastellmont. [3] Jst jnen gen [*p. 17*].

Hanns [a] Mock von Veltchen uß Schenngkennberger grafschafft jst zu Jennf tod und hinder jm fundenn bars gelts VIII lb. Hand min h. Cunrat Vierschröt und Hanns Humicker von Veltcken [4] das übergen, sinen fründen darumb antwurt zegeben.

Frytag [b] 4. februarij sind kommen uff gleitt der allt her von Curdrea und der her von Montfort, sins brüders sun, und haben huldigung than. Soll alles gschütz und waffen [c] zu unsern handen stellen, ouch haben wir brantschatzung vorbehallten, jnen vorbehallten jr herligkeitt und gerechtigkeitt, sy daby blyben ze lassen, wie sy under dem herzogen gsin etc., die zusätz dannen thun, des gloubens halb sy nitt zwingen. Des haben sy begärt, habend beid geschworen uff das evangelium buch [*p. 18*].

Der her von Baleyson glicher gstallt huldigung than, wie die nechsten aller gstallt.

Vrbanus Guisardj, curial de Nyon, hatt den eyd than zum ampt.

Der [d] fryhouptman [5] mit sinen knechten jst zur Clus zogenn, het nüt mogen schaffen, aber 6 schlösser hiezwüschen der Clus verbrönnt.

Gex, das schloß jst ouch verbrönnt. M. g. h. von Bern, die hattenns ouch gheissenn.

Des bischoffs von Losann schloß [6] hett man ouch verbrönnt und wie der fryhouptman donnstag und frytag ußgsin, het man siner zu Jennf gewartet.

Uf sampstag 5. februarij [e], wie man willenns, gan Sannt Julin [7]

[a] Hier setzt Hd. A wieder ein. [b] Hd. B. [c] und Waffen : am Rande durch Verweis nachgetragen. [d] Hd. A. [e] Im Ms. unterstrichen.

[1] Pierre d'Allinges-Coudrée, Onkel von François d'Allinges, Herr von Montfort in Savoyen. Offenbar sind hier Onkel und Neffe gemeint, die beide nach dem folgenden Bericht zur Huldigung erscheinen. *Gilliard*, Festschrift H. Nabholz, p. 168, Anm. 112.

[2] Georges de Livron, Herr von Thoiry (Gex) und Balayson (Savoyen). *Gilliard*, l. c. 188, Anm. 102.

[3] Wir finden nur den Hinweis bei *J. Strickler*, Aktensammlung zur Schweiz. Reformationsgeschichte, Bd. IV, Nr. 2018, wo Luys de Castellamont als Zahler an der Entschadigung Savoyens an Bern, Freiburg und Genf mitbeteiligt erscheint, wie sie im Schiedsspruch von Payerne festgelegt war. 1532, November 25.

[4] H. Mock, C. Vierschrot und H. Humicker sind nicht nachzuweisen.

[5] Hans Frisching, s. p. 264, Anm. 4.

[6] Das oben genannte Schloß Ferney, s. p. 269, Anm. 5.

[7] Saint-Julien.

uf Rumyly [1] zuzezüchen, hannd sich m. h. zuvor beraten, das [*p. 19*] man dieselbe landtsch*afft* nu fürhin nit mer zu m. h. hannden mit glüpt unnd eyd ufnemmen, sunder brandtschazenn und nacher jm fridenn, so einer echt antragenn, wider stellenn, dann m. h. vermeinennt, so man das behalten, das man jngenomen, habe man darmit gnug, mit dem lannde Chablex, der fryherschafft Gex und der Wat. [2]

Wyter wil man ouch [a] den Jennfern abvordern das widonat ampt, so der herzog mit recht behalten unnd deßglichen alle herligkheit, die der bischof alls ein fürst zu Jennf, jren gerechtigkheiten unschädlich, dann, so man dise lannd behalten, jst vast nüzlich hie einenn jnnammen u. g. h. zehabenn [*p. 20*]. [3]

Der graf von Chalan [4] hett durch den herren von Castellemond [5] umb ein fridenn werbung than, wil man jm, wenn man gen Sannt Julin kumpt, antwurt zuschicken.

Die herzogin von Ennemmurs hett jrenn trummeter aber zu m. h. geschickt mit einem brief, die jrenn empfolchen zehaben unnd das niemannt der jren wider m. h. züchen werde. Daran diene man dem küng. Der werde ouch den herren von Beaurigaux [6] zu m. h. schickenn.

Jst jr wider geschriben und gedanncket, ouch das man jren nüt zufügen; doch söllennt sich neißwan uf jrem erdrich die vyend enthalten, das sy die nit tulde, dann man wurde sy suchen, ouch die jren profiant dem läger zu fürennt, wirt man jnen bezalen zimlich, die Jennffer werdennt jr ouch nüt zufügen, dann man mit jnen gerett [*p. 21*]. [7]

[a] Erste Zeile unterstrichen. Am Rande von späterer Hand « vidonat » hinzugesetzt.

[1] Rumilly, an der Straße nach Chambéry.

[2] Dieser Beschluß scheint in den Depeschen der bernischen Regierung nicht mitgeteilt worden zu sein. Vgl. Archiv, XII, p. 260.

[3] Vgl. dazu Archiv, l. c. 261, Depesche Nr. 4.

[4] René, Graf von Challant, Herr von Valangin, † 11. VII. 1565. 1527 Marschall Savoyens, befehligte die savoyischen Truppen. Vgl. HBLS, II, 531; Eidg. Absch. IV, 1 c, Register, bes. 629 f., 632 ff.

[5] Vgl. p. 270, Anm. 3.

[6] Louis Daugerant, Herr von Boisrigaut, war November 1522 bis Juli 1544, September 1547 bis Juli 1548 ordentl. Gesandter Frankreichs bei der Eidgenossenschaft, Juli 1548 bis Januar 1549 außerordentl. Gesandte. HBLS, II, 293. Vgl. *Gilliard*, Vaud, p. 128 f., 135 f.

[7] Dazu vgl. den Bericht im Archiv, XII, p. 261.

Michiel [a] de Blonay [1], her zu Massily, hatt ouch huldigung than, wie ander edellüt, und geschworen.

Sampstag 5. februarij 1536 hatt man uff Johann Mathe Longo schriben, des von Leua diener [2], ein gleitt geben.

Dem commendür von Compesière [3] uffgleitt brandtschatzung V[c] k., hatt II† ußgricht, damit gar bezalt [b], dem herren von Villy L. [c]

Ayme Vincent, der Faulcon diener [4], gleitt gen.

Uff unnser herren warnung der Wallissern halb, wie die uffbrochen syend, haben m. h. jnen geschriben, mitt begär ze wussen, wes vorhabes sy siend etc. alls jch wyter weyß etc.

VI. februari 1536 [*p. 22*].

Sontag VI. februarij die von Morge uffgenommen mitt nachvolgenden gedingen. Erstlich des gloubens halb sy nitt zwengen. Wo sy aber eins oder iemand des gotsworts begärte, das fry lassen, niemands darumb straffen noch vechen. [d] Zum andern by jren fryheitten, nutzungen etc. lassen blyben.

Die thürn, daran die thor sind, abslissen, alls wyt alls die gassen ist. Habend huldigung than, wie ander und geschworen jren 7. Brandschatzung.

Fransoy de Pontheys [5] chastellain zu Morge gsetzt, hatt geschworen.

Der her von S. Sourgo [6] hatt ouch geschworen, von der gütter wegen in Chablex, ist sunst der greffin von Geneuoys [7] underthan [*p. 23*].

[a] Hd. B. [b] hatt - gar zwischen die Linie gefügt. Nicht klar ersichtlich, ob gestrichen, bezalt steht am Rande. K: fehlt der ganze Passus. [c] K: 100. [d] K: vechten, noch vechen ist mit Verweis am Rande nachgetr.

[1] Michel de Blonay, Herr von Maxilly (Chablais), dessen Mutter Bernerin war. Parteigänger Berns. DHV, I, 238 ff., bes. 241; HBLS, II, 276 f.; *Gilliard*, in Zeitschr. f. Schweiz. Geschichte, XI, 195.

[2] Gemeint ist der Bote des mailändischen Statthalters Anton von Leyva. Ant. von Leyva war Statthalter zu Mailand 1526-36. Eidg. Absch. IV, 1 a, 868, 967, 1094, 1104, 1169; IV, 1 b, 939; IV, 1 c, 34, 679; s. im übrigen Register.

[3] Compesières bei Sacconex, südlich von Carouge, Komthurei, s. HBLS, II, 610.

[4] Wer gemeint ist, ist uns nicht ersichtlich.

[5] Pontheys, -t-, Familie von Lausanne. Claude P. Prior von Montheron 1519-26. Sein Bruder François seit 1510 Kastellan zu Morges. *Tillier*, III, 338; HBLS, V, 465; *Gilliard*, Vaud, p. 142.

[6] Uns unbekannt.

[7] Die Herzogin von Nemours, s. p. 269, Anm. 6.

Cholex [a] [1], Francoys de Baleyson, S[r] de Beauregard [b] [2], hand geschworen gehorsam ze sin wie dem herzogen.

Fransoys de Valesy, S[r] de Brès près Langin en Chablex [3], hatt ouch huldigung than, brandschatzung vorbehallten, jst nitt zum richsten.

Uff hütt jst Johan Mathe Longo, des herren von Leua pott, erschinnen und anzöugt, wie jn sin herren abgevertiget ze sagen, wie er vernommen, das min herren den krieg nitt allein von [c] Jenff, sonders anderer orten wegen angfangen. Deßhalb sin pitt, jme anzezöugen, ob ander [d] ursachen syend, welle er sich bearbeitten, die sach ze befriden, alls ein vicary des [*p. 24*] keysers, der ein her ist aller wällt und insonder der Jtalier, damitt groß bluttvergiessen, so daruß vollgen mocht, vermitten blybe und des halb deponere arma etc. Daruff geantwurt und jm das in schrifft gen, lut des absagbrieffs, wo er des benugig, woll und gutt, wo nitt, mog er gan Bernn, dahin dann sin credentz stat, keren, wir werdind aber fürfaren etc. [4]

Mentag VII februarij zwen potten von der Nüwenstatt [5] erschinnen und erstlich pätten, sy ze lassen, wie sy bishar gsin sind. Jst jnen glat abgeslagen, zuletst sich begäbenn und m. herren ergen, geschworen, mitt zusag ze ratifficieren, brandschatzung vorbehallten, fryheitt vorbehallten.

Dem vogt von Älen [6] darumb schriben [*p. 25*], die von Viuis [7], namlich der vogt Jacob Vögily [8] und Pierre Blanck, haben nitt dörffen harkommen, sonders zu Losen bliben und eins gleits begärt; jnen ein gleit gen biß mittwuchen.

Des mareschal und parlaments von Dola pott erschinen mitt einem credentzbrieff, jnhalltend sin bevelch. Daruff geantwurt, wir syend gutwillig, die erbeynung [e] zehallten und versächen, das dhein

[a] folgt gestrichen : Barrigal. [b] Beauregard nach zweimal. Korr. [c] K : um. [d] ettwan zuvor gestrichen. [e] « erbeynung », verschrieben und nicht richtig auskorrigiert.

[1] Wohl Collex unweit Versoix (Pays de Gex).

[2] S. *Gilliard*, Festschrift H. Nabholz, 189, Anm. 113.

[3] François de Valleyse, Herr von Brens. *Gilliard*, l. c. 189, Anm. 110.

[4] Zu dieser Botschaft s. auch Eidg. Absch. IV, 1 c, 624 ; vgl. die Darstellung bei *Gilliard*, Vaud, p. 122.

[5] Neuveville am östlichen Ufer des Genfersees. Vgl. zur Besetzung Villeneuves Ratsmanual, Nr. 254 (STAB), p. 144.

[6] Aigle.

[7] Vevey.

[8] Kastellan zu Corseaux, s. *Gilliard*, Vaud, p. 143, Anm. 3.

uberlouff beschäche mit begär, das sy die banditen und straßröuber von Piney und ander unser vyend hin weg gewisen, dann die erbeynung das zugebe etc. Hatt das genommen, ann sin herren ze bringen [*p. 26*]. [1]

Uff zinstag 8. februarij 1536 sind erschinnen zu S. Jullin Caspar Mezelten allt houptman [2] und Jost Kalbermatter [3] jnnamen der landtschafft Wallis und einen credentzbrieff jngleitt, der verläsen ist. Daruff mitt langer red jr bevelch endeckt, jnhallts, wie die missive ann unser herren dißhalb ußgangen wyst. Daruff jnen ouch ein kurtze antwurt in schrifft worden, dero copy ouch vorhanden. [4]

Denen von Thonon geschriben, huldigung ze thund, dan mitt den Wallissern verkommen sye.

Die von Roll ouch geschworen, brandschatzung vorbehallten. [a]

Der her von Avilly [5] ouch huldigung than und geschworen, brandschatzung vorbehebt. Das gschütz, namlich II hacken soll er zu m. h. handen stellen [*p. 27*].

Den II jungen herren von Villar, so zu Paris studieren, II in sin sloß gen ze verhütten, das es nitt verbrent werde, brandschatzung vorbehallten. [6]

(Fortsetzung folgt.)

[a] Ms. vorbehaltung.

[1] Vgl. die Darstellung bei *Gilliard*, l. c. 123. Zur Vereinigung mit Burgund s. Eidg. Absch. II, 1. Abt. p. 899 f.; III, 2. Abt. p. 1343. Der Bote war Claude Tissot, maire von Pontarlier, s. die Botschaft und den Text der bernischen Antwort, in Eidg. Absch. IV, 1 c, p. 628.

[2] Mitkontrahent des savoyischen Bündnisses mit Wallis 1528 (Eidg. Absch. IV, 1 a, 1516), Gesandter nach Bern 1528-29. Aktensammlung zur Gesch. d. Berner Reform. II, p. 899, Nr. 2018, s. auch Nr. 2505, 2547. Tagsatzungsbote. 1529. Eidg. Absch. IV, 1 b, 350.

[3] Tagsatzungsbote 1533. Eidg. Absch. IV, 1 c, 175, 1537 alt-Landvogt von Visp, ebda. 884.

[4] Zu dieser Botschaft der Walliser s. die Texte in Eidg. Absch. IV, 1 c, 624. Vgl. *D. Imesch*, in Blätter aus der Walliser Gesch. II (1901), p. 7; *M. Stettler*, Annales, II, 83 f.

[5] Herr zu Avully war François de St-Michel, s. *Gilliard*, Festschrift H. Nabholz, p. 189, Anm. 109.

[6] Zu diesen Herren von Villars s. die Bemerkungen von *Gilliard*, l. c. 187. Anm. 96.

KLEINERE BEITRÄGE. — MÉLANGES.

Thesen-Tafel von Dr. theol. Fulgenzio Sacchi,

Dekan und Erzpriester von Bellinzona.

Die Jesuiten führten im XVII. Jahrhundert große Kollegien zu Luzern, Freiburg und Pruntrut und besaßen außerdem Niederlassungen in Solothurn (seit 1646) und in Bellinzona (seit 1646-1675), sowie solche in Brig und Sitten (1625) [1]. Namentlich Rat und Bürgerschaft von Luzern brachten ihnen seit ihrem ersten Auftreten in Luzern (7. August 1574) ihre vollsten Sympathien und großes Wohlwollen entgegen. Die Zahl der Jesuiten an der « Höheren Lehranstalt » betrug durchschnittlich 20 und diejenige der Zöglinge wuchs mitunter auf über 300. Außer den Vorlesungen über Philosophie und Mathematik hielten die Patres solche über Kontroverse und scholastische Theologie. 1747 wurden der Lehranstalt vier Jahreskurse zugeteilt. Die am 17. Januar 1774 erfolgte Aufhebung des Jesuitenordens verwandelte die Schule in eine Staatsschule ; trotzdem fanden, wie früher, stets noch sogen. Kontroversen und Disputationen statt.

Es lag damals im Rahmen der ratio studiorum des Schulbetriebes, daß über den vorgetragenen Stoff Wiederholungen — in Form von Disputationen — angestellt wurden. Die gelernte Materie wurde in eine Anzahl von Thesen zerlegt, über welche eine Disputatio stattfand. Diese war öffentlich zugänglich für die gebildeten Herren der betreffenden Stadt, wozu sich die Honoratioren persönlich einladen ließen, Aus den besten Schülern wurden drei ausgewählt, einer, der die ausgewählten Thesen darzulegen, zu begründen und zu verteidigen hatte gegen die Einwürfe, die von Seiten der beiden Oppugnanten erhoben wurden. Ein solches Geplänkel wissenschaftlicher Art war eine treffliche Schule der Geistesgegenwart und ist heute noch als wirksames Bildungsmittel in Schwung an den von Jesuitenpatres geleiteten theologischen und philosophischen Instituten.

Die alten Disputationen hatten aber zugleich einen feierlichen Rahmen und bedeuteten für alle, die eingeladen waren, eine Ehre [2]. Hatte nun

[1] HBLS IV, S. 401.

Bucher Jakob, Rede bei der Schlußfeier der höheren Lehranstalt am 30. Juli 1893 im Marianischen Saale, in der Festschrift zur Eröffnung des neuen Kantonsschulgebäudes in Luzern, S. 157 ; *Fleischlin Bernhard*, Aus den Annalen des Gymnasiums zu Luzern. Monatsrosen. Jahrg. XXV, S. 173 ff.

[2] Es kam auch vor, daß eine gut bestandene Disputation als gut bestandenes *Examen* angerechnet wurde und daß der Beste der Klasse sein Examen bei offenen Türen im Angesicht eines illustren eigens hiezu geladenen Auditoriums ablegen

ein Sohn aus angesehener Familie das Glück, hiebei auftreten zu dürfen, so legte er Wert darauf, die Feier so glänzend als möglich zu gestalten und ließ prunkvolle Thesenzeddel drucken, die als Einladung und Ehrengabe zugleich gedacht waren. Sie wurden also nicht vom Jesuitenorden aus in Druck gegeben, sondern von reichen Schülern der von den Jesuiten geführten Mittel- und Hochschule.

Solche luxuriös ausgestattete Thesentafeln oder Thesenrollen finden sich in größerer Anzahl auch in der Bürgerbibliothek Luzern vor. Unter diesen ist für den Heraldiker namentlich die Gedenkrolle des *Fulgenzio Sacchi*, eines Tessiners aus Bellinzona, von Interesse. Die Familie Sacchi oder de Sacho von Bellinzona soll von den Cappo von Castione abstammen und ein Zweig der Herren von Sax-Misox sein. Fulgenzio war das viertjüngste der 5 Kinder des Jakob Anton Ambrosius (geb. 7. Dez. 1721, gest. 28. April 1753), notarius et causidicus und der Maria Lucia Molo (vermählt 6. Febr. 1744), Tochter des « locum tenens » Fulgentius Maria. Letztere war bereits 1783 verwitwet und starb den 13. Januar 1792.

Der am 23. Oktober 1750 geborene Fulgenzio Josef Maria Nikolaus Sacchi scheint seinen Studien im Jesuitenkolleg in Luzern obgelegen zu haben. Mit 30 Jahren wurde er Priester und legte seine 150 Thesen am 7. August 1780 vor. Nachher machte er seine theologischen Studien wahrscheinlich in Mailand. Er wurde zum Doctor der Theologie promoviert und 1788 zum Dekan und Erzpriester von Bellinzona ernannt. Am 29. April 1799 bestätigte ihn die helvetische Regierung als Kommissär des Bischofs von Como für den Kanton Tessin.

Ein älterer Bruder des Fulgenzio, Giacomo Antonio Augustino Sacchi (geb. 3. April 1747, gest. 9. Dez. 1831) war Advokat, Vogteischreiber von Bellinzona, Präfekt von Bellinzona 1801, Abgeordneter an den kantonalen Landtag 1801-1802; einer der vom helvetischen Senat zur kantonalen Reorganisation bestimmten 11 Notabeln, Großrat 1803-1825, Kantonsrichter von 1803 an, Verwaltungsrichter 1807-1809.

Ein jüngerer Bruder, Carlo (geb. 9. Sept. 1752, gest. 3. Mai 1826) war Präsident der provisorischen Regierung von Bellinzona 1798, der Verwaltungskammer des gleichnamigen Kantons, der provisorischen Verwaltungskammer des neuen Kantons Tessin, Großrat 1803-1826 und Stadtrat von 1815 an.[1]

Das Kollegium, welches die Prüfung des Fulgenzio Sacchi abnahm,

durfte. Hatte die Disputation nun diesen Charakter einer Schlußprüfung, so hieß sie actus publicus, und ist am ehesten der heute noch an der Sorbonne stattfindenden « Soutenances des thèses » zu vergleichen. Sie vertrat die Stelle eines Rigorosums. (Gefl. Mitteilungen v. Dr. theol. u. phil. *Otto Pohley*, Univ.-Prof. in Innsbruck.)

[1] *C. Trezzini*, in HBLS V, S. 780 f. und gefl. Mitteilungen von *A. Lienhard-Riva*, Vorstandsmitglied der Schweizer heraldischen Gesellschaft, in Bellinzona, der dem Verfasser auch einen Auszug aus dem von ihm erstellten Stammbaum der Familie Sacchi zur Verfügung stellte.

präsidierte der frühere Jesuit Karl Alexander Krauer, Dr. der Philosophie und Theologie und Professor der letztern Disziplin in Luzern. [1]

Die Thesentafel Fulgenzio Sacchis, auf der Bürgerbibliothek Luzern, hat eine Länge von 125 cm. und eine Breite von 73 cm. Die oberen Dreiviertel nimmt ein Kupferstich mit der Darstellung der Himmelfahrt Mariae — die Madonna auf der Erdkugel und der Schlange stehend — ein, nach dem berühmten Gemälde von Lodovico Carracci aus Bologna (1556-1619). Auf einer Kartusche steht die Inschrift: « Ipsa conteret caput tuum. Gen. 3. » Das Blatt wurde von dem bekannten Kupferstecher Joseph Klauber (geb. 1710 in Augsburg) in Böhmen gestochen. [2] Unter dem Bildteil ist eine Schrifttafel angeklebt. Der mittlere Teil zeigt in einer Rokoko-Umrahmung die drei gekrönten Standeswappen von Uri, Schwyz und Unterwalden nid dem Kernwald, die unter sich durch Palmen- und Eichenzweige, sowie einem Kranzgehänge verbunden und von geistlichen Hüten überhöht sind.

Die Inschrift unterhalb der drei Standeswappen lautet :

Primis Helveticae *Libertatis* assertoribus,
Firmissimis Catholicae *Religionis* Columinibus,
Fidissimis Sanctae *Justitiae* Administratoribus,
Studiosissimis omnis *Scientiae* Cultoribus,
Providentissimis *Patriae* Patribus.

[1] Krauer war am 3. April 1728 geboren und erhielt bei den Jesuiten an der höheren Lehranstalt seiner Vaterstadt seine Bildung und geistige Anregung. Nachdem er am 14. Oktober 1744 der Gesellschaft Jesu beigetreten war, begab er sich 1744 nach Landsberg, um während zwei Jahren daselbst seinen philosophischen Studien obzuliegen, die er in den Jahren 1746–1747 in Ingolstadt abschloß. In den Jahren 1748–1753 dozierte er in München Humaniora und kehrte hierauf nach Ingolstadt zurück, wo er sich bis 1757 den theologischen Studien hingab. 1758 wurde er als Pater IIIiae Probationis nach Altötting berufen; nachher wirkte er in Augsburg, wo er am 15. August 1761 die Profeß ablegte und dort, wie später in Innsbruck und Ingolstadt, als Professor der Philosophie tätig war ; 1766 dozierte er als Professor der Casuistik in Freiburg i. Br. ; 1767–1773 war er als Professor der Theologie in Dillingen und 1773 gelangte er nach Luzern. Als zwei Jahre später der Jesuitenorden aufgehoben wurde, trat er mit seinen übrigen Amtsbürgern in den weltlichen Klerus über und wurde bischöflicher Kommissar. Sein Todesjahr fällt auf den 2. April 1780. Vgl. *Romstöck Franz Sales*, Die Jesuitennullen Prantl's an der Universität Ingolstadt und ihre Leidensgenossen, eine bibliographische Studie (Eichstätt 1898). HBLS IV, S. 541.

[2] Nach vollendeter Lehrzeit in Prag kehrte Josef Klauber nach Augsburg zurück, wo er mit seinem um ein Jahr jüngeren Bruder Johann Baptist gemeinschaftlich für eine Kunsthandlung arbeitete. Man hat von ihnen eine bedeutende Anzahl von Werken, wie die Kalender des bayerischen St. Georgi Ritterordens, die Luzern. Staatskalender, viele Porträts und verschiedene Heiligenbilder. Die beiden Künstler gaben sich den Beinamen : *Catholici*, weshalb auf unserm Kupferstich die Signatur : Klauber Cath. sc. et exc. A. V. steht. Josef starb 1768 und Johann 1774.

Tergeminis Cantonibus
Bellinzonae dominantibus
Positiones suas Theologicas
Devotissimo mentis affectu
D . D . D .
Clientum ac Subditorum infimus.
Defendens.

Die deutsche Übersetzung hat folgenden Wortlaut: « Den ersten Begründern der schweizerischen Freiheit — den festesten Grundsäulen der katholischen Religion — den treuesten Verwaltern der heiligen Gerechtigkeit — den eifrigsten Förderern jeder Wissenschaft — den fürsichtigsten Vätern des Vaterlandes — den dreieinigen Kantonen — die Bellinzona beherrschten — widmet seine theologischen Thesen in untertänigster Gesinnung. »

Als Fortsetzung, welche die 150 auf beiden Seiten aufgeführten Thesen einleitet, steht auf dem linken Feld :

Positiones
ex universa Theologia Dogmatico — Scholastica,
Quas
Sub Clementissimis, et Gratiosissimis Auspiciis
Inclytorum trium *Helvetiae* Cantonum
Uraniensis, Suitensis, ac *Subsylvaniae inferioris*
Praeside CAROLO CRAUER, SS. Theol. Doctore, Ejusdemque
in Alma olim Academia Dilingana,
nunc in celeberrimo Lyceo Lucernensi
in Dogmatico — Scholasticis
Professore ordinario
publice propugnandas suscepit
Rev. ac Praenob. D. Fulgentius Aloysius Sacchi,
Bellinzonensis, Sacerdos
Die VII. mensis Augusti ann. M. DCC. LXXX.

Die nun folgenden 150 Thesen sind folgendermaßen überschrieben :

De Deo uno et trino (These 1-21) — De Deo Incarnato (22-40) - De Beatitudine et actibus humanis (41-54) — De peccato originali (55-59) — De gratia (60-71) — De Fide (72-93) — De Jure et Justitia (94-114) — De Sacramentis in genere (115-129) — De Sacramentis in Specie (130-150).

Bellinzona war in den Jahren 1508-1798 eine gemeinsame Vogtei der Orte Uri, Schwyz und Nidwalden, weshalb Sacchi Veranlassung nahm, diesen seinen Oberherren mit schmeichelhaften Worten seine gelehrten Thesen zu widmen.

Dr. Franz Zelger.

Zur Geschichte des Franziskanerklosters in Solothurn.

In seinen « Ephemeriden »[1] notiert Hs. Jakob v. Staal, der bekannte, humanistisch gebildete Stadtschreiber von Solothurn (1539-1615) zum

4. September 1585: « Sub horam tertiam matutinam obiit nunquam satis laudatus D. *Jacobus Pontanus* [*Brügger*] Franciscanorum Guardianus, quem deflerunt juvenesque senesque. »[2] Weiter zum

30. Oktober 1585: « Fr.[ater] Guy, Lector, in locum demortui Guardiani Franciscanorum praeficitur. »[3]

Der damalige Lektor oder Lesemeister des Klosters, *P.* [*Ulrich*] *Guy*, ist also dem verwaisten Kloster als neuer Guardian vorgesetzt worden. Aber von wem ? Doch wohl von seinen Provinzobern, die einzig hiefür zuständig waren ? O nein, sondern vom löblichen Stadtrate Solothurn, wie es aus dem Ratsprotokolle und aus einem Schreiben des Rates an den Pater Provinzial der Franziskaner hervorgeht.

Das Ratsprotokoll vom 30. Oktober 1585 meldet: « Meine Herren haben Herrn Ulrichen Guy, den Lesemeister, zu einem Guardian allhier gesetzt. Soll die Praedicatur nichts desto minder versehen, bis man etwa einen andern Lesmeister bekommen kann » (S. 256).

Am 2. November zeigte der Rat dem P. Provinzial die getroffene Wahl in folgendem Schreiben an:

« Pietate et eruditione Venerando Patri ac Domino *Georgio Fischer*, Ordinis Sancti Francisci monasteriorum per Superiorem Germaniam Provinciali religiosissimo, agenti Ueberlingae: Consules ac Senatus Civitatis Solodorensis S. P. D.

Nec exercitus sine imperatore nec navis sine nauclero nec domus sine patrefamilias diu citra naufragium aut jacturam gubernari possunt. Ipsisque eremi cultoribus et monasticae vitae asseclis interdum obfuit certis caruisse Coenobiarchis sive rectoribus. Cum enim ipsa obedientia omnium religiosorum fundamentum sit, ut Regulam, ad quam vitam suam conforment, Patremque, cui obtemperent, habeant, necessum est.

In causa id fuit, ut, quum pietate et canitie Venerandus *Pater Jacobus Pontanus*, Franciscanus, familiae nostrae in Urbe existentis, dum viveret, praefectus, aliquot ante hebdomadas multo senio confectus hac ex vita maximo sui civibus relicto desiderio emigrasset, ipsamque Domum veluti

[1] Das Original in der Stadtbibliothek Soloth. Eine Abschrift des ersten Teiles (1572-1593) im Staatsarchiv daselbst.

[2] Fol. 344 des Originals. — Im Ratsmanuale von Soloth. ist eine darauf bezügliche Ratserkenntnis überschrieben mit: « Obitus incomparabilis Domini Guardiani » (S. 206).

[3] Fol. 346.

parente suo orbam reliquisset, confestim de alio Guardiano in demortui locum sufficiendo, ne quid occasione diuturnioris anarchiae, monasterium detrimenti caperet monasticave disciplina per Ordinis tyrones sive Novitios labefactaretur, consilium inierimus.

Caeterum, quia in eiusmodi electione, cum aliarum conditionum ad eandem requisitarum, tum etiam inprimis Civium nostrorum necessario fuit habenda ratio, qui difficillimis Reipublicae temporibus, cum ob religionis dissidium, intestinum in urbe saeviret bellum ipsique fidei Catholicae hostes templis faces intentarent, post unius Dei Opt. Max. auxilium, se suis dextris, suis armis et summo vitae discrimine, monasterium hocce sartum tectumque conservasse, asseverabant, eoque nomine externis hominibus cives praeferri debere dictitabant, Venerabilem virum *Fr. Jacobum*[1] *Guyum*, qui hactenus Lectoris munere apud nos perfunctus est et sacris rostris concionando multis annis summa cum laude praefuit, cum alia ob merita, tum etiam, quod honesti civis filius esset, et res Coenobii, ob assiduam piae memoriae Guardiani conversationem, melius quam quivis alius perspectas et exploratas haberet, in demortui locum suffecimus, Reverendam Paternitatem vestram obnixe rogantes et obsecrantes, uti (sive electi meritorum ac sufficientiae, sive Civium nostrorum, qui id suo quasi jure exposcere videbantur, petitionis habita ratione) iamdictam *nostram electionem* gratam ac ratam habere, et, missa solemni ac consueta ratihabitione, eandem confirmare dignetur, quo legitime investitus, eandem dignitatem alacer obire et disciplinae suae commissos sive Sacerdotes sive Novitios commodius in officio retinere alhaque ad Ordinis et monasterii conservationem spectantia, debita cum authoritate administrare valeat, provt se impigre ac sedulo facturum esse, nobis sancte pollicitus est, modo speratus ratificationis tuae calculus, pro quo jam laboramus, accederet.

Quod superest, Dominum Deum oramus, ut R. P. T. quam diutissime conservet incolumem.

Salodoro postridie Omnium Sanctorum 1585.

Jo. Jac. de Staal, a Secretis. »[2]

Eine Antwort auf dieses Schreiben ließ lange auf sich warten. Sie erfolgte erst am 28. Dezember jenes Jahres 1585 aus Würzburg. Der Pater Provinzial dankt dem Rate für seine Sorge, die Wahl des Guardian aber kann er nicht als gültig anerkennen. Er kann sie auch nicht so ohne weiteres gutheißen, verspricht aber bald nach Solothurn zu kommen und die ganze Angelegenheit dort zu erledigen.[3]

Wegen des in Frage kommenden P. Ulrich Guy hatte der P. Provinzial schon ein Jahr früher mit Solothurn einen Span gehabt.

[1] Udalricum sollte es heißen, Jakob hieß der verstorbene Guardian.

[2] Stadtbibl. Soloth., Epistolae latinae Joannis Jacobi de Staal, vol. I p. 67-69. — Der Abdruck dieses Schreibens empfahl sich um so mehr, als es im « Copeyenbuche von 1585 » des Staatsarchives Soloth. fehlt.

[3] Staatsarchiv Soloth., Schreiben aus Deutschland.

Er, der P. Provinzial, hatte 1584, den genannten P. Ulrich, Lesemeister in Solothurn, als Pfarrer und Beichtiger nach Paradies bei Schaffhausen versetzt und ihm eine diesbezügliche Oboedienz geschickt. P. Ulrich hatte ihr aber keine Folge geleistet und « keine andere Ursache seines Ungehorsams angezeigt, als daß er von seiner weltlichen Obrigkeit zu Solothurn verhindert und aufgehalten sei worden ». [1]

Da ist es begreiflich, wenn der Provinzial keine Eile hatte, das eigenmächtige Vorgehen der Stadt Solothurn gutzuheißen. Nachträglich aber hat er doch, wohl um größeres Übel zu vermeiden, stillschweigend der Sache ihren Lauf gelassen. Nach Solothurn scheint er *damals* nicht gekommen zu sein, wie man aus einem Briefe des Rates von Solothurn an ihn, vom 8. Februar 1586, schließen kann. [2]

P. Ulrich übte das Amt des Guardian aus bis zu seinem Tode, der schon frühzeitig, nämlich am 27. April 1587, erfolgte. [3]

Sogleich zeigte der Stadtrat dem Provinzial, *P. Johann Michael*, das Ableben des P. Ulrich an und bat um einen neuen Guardian, und zwar um einen, der Solothurner Bürger wäre.

Schon am 1. Mai (1587) antwortete der P. Provinzial. Wäre er nicht verhindert, so würde er unverzüglich nach Solothurn gekommen sein, nicht nur, um einen neuen Guardian einzusetzen, sondern auch um eine gute und erwünschte Reformation und klösterliche Disziplin einzuführen. Er verschiebe daher die Visitation auf später. Inzwischen aber sei er gern bereit, dem Kloster nach Wunsch des Stadtrates einen Solothurner Bürger, deren zur Zeit drei seien, vorzusetzen. Und da erachte er den Herrn *Franz Meyer*, von welchem er viel gutes gehört, für den tauglichsten und bestelle ihn daher als Guardian an des Verstorbenen statt. Die Herren möchten diese Anordnung genehm halten. [4]

Dieses Mal also hatte das Kloster Solothurn schon vier Tage nach dem Ableben seines Guardians einen neuen Obern. Durch schnelles Handeln war einer weitergehenden Einmischung des Stadtrates der Riegel geschoben. Freilich nicht für immer; denn 1617 forderte Solothurn als Kastenvogt wieder ausdrücklich das Recht der Ernennung des Guardians des Franziskanerklosters. [5]

Sursee. *P. Siegfr. Wind* O. M. Cap.

[1] Staatsarchiv Soloth. a. a. O. Schreiben des P. Provinzial an den Rat von Soloth. aus Villingen, vom 8. September 1584.

[2] A. a. O. Missiven, Bd. 47, S. 82. — Aus diesem Schreiben erhellt, daß das Kloster damals nebst dem « sehr kränklichen » neuen Guardian nur noch zwei andere Patres hatte.

[3] Ephemeriden, fol. 386.

[4] St.-A. Soloth., Schreiben aus Deutschland.

[5] St.-A. Soloth., Copeyenbuch, Bd. 59, S. 180.

Saint Pierre Canisius et les horloges de Fribourg.

Saint Pierre Canisius arriva à Fribourg, le 10 décembre 1580, pour y fonder un collège. Tout en dirigeant les travaux qui devaient aboutir, deux ans plus tard, à l'ouverture de trois classes : celles des rudiments, de la grammaire et de la syntaxe, le pieux Jésuite s'adonnait avec zèle à l'apostolat. « Canisius, a dit un de ses biographes, était sans doute un mystique, puisque tous les saints le sont plus ou moins, mais il n'est pas moins pratique [1]. » Il s'aperçut vite que les Fribourgeois étaient des gens pleins de bonne volonté, mais qu'ils manquaient d'exactitude. La mesure du temps était le moindre de leurs soucis et les horloges de la ville rivalisaient d'irrégularité avec les sonneurs de la tour de Saint-Nicolas.

Le 22 décembre 1581, saint Pierre Canisius [2] attirait l'attention du gouvernement fribourgeois sur ce désordre des sonneries publiques et le priait d'y mettre fin. Le Petit Conseil acquiesça, sur-le-champ, aux vœux du Jésuite et il chargea le savant curé de ville, Sébastien Werro, d'aller vérifier le mécanisme de l'horloge de Jaquemart [3].

L'horloge de la tour de Jaquemart, au haut de la rue de Lausanne, était, au XVIme siècle, la plus importante de la ville. C'était elle qui donnait le branle ; dès que l'heure y avait sonné, les veilleurs de Saint-Nicolas faisaient fonctionner leur cloche. Un employé spécial, le *Zeitrichter*, était chargé de la surveillance et de l'entretien de l'horloge de Jaquemart [4] ; en 1581, ce poste était occupé par Dietrich Stroh [5]. Le curé Werro reçut l'ordre de le rappeler sévèrement à son devoir.

Tout alla mieux dans les sonneries pendant quelques semaines. Le 2 février 1582, déjà, un fléchissement dans l'ordre se produisit : l'un des veilleurs de Saint Nicolas, Georges Benedict, omit de frapper plusieurs heures. Interrogé sur l'irrégularité de son service, Benedict crut se justifier en avouant qu'il s'était endormi. Il fut condamné à un jour de cachot [6].

Cette punition, qui devait servir d'exemple, n'eut pas un effet très long et la question de la négligence des sonneurs revint souvent, dès lors,

[1] J.-B. Jaccoud, *Notice sur le Collège St-Michel de Fribourg*, Fribourg, Imprimerie Saint-Paul, 1914, p. 19.

[2] Cette intervention du saint n'a pas été mentionnée par ses biographes.

[3] AEF. (= Archives de l'Etat de Fribourg), *Manual N° 122*, 22 décembre 1581 : « *Zyttrichter uff Jackemar. Allsdann der herr P. Canisius gewahr worden, wie die uren so unzyttlich unnd ungrympt schlahen, ist angesehen herren Basthian Werro, den kilchherren, anzekheeren, das er, alls des himmelslouffs unnd abtheillung der stunden, tagen, etc. verstendig, uffsehens habe, das die uhr uff Jaquemard recht unnd zu gepürender zytt schlahe, mit gwaltgebung den zyttrichter daselbs, welchem die uff S. Niclaus thurn unnd ander nachvolgen sollen, nach notturfft zewarnen unnd manen.* »

[4] AEF. Dépôt de la commune de Fribourg, *Eidbuch*, f. 52 verso.

[5] AEF. *Besatzungsbuch, N° 12*, f. 157 verso.

[6] AEF. *Manual N° 123*, 3 février 1582.

à l'ordre du jour. La Chambre secrète, elle-même, s'en occupa dans sa séance du mardi de Pentecôte 1583. La plupart des gardiens de nos tours, dirent Messieurs les Secrets, sont des gens peu capables ; les candidats qui se présentent pour occuper ces postes sont aussi médiocres que le salaire qui leur est octroyé. En améliorant la situation matérielle des sonneurs, on arriverait sans doute à trouver des employés plus qualifiés et à obtenir d'eux un travail régulier [1].

La suggestion parut bonne au Conseil des Deux-Cents qui vota, le 1er août 1583, une augmentation de traitement à tous les sonneurs et gardiens des tours. « Notre mesure, dit le texte officiel, doit engager tous ces fonctionnaires à accomplir leur devoir avec zèle ; si l'un d'entre eux fait preuve de négligence, il sera immédiatement destitué et nous pouvons espérer que des candidats se présenteront pour occuper ce poste vacant, sans que nous ayons besoin d'aller les chercher [2]. » Tel fut le résultat final de l'intervention de saint Pierre Canisius au sujet des horloges de Fribourg.

Jeanne Niquille.

St. Burkard, St. Felix und Regula und St. Karl Borromeo auf Glasgemälden von Michael Müller in Zug.

Bilder von Heiligen auf Glasgemälden galten von jeher als Zeugen hoher Verehrung sowohl von Seite des Bestellers als für den Standort der Fensterstiftung. Sie stehen hinsichtlich ihrer materiellen Wertschätzung ungefähr auf gleicher Linie wie die aus Edelmetall gefertigten Heiligenfiguren. Glasmaler *Michael Müller* von Zug, ein vielbeschäftigter und geschätzter Meister, der seine Werke signieren durfte, hat viele Produkte seines Kunstfleißes mit den himmlischen Patronen ihrer Besteller geschmückt. Wir wissen dies bestimmt aus einer ganzen Reihe von Erzeugnissen seiner Werkstätte, die glücklicherweise noch im Original verhanden sind [3] oder wenigstens im Bestellbuch näher beschrieben werden. Dieses Buch im Besitze der Stadtbibliothek Zug beginnt mit 1651 und wurde nach dem Tode des Meisters im Jahre 1682 von seinem Sohne *Franz Joseph Müller* bis 1686 fortgeführt († 1713). Nach einer längern Pause benützte Johann Melchior Zürcher, der letzte Glasmaler des Zugerlandes, das nämliche Buch zum Eintrag seiner zwischen 1732 und 1757 erstellten Werke. [4]

[1] AEF. *Projectbuch K, Pfingstmontag 1583,* Législation N° 56.

[2] AEF. *Manual N° 126,* 1er août 1583.

[3] Sammlung Lord Sudeley, München 1911, S. 81-94. Steigerungskatalog mit Einleitung von Dr. H. Lehmann. Mit dieser Sammlung kamen 1911 in München auch viele Glasgemälde von M. Müller zur Versteigerung, die abgebildet sind ; 1912 folgten daselbst weitere Versteigerungen.

[4] Siehe *Wymann,* Johann Melchior Zürcher, der letzte Glasmaler des Zugerlandes. Zuger Neujahrsblatt 1932. Mit zwei Abbildungen von Wappen aus den Jahren 1736 und 1757.

Von *St. Burkard* durfte man zum Voraus erwarten, daß der Besteller aus dem Mittelpunkte seines Kultes, aus Beinwil, stamme; aber auch Eschenbach ist vertreten. Ein Stifter trug den Namen Burkard.

St. Felix und Regula waren als Siegelbilder und Stadtpatrone von Zürich bis zur Reformation auf vielen Glasgemälden zu finden und sie erschienen aus alter Gewohnheit auch nach der Glaubensänderung noch hie und da auf Wappenscheiben in den Eckstücken. Aber außerhalb Zürich kamen solche wertvolle Dokumente des Kultes nicht mehr vor. Es überrascht daher nicht wenig, noch im Jahre 1660 eine runde Scheibe (Monolith) mit dem Bilde der Zürcher Stadtheiligen geziert zu sehen. Wieder ist es ein Verehrer seines Namenspatrones, der diese Bestellung machte und der es leicht gehabt hätte, seinen Patron unter den vielen andern hl. Felix auszulesen, jedoch den nächstgelegenen heiligen Namensträger allen übrigen vorzog.

Karl Borromeo, der heilige Kardinal und Erzbischof von Mailand, erfreute sich schon zu Lebzeiten und nach seinem Tode erst recht einer ausgedehnten Verehrung in der katholischen Schweiz. Sogar das von Zug weit abgelegene Land Pomatt ist durch vier Halbbögen im Bestellbuch Müllers vertreten, wofür der Künstler vier Ellen Ratstuch als Bezahlung vereinbarte. Halbbögen und Wecken (Weggen) sind die damals üblichen Größenbezeichnungen für Glasscheiben.

I. St. Burkard.

1. Unßere liebe Frau mit den siben Hertzleid. In der Miti oben *St. Burchart*, St. Vilipp. Unden St. Peter und Paul.

Vilipp Buoher, der Zit Kilchmeyer zuo Beywill und Frau Barbara Sachs, sein Hußfrauw. Ein Buoh Waben. (ohne Wappenskizze; ziemlich sicher von 1679.)

2. Burckhart Mattman, Amptsbanermeister zu Eschenbach. Frau Anna Otigerin.

S. Burkhart, S. Anna, Unsere liebe Frau in der Mitty. (Ungefähr 1680 mit doppelter Wappenskizze.)

II. St. Felix und St. Regula.

Ein rundi Schiben große; in der mitti die muotter gottes Maria mitt irem kindli Jesus; nebet *s. Felix und Regula.* Unden der namen Felix Wyß, fürsprech zuo Hünnenberg und fr. Anna Schiffmanin, sein eheliche hußfrauw, 1660.

Die Wappenskizze zeigt in Blau so etwas wie eine abwärts gekehrte weiße Speerspitze oder Spitzschaufel über einem grünen Dreiberg.

III. St. Karl Borromeo.

1. Ein halbogen, in der mitti unser liebe frauw mitt dem kindli Jesus in der sunenn, oben s. Jacob und s. *Carli* und waben.

Jacob Schuomacher und fr. Anna Kalberi. Nicolaus und Wolffgang Schuomacher, jre sün, anno 1657, Sarganserlandt.

2. Ein wegen. Oben im ersten gehüß st. Werneruß, sitzent bey villen wilden thiren, bären, laüwen, digerthier, allerli raubthieren.

Im andern ein wiltnus oder hölle, wie sie st. Werneruß thod darin werfit. Kumbt ein engel, zünt ein liecht bey seinem heilligen lichnam an. Unden an den gehüsen verli (!) latinisch.

Bim ersten: Wernerus in feras incidit,

im andern: Werneri jnnocentia divinitus detegitur,

in der mitti der heilige martir s. Wernerus, wie ine die Juden geislet.

Er sole vierzechen jerig seinn. Oben ein engeli mitt einem palmzwey und sig krentzli nebent s. *Carli* und s. Franciß.

Unden ein priester knüwete und der namen.

Uber mitteltheil: S. Wernerus ora pro herr Wernherr Pfil, SS. Th. D. der zeitt pfarherr bey s. Anna uf dem Steinerberg anno 1653.

3. Widerum einer anno 1661, ein wegen wie der pfarherr von Egeri hett, die heilige meß sambt den versen, wie die seelen uß dem fegfeür erlöst werdent. In diesem nebent s. Werneruß für s. Francis ein jüngling vierzechen järig mitt einem sig krentzli uf dem haupt, in einer hand ein schwertt, in der anderen ein palmzwey, oben gehüsli wie die ersten.

(Wappenskizze und darunter ein kniender Priester mit einem Rosenkranz in den gefalteten Händen. Am Boden ein Biret. Bemerkung: brunen bart).

4. Ein wegen groß unßer liebe frauw in der sunnen nebet st. Jacob und *st. Carl.*

Oben der schutzengel und st. Wendel. Ohne Wappenskizze.

5. Hr. Carl Hegli des fürstlichen gottshauß Einsidlen aman und fr. Anna Maria Haffnerin.

Ein rundi schiben, in der miti *st. Carli* und st. Anna. Skizze des Allianzwappens.

6. Ein rundi grosi schiben. In der miti *st. Carli* und st. Joanes.

Hanß Carli Stutzer 1672. Mit Wappenskizze. Auf den hl. Karl bezieht sich offenbar die durchgestrichene Weisung: wie er vor dem alter knüwet.

7. In der miti die crützigung Cristi. Nebet *st. Carl* st. Andoni.

Im andern die heiligen dry künigen, wo oben die wienacht ist. Bey der crützigung ist oben st. Heinrih.

(Unterschrift): Das landt Buvmatt jm Eschenthall. Italienisch geschriben, 1679.

In einem die himelfart Marie, oben sind engel uff beiden siden.

In einem die ablosung Cristi, wie unser liebe frauw unser hergott uff der schoß hett mit den schwertern, oben der Joanes ist. Es söndt 4 halbögen sein, der namen sol jtalienisch sein. In allen nebet *st. Carl* und st. Andoni. Sol uff miti Meyen gemacht sein. Sol 4 ell rathsduoch bringen. (In der Wappenskizze ein Adler.)

Eduard Wymann.

REZENSIONEN. — COMPTES RENDUS.

Pastor, Ludwig Frh. v. *Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters.* I. Bd. : **Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance bis zur Wahl Pius' II.** *(Martin V., Eugen IV., Niklaus V., Kalixtus III.)* 10. u. 11., unveränderte Aufl. Freiburg i. B. (Herder) 1931. LXII u. 888 S. 21.60 Mk. ; geb. 25.20 u. 27.80.

L'Histoire des Papes de Pastor ayant commencé à paraître en 1886, alors que la *Revue d'histoire ecclésiastique suisse* ne date que de 1907, on s'expliquera pourquoi les cinq premiers volumes de la collection n'ont pas été l'objet, ici, d'un compte rendu, à l'exception du premier et de la première partie du troisième, qui ont paru, il y a quelques années, en édition remaniée. La maison Herder nous ayant cependant fait parvenir récemment les volumes dont il n'a pas encore été question dans notre périodique, nous les présenterons successivement à nos lecteurs, qui s'expliqueront dès lors l'apparition tardive de ces comptes rendus.

Nous commençons aujourd'hui par le tome I, dont la 5me-7me édition a déjà fait l'objet d'une recension dans cette revue (t. XX, 1926, 146 sq.). Il a paru, depuis, en 8me et 9me édition en 1926, et en 10me et 11me en 1931. Le texte cependant, depuis 1925, n'a pas été modifié et c'est pourquoi, sans parler à nouveau du contenu de l'ouvrage, nous nous contenterons de faire quelques remarques et de dire un mot de certains travaux récents ayant trait à la même période de l'histoire ecclésiastique.

Après le développement donné, dans les derniers volumes de l'*Histoire des Papes*, à plusieurs pontificats, les chapitres détaillés consacrés à certaines controverses théologiques, on est agréablement surpris de trouver condensés, dans ce volume, un siècle et demi de l'histoire de l'Eglise. Pastor y résume en effet, en 150 pages, la période des Papes d'Avignon et le Grand Schisme, pour n'aborder qu'au Livre II, soit avec les règnes de Martin V et d'Eugène IV, et surtout au Livre III, avec le pontificat de Nicolas V, suivi de celui de Callixte III, le véritable domaine de ses recherches.

On n'ose plus présenter aujourd'hui les Papes d'Avignon comme une phase sans relief et sans vie, appauvrie parce que exclusive, et comme une sorte de brisure dans le développement de la Papauté. Ce fut, au contraire, une période brillante, caractérisée, à côté de tendances fâcheuses, par des initiatives bienfaisantes, et la cour d'Avignon fut beaucoup moins exclusivement française qu'on ne serait, à priori, tenté de l'imaginer : les Orsini, les Colonna et d'autres familles romaines y fréquentaient assidûment, et Pétrarque, le détracteur des Papes d'Avignon, qui cependant, pour la première fois, avaient, en sa personne, confié à un humaniste les fonctions de secrétaire pontifical, savait bel et bien, selon la remarque de Pastor, se résoudre à habiter la cité des bords du Rhône lorsqu'il s'agissait pour lui d'obtenir quelque nouvelle prébende. L'expression de « Captivité

de Babylone » dont il se servait pour caractériser la période avignonnaise est, de l'aveu de M. Wenck, que Pastor ratifie entièrement, une exagération, une formule vraie tout au plus pour Clément V, et encore seulement pour une partie de son pontificat.

Une certaine docilité des Papes d'Avignon à l'égard de la monarchie voisine et des Anjou, qui régnaient en Provence, était inévitable. Encore faut-il ne pas oublier que c'était pour échapper aux prétentions des empereurs allemands que leurs prédécesseurs avaient naguère fait appel à Charles d'Anjou. Celui-ci, il est vrai, ne tarda pas à manifester des tendances impérialistes absolument semblables à celles des Hohenstaufen. Philippe le Bel, à son tour, fit alliance avec les Gibelins d'Italie qui, de leur côté, lorsque les Papes s'établirent à Avignon, appelèrent un empereur.

Tout le monde en convient — et le récent historien du concile de Vienne, le P. Ew. Müller *(Das Konzil von Vienne*, Aschendorf, 1934) insiste dans le même sens — Clément V, excusé il est vrai par son état maladif, fit preuve d'une déplorable faiblesse. Loin de tirer du conflit qui avait conduit Boniface VIII à la tombe les conclusions qui auraient dû dicter son attitude vis-à-vis du roi de France, l'ancien archevêque de Bordeaux tremblait devant Philippe le Bel. Sans parler de la lamentable affaire des Templiers, il commit la lourde faute de laisser accuser Boniface VIII d'immoralité et de complicité pour l'Averroïsme, et s'il suspendit ensuite le procès, il n'osa point cependant punir les accusateurs.

Dans ces conditions, les rapports entre la Curie pontificale et la monarchie se modifièrent naturellement dans le sens d'un apaisement. M. Pocquet du Haut-Jussé *(Mélanges Dufourcq*, 1932) a montré que Philippe le Bel avait surtout reproché à Boniface VIII (qui ne faisait en cela que généraliser ce qu'avaient pratiqué déjà Nicolas III et Martin IV) de se réserver, théoriquement d'abord dans la bulle « Ausculta fili », puis pratiquement, la collation des bénéfices dans les cathédrales et dans les monastères. Les protestations du roi de France cessèrent immédiatement lorsque les Papes d'Avignon, obligés de subir son contrôle, eurent désormais la préoccupation de ne pas le mécontenter.

Dans ce sens-là, on doit reconnaître que la Papauté, comme le dit Pastor, revêtit à Avignon un certain caractère français. Les autres nations, qui exagéraient encore la nature de ces concessions, réagirent, au détriment, cela se conçoit, de la force qu'aurait dû conserver le Saint-Siège, aux dépens aussi, en fin de compte, de la vie religieuse parmi les peuples chrétiens. Il ne faut pas néanmoins faire des Papes d'Avignon des instruments aveugles et passifs entre les mains du roi de France. Pastor en convient très nettement. Il ajoute cependant que « tous furent, plus ou moins, dépendants de la monarchie française » (p. 68). Il est permis, avec M. Mollat, l'historien des Papes d'Avignon — dont les travaux sont d'ailleurs souvent cités par notre auteur — de trouver ce jugement excessif : Jean XXII fit preuve d'une réelle indépendance vis-à-vis du roi de France ; Benoît XII, pour empêcher la guerre avec l'Angleterre, contrecarra plus d'une fois la politique de Philippe VI, et le fait que, vers la fin de la période avignonnaise, les conflits entre les deux pouvoirs allèrent en se multipliant, montre bien

que les complaisances et la servilité de Clément V avaient fait place, chez ses successeurs, à d'autres dispositions.

Pastor accentue trop la docilité des Papes d'Avignon vis-à-vis du roi de France. Par ailleurs, il ne souligne pas assez les raisons qui les ont obligés à prolonger leur absence loin de Rome. Clément V projeta dès sa nomination, et encore vers la fin de son règne, d'aller se fixer dans la Ville éternelle. Il avait choisi Vienne en Dauphiné comme lieu de son couronnement afin d'y attirer, avec le roi de France, celui d'Angleterre et de pouvoir les réconcilier (Boniface VIII avait déjà désiré venir en France dans le même but). Dans la suite, les entrevues fixées avec Philippe le Bel, l'arrestation des Templiers, le choix de la ville de Vienne pour la tenue du concile, le désir de ménager le roi de France, dont le concours était indispensable pour la Croisade, obligèrent Clément V à renvoyer à plus tard le départ pour l'Italie. Il fut du reste un perpétuel voyageur, qui résida très peu à Avignon, mais plutôt dans les villes et les châteaux du Comtat-Venaissin. Jean XXII, lui aussi, songea sérieusement à reprendre le chemin de la Péninsule. Il avait choisi Bologne comme résidence provisoire, mais dut renoncer à se rendre dans cette ville, après qu'une révolution y eut éclaté. Benoît XII, Pastor en convient, envisagea la même solution, mais une nouvelle émeute à Bologne l'empêcha encore de la réaliser. D'autre part, durant le conflit avec Louis de Bavière, le Pape devait s'assurer le roi de France, qu'inquiétaient ces velléités de départ. Quant à Urbain V, ce n'est pas tant le mal du pays, comme le veut Pastor, qui le poussa, après qu'il se fut installé à Rome, à rentrer à Avignon, mais l'hostilité rencontrée dans la péninsule dès son arrivée. Déjà, en effet, en été 1367, à la mort du cardinal Albornoz, qui seul aurait eu la fermeté nécessaire pour contenir les éléments de désordre, le Pape fut assiégé à Viterbe, et il le fut de nouveau, dans la même ville, où il avait dû se réfugier, au début de 1370, appelant en vain l'empereur d'Allemagne à son secours. Grégoire XI enfin avait, lui aussi, à peine regagné Rome, que les troubles recommençaient : l'insurrection contre le Pape, après avoir débuté à Florence, atteignait les États de l'Église, en partie, il est vrai, à la suite des fautes commises par le personnel français au service de la Papauté, et surtout après le massacre de Césène, ordonné par le cardinal Robert de Genève. Grégoire XI se réfugia à Anagni et songea sérieusement à repartir pour la France. En d'autres termes, ce sont surtout les émeutes continuelles en Italie qui, après avoir contraint les Papes à quitter la Ville éternelle, les empêchèrent d'y rentrer.

On a coutume d'attribuer pour une large part à l'influence de sainte Catherine de Sienne le retour de la Papauté à Rome. Il faut probablement en rabattre un peu, depuis la publication des ouvrages de M. Fawtier[1]. Cet historien soutient que Raymond de Capoue, le confesseur de la sainte,

[1] On est en droit de s'étonner que Pastor ne les utilise pas. Le deuxième volume, il est vrai, ne date que de 1930, mais le premier, qui parut déjà en 1921, n'est que signalé dans une parenthèse introduite dans une note de la page 54. A part cela, Pastor ne cite de Fawtier (il écrit Fowtier, p. 101, n. 4) que deux articles, antérieurs à ces deux ouvrages.

a exagéré le rôle politique de sa pénitente, et que, pour tracer son portrait, il faut s'en tenir exclusivement aux lettres qu'elle dictait — car elle était illettrée — à ses secrétaires. Cette thèse, qui modifie la physionomie traditionnelle de sainte Catherine, pour en faire simplement une religieuse mystique et fervente (et que M. Fawtier essaye en outre de vieillir de dix à douze ans), est évidemment trop radicale. Sainte Catherine de Sienne a exercé une large influence non seulement sur son entourage immédiat, mais encore sur un grand nombre d'âmes et même sur l'art de son temps. Il n'en est pas moins vrai que lorsqu'elle vint plaider à Avignon devant Grégoire XI, dans la pensée du Souverain Pontife, le retour à Rome était déjà décidé. « Si Grégoire XI, écrit Pastor, résistant victorieusement aux sollicitations de son entourage et du roi... finit par exécuter un plan depuis longtemps arrêté, cela est dû, sans hésitation possible, aux paroles enflammées que Catherine de Sienne lui adressa. Elle n'a pas créé cette résolution chez Grégoire XI, mais elle a essentiellement collaboré à sa réalisation » (p.113). Dans cette phrase, le mot « essentiellement », tout au moins, est de trop.

Parmi les reproches que sainte Catherine eut la franchise et le courage d'adresser au Pape, se trouve celui d'une recherche exagérée des ressources matérielles. La fiscalité de la Cour pontificale, qui atteignit, on le sait, son apogée à Avignon, contribua beaucoup plus qu'on ne le croit d'habitude, note très justement Pastor, à diminuer le prestige du Saint-Siège. Encore fait-il observer que les décisions prises dans ce sens étaient moins une innovation que le développement, poussé à des limites encore jamais atteintes, de mesures déjà existantes, et dont l'une ou l'autre, les annates en particulier, frappaient aussi maintenant le bas clergé.

Au sujet de Marsile de Padoue, il faudra citer désormais les deux volumes de M. G. de Lagarde *(La naissance de l'esprit laïque au déclin du moyen âge*, t. I : *Bilan du XIII*me *siècle ;* t. II : *Marsile de Padoue ou le premier théoricien de l'Etat laïque*, 1934) qui confirment le jugement sévère porté sur cet audacieux sectaire, ce négateur non seulement de la Papauté, mais de toutes les prérogatives de l'Eglise, ce rationaliste qui mettait en doute l'immortalité de l'âme, et qui, appuyé sur les textes du Nouveau Testament, qu'il connaissait fort bien, malgré une indifférence religieuse affectée, mais qu'il interprétait à sa manière, s'acharna à nier les bases mêmes du catholicisme.

Du Grand Schisme, Pastor expose assez minutieusement les débuts, mais il passe plus rapidement sur les années qui ont suivi, jusqu'au concile de Pise. Il n'est évidemment plus personne aujourd'hui pour soutenir la légitimité des Papes d'Avignon à l'exclusion de ceux de Rome, mais certains historiens français estiment encore que le doute est du moins permis. M. Seidlmayer, le collaborateur de M. Finke, le dernier qui se soit occupé de la question, conclut à la légitimité incontestable d'Urbain VI : les cardinaux qui, lentement et non sans hésitations, se sont séparés de lui, sous l'influence du cardinal d'Amiens et de Robert de Genève, mais par suite aussi, on le sait, des lamentables écarts de caractère dont fit preuve le nouveau Pape, assez vite après sa nomination, n'ont commencé qu'après

coup à douter de la validité de l'élection et à soutenir qu'elle s'était faite sous l'empire de la frayeur. Or, à supposer que la peur eût restreint leur liberté, ils n'avaient, après le conclave, qu'à déclarer la nomination nulle et à recommencer, alors que, au contraire, pendant des semaines et même des mois, ils l'ont, par leur attitude, nettement ratifiée.

C'est exactement la thèse que soutenait le chanoine Salembier. Son livre n'a pas été bien accueilli par nombre d'historiens français qui s'appuient encore avant tout sur Noël Valois. Pastor cite beaucoup ce dernier et est loin de méconnaître l'importance et les mérites de ses travaux ; mais il lui reproche, avec raison, de vouloir trop laver le roi de France et surtout les cardinaux de toute responsabilité quant à la scission. On ne peut tout de même s'empêcher de trouver que l'historien des Papes exagère en recherchant la cause du schisme, d'un côté dans la crainte, chez le roi de France, de voir le Pape échapper à son influence, et de l'autre dans le luxe et le relâchement des cardinaux français, assoiffés d'argent, hostiles à tout essai de réforme et désireux de rentrer sur les bords du Rhône après avoir constaté l'état de désolation dans lequel était tombée la Ville éternelle. Il n'y aurait pas eu de schisme, dit Pastor, si Urbain VI avait adopté les vues de ces cardinaux mondains au lieu de leur tenir tête. En réalité, on le sait, et notre auteur le reconnaît, Urbain VI a fait preuve d'entêtement et d'autre chose encore, et si le roi de France avait revendiqué la résidence du Souverain Pontife dans son royaume comme la question pour lui primordiale, il n'aurait pas été le premier à abandonner le Pape d'Avignon par la soustraction d'obédience. Quant aux cardinaux français, ils ont été guidés surtout par l'ambition et n'ont cherché qu'après coup des raisons pour légitimer leur volte-face.

Pastor n'est pas tendre pour le concile de Pise, convoqué et guidé, dit-il, par la France, et dont le résultat fut nul, aussi bien pour la réforme que pour la question du schisme. Effectivement, c'est sous l'influence de la cour française et de l'Université de Paris que plusieurs nations se sont détachées des deux Papes et qu'Alexandre V fut élu ; mais c'est dire, encore une fois, que tout ne s'explique pas par le désir de Charles VI d'assurer son emprise sur le Chef de la Chrétienté en le voulant français.

Notre auteur s'égaye, avec plus de raison, de voir Noël Valois vanter les mérites de la France au concile de Constance. Charles VI, dit-il, fit preuve de peu d'enthousiasme à l'égard de cette assemblée, qui fut un succès pour l'Allemagne et pour l'Angleterre, mais une défaite pour la France. Cette dernière a cependant aussi contribué à ramener l'union dans l'Église, ne serait-ce qu'en écartant la proposition allemande de confier, pour cette fois, la nomination du Pape à des représentants de chaque nation, à l'exclusion des cardinaux. On risquait de la sorte, comme le note M. Georges Goyau, d'avoir un pontife dont le Sacré Collège ne voudrait point. On combina les deux propositions et, du mode d'élection préconisé par la France, sortit, au conclave, le Pape Martin V. Et puis surtout, il ne faut pas oublier que l'histoire définitive du concile de Constance reste encore à écrire, et qu'elle pourra l'être, maintenant que M. Finke a terminé, par un quatrième volume, paru en 1928, la publication, depuis longtemps

commencée, des actes ayant trait à la préparation et à la tenue de cette célèbre assemblée.

Pastor avoue (p. 204, n. 1) avoir porté, dans sa première édition, sur la moralité de Jean XXIII, un jugement trop favorable qu'il retire aujourd'hui : une bulle d'Alexandre V parle, en effet, d'un fils naturel reconnu et d'une fille de Balthasar Cossa.

A propos de saint Vincent Ferrier, il faudra citer les deux biographies de l'illustre prédicateur parues simultanément en 1924 : celle du Père M. M. Gorce, en français, et celle du P. Sigismond Brettle, en allemand. Le premier, en faisant un peu de son héros la cause principale de la cessation du schisme et en lui prêtant des vues d'intellectuel et de réformateur social, exagère son importance ; le second, plus critique, ne vise certes pas à grandir saint Vincent, dont il prétend d'ailleurs moins raconter la vie que présenter les écrits. Il faudra maintenant renvoyer encore à une étude de M. Finke (*Die Quaresma-Predigten 1413 des hl. Vicente Ferrer*, Festschrift G. Schnürer, 1930, 24-38) qui maintient, contre le P. Brettle, que c'est brusquement et non pas insensiblement que saint Vincent a abandonné l'obédience du Pape français, et qui, de 53 sermons, prêchés à Valence pendant le carême 1413, conservés en catalan et publiés, en 1927, par le chanoine Joseph Sanchis Sivera, extrait des données qui permettent de préciser quelques dates de la vie de notre saint : on admet d'ordinaire que Vincent ne se trouvait pas à Avignon avant l'élection de Benoît XIII, en 1394. En réalité, il y était déjà en 1392, si ce n'est même plus tôt, et il quitta définitivement Valence, sa patrie, non pas seulement en juin ou juillet 1413, mais le mercredi de Pâques de la même année.

A la page 213, n. 3, la fuite de Benoît XIII pour Peniscola est placée, par erreur, en 1425 (au lieu de 1415).

Le portrait de Martin V pourrait être plus nuancé. A Florence, où il séjourna plus d'un an avant de pouvoir rentrer à Rome, il laissa l'impression d'un homme dont la bonté n'était pas la qualité dominante et d'un caractère qui n'était pas exempt d'une certaine morgue aristocratique, tandis qu'Eugène IV, qui resta six ans dans la même ville, y fut, au contraire, très aimé.

Pastor parle, à propos de Martin V, du « banditisme, qui a, de tout temps, joué un grand rôle dans l'existence des peuples d'origine latine » (p. 237). Notre auteur est mort trop tôt pour pouvoir constater que cette spécialité semble, de nos jours, passer à d'autres races.

Au sujet de saint Bernardin de Sienne, il conviendra de citer l'excellente traduction française que Mme Vaussard, sous le pseudonyme de François Benedict, a donnée principalement du carême prêché à Sienne en 1427 (*Saint Bernardin de Sienne. Enseignements et apologues*, Perrin 1923). Par ailleurs, la veuve de M. Paul Thureau-Dangin a réédité, mais sans y apporter de retouches, le livre de son mari, paru en 1896, la meilleure vie que nous possédions du célèbre orateur. On a seulement reproché à M. Thureau-Dangin de ne pas faire suffisamment ressortir ce que saint Bernardin est demeuré avant tout : un frère mineur.

Pastor regrette (p. 686) qu'il n'existe pas encore de bonne biographie

de sainte Françoise Romaine. On pourra mentionner désormais le gros volume de Mme Berthem-Bontoux (*Sainte Françoise Romaine et son temps*, Bloud, 1931, LX-553 p.), mais sans prétendre que la lacune soit comblée. Mme Berthem manque en effet de critique. Elle est, en outre, beaucoup trop prolixe et a le tort d'introduire dans son récit, comme pour l'allonger encore, de nombreux extraits des biographies antérieures, au lieu de remonter directement aux sources et de sacrifier tout le reste. Elle ignore par contre, à une exception près, les études, celles-là importantes, de Dom Lugano, abbé de Santa-Maria-Nuova.

L'exposé que Pastor donne du concile de Bâle est trop abrégé ; il présente des lacunes et manque un peu d'ordre et de clarté. On le complétera avantageusement par l'article de Mgr Baudrillart dans le *Dictionnaire de théologie catholique*, travail postérieur au premier volume de l'*Histoire des Papes*, lequel y est utilisé. Pastor souligne, avec raison, que les Français ont joué à Bâle un rôle rien moins que glorieux ; mais est-il juste d'ajouter que leur but, en déposant Eugène IV, était de ramener la Papauté à Avignon? N'oublions pas que Charles VII ne reconnut jamais Félix V — le candidat du cardinal Aleman cependant — et que les ecclésiastiques français auxquels le Pape de Bâle offrit la pourpre, la refusèrent. Il faut au reste ne pas oublier que, sur les prérogatives du Souverain Pontife, les idées mêmes du cardinal Cesarini, légat d'Eugène IV au concile, n'étaient pas irréprochables et que Nicolas de Cues, au début, soutenait, lui aussi, la supériorité du concile, exigeant le consentement de l'Eglise pour que les décisions pontificales eussent force de loi, et réduisant le rôle du Pape, qu'il respectait d'ailleurs, à une simple fonction administrative. C'est dire qu'il appartenait également au parti conciliaire avant d'embrasser la cause du Souverain Pontife et de devenir l'ardent défenseur d'Eugène IV, quels que soient d'ailleurs les motifs de ce changement d'attitude (cf., à ce propos, pour et contre l'explication donnée par M. Vansteenberghe, la *Revue d'apologétique*, t. 38, p. 752, et la *Revue des sciences religieuses*, 1921, p. 426). Au surplus, ici encore, il conviendra d'attendre, pour faire une définitive mise au point, l'achèvement de la publication des actes du concile de Bâle.

Sur Félix V, il faudra naturellement, dans une nouvelle édition, citer la thèse du regretté Joseph Stutz, parue ici même en 1930. Dans ce travail, écrit dans une langue un peu difficile, mais bien présenté et intéressant, l'auteur a utilisé principalement les travaux existants et entrepris un certain nombre de recherches dans les archives. D'autres restent à exploiter, mais sur plusieurs points déjà, notamment en ce qui concerne les dernières années de l'antipape, M. Stutz corrige les données de Pastor.

La vie de saint Antonin, publiée dans la collection « Les Saints » par M. Masseron, mérite d'être signalée. L'auteur, franciscanisant réputé, mais, il le prouve par ce volume, non moins versé dans les questions dominicaines, a utilisé la biographie de l'archevêque de Florence que M. l'abbé Morçay a fait paraître à Paris en 1020. Critique sans exagération, il sait faire valoir un texte et lui arracher tout son contenu ; il excelle à reconstituer un milieu, à le rendre vivant, et il émaille son récit de réflexions heureuses, un peu ironiques parfois.

Il y a une redite (p. 564 et 569) au sujet des efforts de Nicolas V pour retrouver le texte primitif de l'évangile de saint Mathieu.

M. Kleo Pleyer *(Die Politik Nikolaus V.*, Stuttgart, 1927) reproche à Pastor de n'avoir pas relevé la dépendance, à cette époque, de l'Etat de l'Eglise vis-à-vis de Naples, et d'avoir trop exclusivement considéré, dans le successeur d'Eugène IV, le Mécène et le soutien enthousiaste de la Renaissance. Avec plus de raison, semble-t-il, on peut regretter que Nicolas V, désabusé sans doute par les expériences décevantes faites par ses prédécesseurs dans leurs essais de rapprochements avec les Grecs, n'ait pour ainsi dire rien fait pour empêcher la chute de Constantinople. Dans les pages qu'il consacre à ce grave événement, Pastor lui-même nous paraît un peu dur et même injuste pour les Byzantins.

On a reproché à l'auteur de l'*Histoire des Papes* ses préventions contre la France. Elles existent, et plus spécialement dans ce premier volume, mais on pourra difficilement demander à une réédition de les faire disparaître. Par contre, on devra, à la suite des nombreux travaux parus, corriger certaines inexactitudes de détail, nécessairement plus nombreuses dans ce tome Ier, étant donnée l'ampleur de la matière qu'il embrasse.

L. Wœber.

Quellenwerk zur Entstehung der Schweizerischen Eidgenossenschaft. I. Urkunden, Band 1. Aarau/Leipzig. Verlag H. R. Sauerländer & Cie. 1933. Gebunden Fr. 56.

Das monumentale Quellenwerk, das die Allgemeine Geschichtforschende Gesellschaft der Schweiz herausgibt [1], bietet auch der Kirchengeschichte der Schweiz, ganz besonders der Innerschweiz, reichen Stoff und feste Grundlagen. Was seit 1844 der Geschichtsfreund der V Orte — heute auf 89 Bände angewachsen — und im Jahre 1891 « Die Anfänge der Schweizerischen Eidgenossenschaft », verfaßt auf die Jahrhundertfeier des ewigen Bundes von 1291 von Professor Dr. W. Oechsli, und eine große Zahl von Fachschriften und Publikationen an Urkunden und Urkundenregesten aus der Dunkelheit der Archive und des Privatbesitzes hervorgezogen und an das Licht der Öffentlichkeit gebracht haben, ist im ersten Bande dieses Quellenwerkes bis zum Ende des Jahres 1291 einheitlich zusammengestellt und reich vermehrt. Aus den 361 Nummern Oechslis sind 1695 Nummern geworden. Sie füllen einen Band von 891 Seiten. Was bisher an vielen und schwer erhältlichen Fundorten zerstreut war, ist hier bequem und übersichtlich vereinigt ; einige Dutzend Urkunden sind hier zum erstenmal gedruckt. Vielfach sind sie kirchlichen Charakters und haben sich auch in den kirchlichen Archiven erhalten, in den Kloster- und Stifts- und Pfarrarchiven. Es zeigt sich gerade in dieser großartigen Sammlung von Urkunden, wie ärmlich und kläglich die Geschichtforschung

[1] Herausgegeben von der Allgemeinen Geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz.

in unseren Gegenden daran wäre, wenn nicht diese kirchlichen Stellen für die Aufbewahrung und Erhaltung der Urkunden seit Jahrhunderten gesorgt hätten. Es ist leider auch manches verloren gegangen und auch heute noch läuft es dem Freunde der einheimischen Geschichte kalt über den Rücken, wenn er Pergament-Originale aus dem XIII. Jahrhundert in holzgebauten Pfarrhäusern ohne Kassaschrank aufbewahrt sieht. Ein helles Wunder, daß sie auf unsere Zeit gekommen sind! Es ist ja ein erfreuliches Zeichen, wenn geistliche Herren solche seltene Schriftstücke gerne im Hause haben und von Zeit zu Zeit mit freundlichen Blicken anschauen; noch erfreulicher, wenn sie das ganze Pfarrarchiv schön geordnet vorweisen können. Aber wie selten ist das der Fall! Es wurde schon auf dem Katholikentag in St. Gallen vor mehr als 20 Jahren die Pflege der Pfarrarchive eindringlich empfohlen und vor zwei Jahren erhielten wir aus der Feder von Professor Dr. Wilhelm Schnyder in Luzern eine eingehende Anleitung zur Anlage der Pfarrarchive. Möge sie reichlich Anwendung finden und allseitigen Nutzen stiften!

Gewiß ist nicht jeder Pfarrer oder sonstiger geistlicher Herr in der Lage, dieses große und nicht billige Quellenwerk persönlich anzuschaffen, aber vielleicht besorgt das auf seine Empfehlung hin eine ihm nahestehende Bibliothek. Manch einer aber, der sich gerne in geschichtliche Studien vertieft und seine freien Stunden damit ideal ausfüllt, leistet es sich doch und spart die 56 Steine an einem anderen Orte ein.

Wer das Werk näher ansieht, wird staunen über die hier aufgewendete Sammeltätigkeit, noch mehr aber über die Ergebnisse der Forschung so vieler Gelehrter, die in den Anmerkungen niedergelegt sind. Das ringt auch dem Nichtfachmann Respekt ab. Dem vor zwei Jahren erschienenen ersten Bande, dessen Hauptbearbeiter T. Schieß in St. Gallen seither leider gestorben ist, wird bald der zweite Band folgen mit den Urkunden seit 1291, also aus einer Zeit, die uns schon näher liegt, als die vorhergehende. Für viele Kirchen und Pfarreien unserer Zentralschweiz werden da die grundlegenden Urkunden zum Vorschein kommen und leicht zugänglich werden. Dabei spielen natürlich auch die weltlichen Urkunden eine große und wichtige Rolle. Denn alle werfen Licht auf die dunklen Wälder der Vorzeit. Noch vielmehr wird das durch die späteren Bände mit den Chroniken und alten Rechtssatzungen der Fall sein, während die Jahrzeitbücher uns zahlreiche Personennamen und Familienzusammenhänge bringen werden.

Für den Berufshistoriker und Fachmann ist diese Publikation ein unentbehrliches Handbuch, nicht wegen seines handlichen Formates, sondern wegen der Häufigkeit, mit welcher er dasselbe zur Hand nehmen muß und kann. Er wird für die Herausgabe dieses Werkes in erster Linie dankbar sein. Inhalt und Ausstattung gereichen den Urhebern und ebenso dem Lande, das es beschlägt, zur Ehre.

Sarnen. Dr. P. *Ignaz Heß* O. S. B.

Georg Boner. Das Predigerkloster in Basel von der Gründung bis zur Klosterreform 1233-1429. Diss. phil. Basel 1934. Sonderdruck aus Basler Zeitschrift f. Geschichte und Altertumskunde, 33. Bd. 1934. 111 S.

Die Erforschung der Geschichte des Predigerordens auf dem Gebiete der Schweiz steht bis heute zurück. Seit L. Sutter die Geschichte der deutschschweizerischen Konvente im XIII. Jahrhundert auf Grund der gedruckten Quellen schrieb (1899), sind freilich wichtige Quellen zur Geschichte des Dominikanerordens in der deutschen Provinz erschlossen worden. Es ist angezeigt, hier auf die zu wenig bekannte, verdienstvolle Reihe der « Quellen und Forschungen zur Geschichte des Dominikanerordens in Deutschland » hinzuweisen. Sie enthält sehr wichtiges Material auch für die Geschichte unserer deutschschweizerischen Konvente. Wir erwähnen die Briefregister verschiedener Generalmagister des Ordens, die Schriften des ausgezeichneten Ordenschronisten Joh. Meyer, bedeutend für die Geschichte der Reformbewegung im XV. Jahrhundert, und möchten insbesondere auch die vorzügliche Arbeit von Prof. P. Gabriel Löhr über die Geschichte der deutschen Provinz im XV. Jahrhundert nicht übergehen (H. 19, 1924). Diese Veröffentlichung ist grundlegend für die Kenntnis und Bewertung der Reformbewegung in der deutschen Provinz. Schließlich müssen wir auch hervorheben, daß der Orden in neuerer Zeit starke Kräfte für die Pflege seiner Geschichte eingesetzt hat. Seit 1931 erscheint jährlich das Archivum Ordinis Fratrum Praedicatorum, die Reihe Dissertationes historicae, eine Sammlung von Monographien, und in den Monumenta und Scriptores wurden alte Unternehmungen der Ordensgeschichte neu aufgenommen, alles unter der Führung des historischen Instituts des Ordens in Rom.

P. Gabriel Löhr hat sich bereits um die Geschichte des bedeutenden Basler Klosters verdient gemacht. An seine Forschungen knüpft nun die Arbeit von G. Boner insofern an, als sie die der Reform voraufgehende Epoche behandelt. Damit liegt die zweite Monographie eines deutschschweizerischen Konventes vor. Der Referent nahm die Geschichte des Predigerklosters in Chur zum Gegenstand seiner Dissertation (1931). Die vorliegende Darstellung darf größeres Interesse beanspruchen. Basel war wohl der bedeutendste Konvent der deutschen Schweiz, und überdies fließen hier die Quellen, trotz bedauernswerter Lücken für die Ordensgeschichte, viel reichlicher. Dies zeigt sich schon rein äußerlich. Die zur Besprechung vorliegende Arbeit stellt nur den ersten Teil der gesamten Dissertation dar. Der zweite Teil wird nächstens erscheinen und vornehmlich das innere Leben des Klosters zur Darstellung bringen.

Der Verf. behandelt in 5 Kapiteln die Anfänge (1. K.), Kirche und Klostergebäude (2.), die wirtschaftliche Entwicklung des Konvents (3.), die Klostergemeinde (4.) und das Verhältnis zum Bischof und zum Pfarrklerus (5.). Verhältnismäßig dürftig ist die Quellenüberlieferung für die Anfänge des Klosters. Man kann vielfach über Vermutungen nicht hinauskommen. Nicht viel besser steht es um die Baugeschichte, auch wenn hier die Überreste eher Schlüsse erlauben. Der Verf. unterscheidet in Übereinstimmung mit der bisherigen Forschung drei Bauperioden, vermag

aber darüber hinaus mit guten Gründen manche strittigen Fragen zu klären (vgl. z. B. p. 22 inbezug auf die Anlage des Chores), abgesehen davon, daß der Verf. mit größter Umsicht alle Quellenzeugnisse sorgfältig heranzieht und bewertet.

Zeigt sich der Einfluß seines Lehrers († Prof. Dürr) schon im besonderen Interesse, das der Verf. den topographischen Fragen und der Baugeschichte zuwendet, so verleugnet sich dieser Einfluß erst recht nicht in der eingehenden Behandlung der wirtschaftlichen Entwicklung des Konventes, die gründlich, ja peinlich genau dargestellt wird (p. 32-85). Freilich liegt das auch an der Quellenlage, die im allgemeinen für die Kenntnis wirtschaftsgeschichtlicher Vorgänge günstiger ist. Erörtert werden die Grundlagen des klösterlichen Vermögens: Bettel, Almosen und Kirchenopfer, wobei der Verf. seltene Aufschlüsse über Einnahmen aus dem Kirchenopfer zu geben vermag. Mit dem Betteln in Zusammenhang stehen unmittelbar die Terminierbezirke. Ihre Entstehung und Ausdehnung werden geschildert. Basel hatte sich vorab auseinanderzusetzen mit Freiburg i. Br. und Zürich. Die Terminierhäuser und Hospize werden verzeichnet (37 ff.). Sie lagen zumeist im Elsaß und den übrigen nördlich gelegenen Gebieten Basels und stellen den Hauptbesitz des klösterlichen Vermögens dar. Der Klosterbesitz in der Stadt Basel wird topographisch festgelegt, mit Hilfe des einzigartigen historischen Grundbuchs der Stadt Basel. Endlich ist das wirtschaftliche Einzugsgebiet (60 ff.) auf einer Karte festgehalten (s. p. 64 f.), die alles Wichtige erkennen läßt. Aus der Fülle des Dargebotenen kann hier nur wenig herausgehoben werden.

An der Entstehung des klösterlichen Vermögens nehmen die frommen Stiftungen und Vergabungen den größten Anteil. Die Großzahl der Vergabungen fällt in die Jahre 1280-1305. Unter den Wohltätern des Konvents sei genannt W. v. Klingen, der Minnesänger und Stifter des bekannten Basler Klosters Klingental (57). Unter den verschiedenen Vergabungsformen muß hingewiesen werden auf die oft begegnenden Piktanzen, die eine Verbesserung des Tisches durch Zugaben etwa an Wein und Fischen bezweckten und wohl durchwegs als Zeichen der Lockerung der Regelzucht gedeutet werden dürfen. Auffallend sind die wirtschaftlichen Beziehungen zu Städten, die auf eine Häufung der Klosterzinse zurückzuführen sind. Diese erklärt sich wieder aus den Vergabungen reicher Konventualen. Das wirtschaftlich günstige Basler Milieu spricht hier also stark mit. Um 1429 legt das Kloster ein Kapital von 2500 fl. gegen 100 fl. Zins bei der Stadt Bern an (außer Basel, das Kapitalien zu ungewöhnlich günstigen Bedingungen erhält, erscheinen unter den Schuldnern die Städte Isny, Lindau, Biberach, Winterthur, Freiburg i. Ue. u. a., vgl. p. 67 f.). So ergibt natürlich die Vermögensrechnung ein ganz anderes Bild, als etwa bei Chur (69 ff.). 1427 bezog der Konvent z. B. an Zinsen die ansehnliche Summe von 500 lb. 143 fl. einschließlich 121 lb. Kirchenopfer. Die Ausgaben betrugen im gleichen Jahr 495 lb. 61 fl. (andere Zahlen s. p. 69. 71). Wirtschaftlich erscheint der Zustand des Konvents vor der Reform (1429) ungünstig. Die Reform brachte auch hierin eine Wendung zum Bessern. Die Verwaltung des Klostervermögens braucht

hier weniger eingehend geschildert werden, da sie in ihrem Aufbau den üblichen Charakter aufweist. Immerhin muß festgehalten werden, daß Laien in der Verwaltung nur in untergeordneter Stellung beteiligt erscheinen und von einer maßgebenden Einflußnahme von Laien in diesem Zeitraume nicht die Rede sein kann. Angesichts des reichen Urkundenmaterials ist es nun bemerkenswert, wie eigentlich kaum Zeugnisse vorliegen, die die Auseinandersetzung mit dem Armutsprinzip des Ordens beleuchten. Der Verf. muß sich nach einigen grundsätzlichen Erläuterungen begnügen, in der wirtschaftlichen Entwicklung aufzuzeigen, daß dieser Grundsatz schon um die Wende des XIII. und XIV. Jahrhunderts durchbrochen worden ist (42 ff.).

Die letzten zwei Kapitel treten weniger stark aus dem Rahmen der sonst behandelten Probleme. Es handelt sich zunächst um die Darstellung der innern Organisation des Klosters, der einzelnen Ämter und ihrer Aufgabenbereiche, um den Bestand an Brüdern, ihre geographische und soziale Herkunft. Gerade in letzterer Hinsicht decken sich die Ergebnisse durchaus mit den allgemeinen Anschauungen. Der Predigerorden kannte keine soziale Ausschließlichkeit, der Hochadel erscheint selten vertreten und der Ministerialadel tritt seit dem XV. Jahrhundert zugunsten der bürgerlichen Kreise zurück. Dieselben Untersuchungen werden besonders auf die Prioren ausgedehnt (von 21 Prioren von 1291-1380 sind 13 geborene Basler, selten stammen die Prioren aus dem eidgenössischen Territorium). Auch das Verhältnis des Konvents zum Bischof und zum Pfarrklerus zeigt wenig Abweichendes von der allgemeinen Entwicklung. Der Gegensatz zum Landklerus ist, genau wie etwa in Chur, grundsätzlicher Natur (das Recht zur Spendung der Sakramente wird bestritten), in der Stadt jedoch dreht sich der Streit vornehmlich um die Leistung der kanonischen Quart. Beachtet werden muß freilich die Tatsache, daß sich auch in Basel trotz allem zahlreiche Vergabungen aus dem Stadt- und Landklerus an den Predigerkonvent nachweisen lassen.

So bildet diese Arbeit nicht allein einen beachtenswerten Beitrag zur engern Geschichte Basels, sondern auch zur Ordensgeschichte der deutschen Provinz. Ihr Verf. legt in ihr ein schönes Zeugnis ab für einen rühmenswerten Fleiß, eine tüchtige Quellenkenntnis und eine überaus genaue Arbeitsweise. Wenn solche Stoffe angesichts der Beschaffenheit der Quellen den Bearbeiter auch zwingen, die Form der Darstellung etwas zurücktreten zu lassen, so entschädigen sie ihn anderseits reichlich durch die Erziehung zu verantwortungsbewußter Arbeit.

O. Vasella.

Heinrich Hostenkamp. Die mittelalterliche Kaiserpolitik in der deutschen Historiographie seit von Sybel und Ficker. Eberings Historische Studien. Heft 255. XXII-253 S. Berlin 1934.

Im Jahre 1934 ließ Friedrich Schneider-Jena eine 50 Seiten umfassende Arbeit erscheinen: «Neuere Anschauungen der deutschen Historiker zur Beurteilung der deutschen Kaiserpolitik des Mittelalters» (H. Böhlaus Nachfolger, Weimar). Die Studie wendet sich an weitere Kreise und

bietet natürlich nur einen kurzen Überblick. Etwas später lag die weit umfangreichere Kölner Dissertation von Heinrich Hostenkamp vor. Sie beschränkt sich nicht auf die Führer im Streite, sondern erstrebt und erreicht auch, wie es scheint, Vollständigkeit in der Darstellung der Frage. Zunächst bietet sie eine Übersicht über die historiographische Behandlung der ma. Kaiserpolitik seit der Kontroverse zwischen dem Sprossen einer protestantischen Pastorenfamilie von Sybel und dem katholischen Westfalen Ficker bis Ende 1933. H. weiß, daß er nichts Neues verkündet, wenn er sagt, daß beim Streite Sybels und Fickers der politische und konfessionelle Standpunkt in der damaligen deutschen Frage seine große Rolle spielte, bei Sybel offensichtlicher als bei Ficker. Es ist heute noch recht lehrreich, wenn auch nicht immer erhebend, mit H. zu sehen, welchen Einfluß außerwissenschaftliche Dinge auf die Behandlung der Frage ausüben konnten. Heute noch ist, wie H. im Anschluß an einen Vortrag Heimpels sagt, ein «Chor der Schwärmer» und ein «Gegenchor der Realisten» zu scheiden (S. 56). Allerdings stellt H. fest, daß man jetzt nicht mehr so offenkundig mit dem modernen, rein nationalen Streben als Beweisgrund gegen die italienische Kaiserpolitik auftritt, sondern daß ihre Gegner von der Idee des Staates schlechthin und seinen Notwendigkeiten sprechen wie von Below, oder die Möglichkeit einer klügeren Politik zu beweisen suchen wie Kern, oder wie Fedor Schneider von den Macht- und Verkehrsmitteln eines ganz überwiegend naturalwirtschaftlichen Staatswesens ausgehen. Nach der Übersicht über die historiographische Behandlung der ma. Kaiserpolitik bis auf unsere Tage wendet sich H. den einzelnen Kaisern zu, von Karl d. Gr. bis zu den letzten Hohenstaufen. Die Beweggründe für ihre italienische Politik erscheinen dem Verf. durchaus nicht als töricht. Weltanschauung, Kirchen-, Finanz- und Außenpolitik boten ihnen hinreichende Motive. Er lehnt es rundweg ab, hochmütig eine historische Erscheinung abzuurteilen, die auf einen höchst ehrenvollen Bestand während dreier Jahrhunderte zurückschaut, und den Kaisern des MAs vorzurechnen, was sie hätten tun und lassen sollen. H. warnt mit anderen vor dem Grundfehler, bei der Verurteilung der Politik der ma. Kaiser von der Existenz einer deutschen Nation als etwas Gegebenem auszugehen. Nachdrücklich erinnert er mit Heimpel daran, «daß das deutsche Regnum als Inhaber des Imperiums getragen wurde von der Einheit der Jugend und des Anfanges» (S. 130), daß die gewiß unbestreitbaren Gefahren zunächst noch nicht klar sichtbar waren, und daß ein Zurückschrecken davor wirklich nicht die Art der Jugend sei. Daneben verkennt H. keineswegs die Macht der Tradition für die politischen Wege der ma. Kaiser. Jedenfalls lehnt H. es im Anschluß an J. Haller scharf ab anzunehmen, daß acht Generationen von Deutschen politische Narren gewesen seien und der politische Irrsinn einmal 250 Jahre gedauert habe. Indessen gesteht H. den Gegnern der ma. Kaiserpolitik zu, daß den deutschen Kaisern manchmal der Kraftüberschuß für ihre Politik gefehlt habe. Sie hätten für Deutschland nicht unmittelbar so sorgen können, wie etwa Frankreich für sich, und ihre hohes Ziel sei nicht vom Glücke begünstigt gewesen. Er bezweifelt jedoch, ob die Deutschen

vernünftigerweise selbst unanfechtbare Ansprüche preisgeben mußten, weil sie schon Schäden erkannten, die sie wettzumachen hoffen durften. Ging ihnen doch die Kenntnis des Ausganges und die Möglichkeit eines Vergleiches mit der Geschichte anderer Staaten ab, über die wir verfügen, und die uns trotzdem noch lange keine zweifelsfreie Basis bietet für die Beurteilung der ma. Kaiserpolitik.

So dankenswert die ungemein fleißige Zusammen- und Gegenüberstellung der Meinungen in diesen beiden Abschnitten der Dissertation ist, so erfreulich auch die immer wieder angebrachten methodischen Bemerkungen sind, so liegt doch der Hauptwert der tüchtigen Arbeit in den beiden letzten Teilen. Man tritt dem Fleiße und dem Scharfblick des Verf. keineswegs zu nahe, wenn man sagt, daß das Bild unserer menschlichen Unzulänglichkeiten, das er notwendigerweise in seinem Buche entrollt, unbefriedigt läßt und es gebieterisch nach einer Ergänzung durch positive Darlegungen verlangt. Diese bietet uns der Autor dann auch über seine immer wieder hervortretende Kritik hinaus in allgemein gehaltenen Bemerkungen. Scharf scheidet der Verf. so eine « Fragestellung, die sich nur um das, was gefolgt ist, kümmert », von einer Beurteilung « der für Gegenwart und nächste Zukunft gefällten politischen Entscheidungen der deutschen Herrscher in ihrer konkreten Lage » (S. 133). Im dritten Teile der Arbeit hat H. nachdrücklich den Finger darauf gelegt, daß die ma. Verhältnisse vielfach nicht oder nicht ausreichend in Rechnung gestellt wurden, während die modernen allzustark hervorstechen. H. warnt vor einer Überschätzung der Betrachtung der Folgen in ihrer wissenschaftlichen Sicherheit und betont, daß man den Universalismus des MAs, seinen ethischen, christlichen, kirchlichen Charakter, die damals stärker als heute bindende Kraft der Tradition unterschätzt hat, und stellt bezüglich der Beurteilung aus den Folgen die beachtliche allgemeine Frage : in wie weit sind die angeblichen Wirkungen mit Sicherheit als solche zu bestimmen ? Ganz richtig stellt er fest : selbst wenn aber die Kaiserpolitik als sichere oder gar alleinige Ursache vorläufiger Teilschäden zu erweisen ist, dann darf man für die weiteren und endgültigen Schäden und den schließlichen Zusammenbruch die anderen möglicherweise hinzutretenden Faktoren nicht vergessen. Bei dem energischen Hinweise auf die Verquickung ferner von jeweiliger politischer Strömung mit der Geschichtschreibung kommt vor allem Georg von Below schlecht weg. Sein Ergebnis faßt H. dahin zusammen : « das ma. universale Kaisertum ist eine im Altertum und dann besonders in der christlichen Ideenwelt so stark verankerte Institution, daß sein Besitz für ein ma. Volk das Höchste darstellte. So fordert es auch von uns Heutigen schon aus diesem Umstand Ehrfurcht, zumal es deutscher Nation war. Dazu ist ... die Politik der damaligen Kaiser als notwendig, bezw. als angemessen anzusehen. Allerdings sind ihr ... wohl neben bedeutsamen guten Folgen mehr oder weniger schlechte Wirkungen ..... mit zuzuschreiben » (S. 239). Hierin sieht H. den Kern des Urteils über die ma. Kaiserpolitik, wozu alle Forscher, wie er optimistisch bemerkt, nach langem Streit endgültig sich bekennen könnten.

Hans Foerster.

Næf, Henri. Bezanson Hugues. Son ascendance et sa postérité, ses amis fribourgeois. (Extrait du *Bulletin de la Société d'histoire et d'archéologie de Genève*, t. V, livr. 5.) Genève, A. Jullien, 1934. 239 p. 8°.

Bezanson Hugues a été, avec Philibert Berthelier, son aîné de vingt ans, le père de la combourgeoisie de Genève avec Fribourg et Berne. M. H. Næf avait déjà eu l'occasion de s'en occuper dans son « Fribourg au secours de Genève » (1927), puis dans une conférence faite en 1933 et publiée la même année (« Bezanson Hugues, patriote et homme d'État », *Pro Helvetia*, mai 1933, pp. 33-48 ; tirage à part chez J. Privat, Genève). Il consacre ce nouveau volume à établir, au moyen d'études extrêmement minutieuses, certains points indiqués en sous-titre dans son livre. Son but, dit-il, est de fixer quelques inexactitudes et de rectifier une ou deux erreurs essentielles, touchant en particulier l'époque de la naissance de Bezanson Hugues et la date de sa mort, qu'il réussit, à la suite notamment des travaux de Théophile Dufour, à serrer de plus près qu'on ne l'avait fait jusqu'ici.

Bezanson Hugues était né vers 1482, d'une famille émigrée probablement d'Alsace. Il négocia l'alliance de Genève avec Fribourg, qui fut conclue en février 1519. Charles III, duc de Savoie, marcha peu après contre Genève, exigeant la rupture de la combourgeoisie. Appuyé par l'Évêque, le bâtard Jean de Savoie, il réussit, en septembre 1525, à s'installer en ville, de telle sorte que les *Eiguenots*, soit les amis des *Eidgenossen* (les Confédérés, leurs combourgeois) n'eurent qu'à prendre la fuite. Avec d'autres, Bezanson Hugues finit par arriver à Fribourg, sa seconde patrie, qui l'avait déjà naguère, en 1513, reçu comme bourgeois. Ils y furent accueillis en amis. Bezanson multiplia dès lors les démarches pour obtenir, contre le Duc, encore l'appui de Berne, et il réussit à faire sceller, en 1526, un nouveau traité de combourgeoisie de Berne et Fribourg avec Genève — le précédent, avec Fribourg, ayant été annulé par la diète. Il put, en fin de compte, rentrer dans sa ville natale, et y déploya une activité inlassable pour consolider l'indépendance genevoise qui lui tenait tant à cœur. Il réussit, pour un temps du moins, à se rapprocher de l'évêque, Pierre de La Baume, le tout non sans exaspérer, on le comprend, le duc de Savoie, ni sans courir, pour sa propre personne, de continuels dangers.

Fatigué physiquement, il abandonna la lutte en 1531. C'était le moment où la combourgeoisie, du fait que Fribourg demeurait catholique, alors que Berne avait passé à la Réforme, traversait une phase critique. Bezanson Hugues, ami décidé de Fribourg, était resté catholique convaincu : contre M. le pasteur Gaberel, M. Næf partage ici entièrement la manière de voir de M. J.-B.-G. Galiffe, et fournit, à l'appui de cette thèse, des indices significatifs. Il parle de même, assez longuement, du chanoine fribourgeois Pierre Bolard (ou Boulard), l'un des grands artisans de l'alliance avec Genève et, comme dit M. Næf, un adversaire éminent et méconnu de la Réforme. Bezanson Hugues employa ses dernières forces à se rendre sur les bords de la Sarine, pour apaiser Leurs Excellences de Fribourg, qu'indisposaient certaines complaisances témoignées, à Genève, à l'égard du protestantisme naissant. Il mourut, prématurément usé, à la fin de 1532.

Tout le monde saura gré à M. Næf d'avoir, avec une méthode si patiente et si sûre, établi des conclusions qui sont tout à l'honneur du grand patriote genevois et des précisions, d'autre part, que Fribourg et les historiens catholiques enregistreront avec une particulière satisfaction. [1]

L. Wæber.

[1] Signalons simplement un point ou l'autre qui nous paraissent discutables. D'abord, bien que l'expression soit fréquente chez nous, il ne faut pas dire (p. 191) « Claude ayant baptisé sa fille Denyse, et Denis la sienne Claudine », mais : « Claude ayant fait donner à sa fille, lors de son baptême, le nom de Denyse ». De plus, le sens attribué, dans cette phrase, au mot « compère » ne nous semble pas exact : on appelait compères le père et le parrain d'un même enfant, ou encore deux personnes qui avaient le même filleul. Dans le testament de Rolet Arnaud (p. 18 et 214) ces « psaumes et vigiles », à dire par six prêtres pendant la cérémonie de ses funérailles, sont l'un des trois Nocturnes et les Laudes de l'Office des morts *(deffontorum* pour *defunctorum)* qui, aujourd'hui encore, se récitent, en particulier lors de l'enterrement d'un ecclésiastique, en général à l'église, *praesente corpore*, avant la messe de requiem. Est-il possible que le testateur ait exigé, à ce propos, la convocation de 400 prêtres ? En tous cas, il aura demandé qu'on remît 15 deniers à ceux d'entre eux qui diraient pour le repos de son âme une messe basse — *submissa* (en un mot, et non pas *sub missa) voce celebranti*, c'est-à-dire célébrant à voix basse.

Otmar Doerr. Das Institut der Inclusen in Deutschland. (Beiträge zur Geschichte des alten Mönchtums und des Benediktinerordens, herausgegeben von Ildefons Herwegen O. S. B. Heft 18.) 1934. Münster, Aschendorff. XVI-168 SS. RM. 8.25.

Doerr versucht in seiner Dissertation die Gesamterscheinung des Inclusenwesens und dessen Einwirkung auf die religiösen Strömungen im Mittelalter zu einem einheitlichen Bilde zu gestalten. Er beleuchtet Begriff, Name, Quellen, Literatur und Entwicklung des Inclusentums in Süddeutschland, mit spezieller Berücksichtigung von Regensburg. Er weist nach, wie diese Institution den Charakter der verschiedenen mittelalterlichen Epochen wiederspiegelt und mit dem jeweiligen Stand des religiösen Lebens steigt oder sinkt. Wir erfahren, daß im Frühmittelalter das Inclusenwesen nur eine Flucht aus der Unrast des Alltags war, um soli Deo vacare, daß aber in spätern Jahrhunderten nicht nur religiöse, sondern auch soziale Gründe — mehr Versorgung als Aszese — Triebfedern der « Einschließung » sind, daß also Verfallserscheinungen sichtbar werden und notgedrungen das Inclusorium sich in ein Monasterium umformen muß. Übrigens war die Institution nicht neu ; entstand sie auch erst im Abendland, so scheint sie doch auf die östlichen Vorbilder des Anachoretentums zurückzugehen, sich aber Klima, Sitte und Einrichtungen des Akzidents anpassend.

Aus dem weitzerstreut liegenden Quellenmaterial setzt Doerr sorgfältig ein farbenreiches Mosaikbild zusammen. Wir sehen, wie neben Klosterinclusen — männlichen und weiblichen Geschlechtes — ein starkes Laieninclusentum aufkommt ; interessant für die Beurteilung der Armuts-

bewegung ist seine Herkunft aus dem Adel und dem reichen Bürgertum. Charakteristisch für die Bewegung ist die Einschließung der Mitglieder in eine Zelle auf Lebenszeit, Hauptaufgabe des Opus Dei, d. h. Gottesdienst, Stundengebet und geistliche Betrachtung. Handarbeit soll die Freizeit ausfüllen. Immer mehr tritt im Laufe der Entwicklung der Verkehr mit der Außenwelt in den Vordergrund. Hoch und Nieder, Ritter, Äbte und Bischöfe holen in seelischen und leiblichen Nöten Rat vor den Fenstern der Inclusen. So gewinnt die Institution eine weittragende Bedeutung für das mittelalterliche Volksleben.

Da es sich nicht um eine wohlgeordnete Institution handelt, sondern um eine Erscheinung voll Mannigfaltigkeit und Freiheit in der ganzen Entwicklung, wäre es schwer, das Quellenmaterial für mehr als ein lokal beschränktes Gebiet aufzubringen, darum hält sich Doerr nur an süddeutsche Diözesen. Seine Studie ist ein wertvoller Beitrag zur spärlichen Literatur, die über diese Institution bis jetzt vorliegt.

Sr. *Iniga Feusi.*

Väth Alfons S. J. Die Inder. *(Geschichte der führenden Völker. 28. Band.)* Freiburg i. Br. 1934. Herder. Geheftet 7.60 M., in Leinen 9.40 M., in Halbleder 11,60 M.

Beim Buche von Väth ist wie bei dem von Stulz zu sagen, daß der Verf. den jahrelangen Aufenthalt im betreffenden Land zum gründlichen Studium der Landesgeschichte benützt hat. Das Wunderland Indien bietet eine Fülle des Interessanten, wann und wo wir es auch anfassen mögen. Väth führt uns durch das uralte, mittelalterliche und neueste Indien. Die Geschichte der vielen kleineren und größeren Herrscher verliert sich gelegentlich in allzu minutiöser Verfolgung der Namen und Waffengänge; es dürfte nicht viele Gebildete geben, die wissen, daß im Panjab und im Industal nach dem Tode Alexanders des Großen bis in die Mitte des 1. Jahrhunderts v. Chr. hellenistische Staaten mit griechischen Fürsten bestanden, und daß einer dieser Fürsten, ein Philosoph auf dem Thron, gleichsam ein indischer Marc Aurel, ein Büchlein mit buddhistischen Ideen füllte. Es sind «die Gespräche des Milinda»; Milinda ist der indische Name für Menander. Die philosophischen und damit eng verbundenen religiösen Probleme Indiens werden von Väth mit schöner Klarheit dargelegt, was um so mehr unseren Dank verdient, als es sicher keine Kleinigkeit ist, durch den jahrtausendalten Urwald indischen Denkens einen guten Weg zu bahnen. Die wirtschaftliche, oder sagen wir die kaufmännische Seite kommt zu kurz; namentlich für die neuere Zeit wäre eine nicht allzu knappe Übersicht über Export und Import notwendig; die englischen Interessen an Indien sind vor allem kaufmännischer Natur. Die Charakterisierung der künstlerischen und literarischen Werke läßt kühl.

Am meisten Interesse bieten die Kapitel über die sog. «Indische Frage», über die starke Selbständigkeitsbewegung, die Rolle des Mahatma Gandhi und die Stellung der Engländer zu diesen Schwierigkeiten. Wir konstatieren gerne eine sehr objektive Betrachtung der englischen Politik,

Anerkennung dessen, was die Engländer Positives geleistet haben, und Hinweise auf prinzipielle Fehler. Die ruhige Betrachtungsweise Väths bringt dem Leser die Überzeugung bei, daß England eine völlige Unabhängigkeit, vorläufig auch eine solche eines Dominion, nicht geben kann und nicht geben darf, im Interesse Indiens selbst; denn das Land ist noch nicht reif dazu. Indien ist eben ein Konglomerat der verschiedenen Rassen, Sprachen, Religionen, sozialen Schichten, die sich sofort gegenseitig bekämpfen würden, wenn nicht die starke Hand des geborenen Herrschers über ihnen läge.

Paul Hildebrand.

Josef Schmidlin. Die katholische Restauration im Elsaß am Vorabend des dreißigjährigen Krieges. VI-330 SS. Kommissionsverlag von Herder u. Co. Freiburg i. Br. 1934.

Josef Schmidlin, bekannt als Geschichtsschreiber der katholischen Missionen und der Päpste des XIX. Jahrhunderts, gibt in diesem Buch eine auf langjährigen Forschungen in den elsässischen und römischen Archiven beruhende Darstellung der Ereignisse und Kämpfe, die in den letzten Jahrzehnten vor dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges eine weitgehende Restauration des Katholizismus in des Verfassers engerer Heimat, im Elsaß, ermöglicht haben. Im vorliegenden Bande wird in der Hauptsache berichtet über den zähen und erbitterten Kampf der beiden Konfessionen, der jeweiligen Mehrheit um ihre Machtpositionen, der Minderheit um ihre Bewegungsfreiheit. In einem weiteren Bande beabsichtigt der Verfasser die notwendige Ergänzung zu diesem Kampfbilde zu geben durch eine Schilderung der innern Reform des elsässischen Katholizismus Schmidlin geht in seiner Darstellung aus vom Straßburger Bischofskrieg, der ausbrach, als im Jahre 1592 einige Straßburger Domherren, die der lutheranischen Reform anhingen, nach dem Tode des Bischofs Johann von Manderscheid den noch nicht 15 Jahre alten protestantischen Markgrafen Johann Georg von Brandenburg zum Administrator des Straßburger Bistums wählten — ein für die verworrenen konfessionellen Verhältnisse höchst bezeichnender Vorgang. Dem Brandenburger stellte die starke katholische Mehrheit des Domkapitels die fähige und über die nötigen militärischen Machtmittel verfügende Persönlichkeit des Kardinals Karl von Lothringen, bisher Bischof von Metz, entgegen. Der von beiden Parteien mit Grausamkeit geführte Krieg um das Straßburger Bistum endigte mit dem Sieg des Kardinals von Lothringen und der Resignation des protestantischen Administrators. Dieser Sieg bedeutete die Rettung des unterelsässischen Katholizismus, der seit langem durch die große Anhängerschaft, welche die Reformation unter dem Adel des Bistums gefunden hatte, und insbesondere durch die protestantische Bürgerschaft des einflußreichen Straßburg arg bedroht war und der nun seinerseits das Vordringen des Protestantismus einzudämmen und teilweise wieder rückgängig zu machen vermochte. Große Verdienste um diese Restauration hat der Nachfolger Karls von Lothringen († 1607) auf dem Straßburger

Bischofsstuhl, der jugendliche Erzherzog Leopold von Österreich, der die Stellung der Kirche durch seinen Eifer für ihre Wiederaufrichtung und auch dank seiner Angehörigkeit zum Kaiserhaus in mancher Beziehung festigen konnte.

Im Hauptteil seines Buches schildert Schmidlin die Kämpfe der beiden Konfessionen in den verschiedenen Städten und Landschaften des Ober- und des Unterelsaß, vorab in Straßburg, wo die fast ganz protestantische Bürgerschaft mit Erbitterung und unablässig gegen die letzten Positionen der Altgläubigen (die Stifter Alt- und Jung-St. Peter, die Frauenklöster, die Kartause und die Niederlassung der Johanniter vor der Stadt) ankämpfte, dann in Hagenau, wo die Katholiken, besonders dank der Tätigkeit der Jesuiten, wieder obenauf kamen und schließlich den Protestantismus überwältigten. In Kolmar kam es zur fast völligen Unterdrückung des katholischen Lebens; aber das spätere Eingreifen Kaiser Ferdinands II. (1627) und der schließliche Übergang an Frankreich führten auch hier zur Rekatholisierung. Mülhausen dagegen fand an den evangelischen Orten der Eidgenossen, mit denen es verbündet war, einen starken Rückhalt und konnte so einer gefährlichen Aufstandsbewegung der katholischen Opposition Herr werden. Im allgemeinen aber war die Lage für den Katholizismus in dem zum Basler Bistum gehörenden Oberelsaß bedeutend günstiger als im straßburgischen Unterelsaß, vor allem dank der Machtstellung der entschieden katholisch gesinnten österreichischen Regierung und des unermüdlichen Glaubens- und Reformeifers des Basler Bischofs Christof Blarer von Wartensee und seiner Gehilfen, deren Wirken mit Recht ausführlich gewürdigt wird.

Der über das lokalhistorische Interesse hinausgehende Wert der Arbeit Schmidlins liegt zweifellos darin, daß sie uns ein Bild gibt über die konkrete Art und Weise, wie die beiden Konfessionen vorzustoßen versuchten, etwa in kleineren Städten durch Besetzung der einflußreichen Stadtschreiberstelle durch einen protestantisch Gesinnten (ein genügend ausgebildeter katholischer Anwärter war oft nicht vorhanden), katholischerseits durch Bestellung tüchtiger Jesuitenprediger, auch dadurch, daß die städtische Schule ausschließlich im Geiste der Mehrheit betrieben und die Kinder der Minderheit gezwungen wurden, den Religionsunterricht des andersgläubigen Lehrers zu besuchen. Schmerzlich waren für die Vorkämpfer der katholischen Reform die Widerstände, auf die sie in den eigenen Reihen stießen. So wurde die Reformtätigkeit Blarers vielfach gehemmt durch die unbeugsame staatskirchliche Einstellung der vorderösterreichischen Regierung zu Ensisheim, manchmal auch durch bedenkliche sittliche Mißstände im eigenen Klerus. Ergänzt wird schließlich das Bild dieses oft so skrupellos mit den brutalsten Machtmitteln, auch unter Verletzung bestehender Gesetze, geführten Religionskampfes durch den Einblick, den Schmidlin am Schluß in die literarische Konfessionspolemik gibt, die in Bezug auf Grobheit und blinden Fanatismus besonders anläßlich des Lutherjubiläums von 1617 ein kaum mehr zu unterbietendes Niveau erreichte. Umsomehr hoffen wir in absehbarer Zeit von Schmidlin die Darstellung der positiven Reform- und Aufbauarbeit, welche die im Konzil

von Trient erneuerte Kirche im Elsaß geleistet hat, zu erhalten. — Das Buch ist im Ganzen sachlich und nach beiden Seiten gerecht geschrieben ; daß auf der protestantischen Seite sozusagen nur der Kampf gegen « Papisten » und « Jesu-wider » sichtbar wird und nicht auch die dort lebendigen wirklich religiösen Kräfte, ist durch das Thema bedingt. Von den etwas häufigen Druckfehlern ist als irreführend zu korrigieren : S. 52 Sieg der Reformation in Basel 1529, nicht 1592 ; S. 188 oberste Zeile muß es heißen : Das kernkatholische Land (nicht Städtchen). Das Bild der im Buche geschilderten Kämpfe hätte an Klarheit gewonnen, wenn an den Anfang des Ganzen ein knapper zusammenfassender Überblick über Entstehung und Ausbreitung des elsässischen Protestantismus seit Beginn der Reformation gestellt worden wäre.

Georg Boner.

Kurt Guggisberg. Das Zwinglibild des Protestantismus im Wandel der Zeiten. Quellen und Abhandlungen zur schweizerischen Reformationsgeschichte, VIII. Bd. Leipzig, Verlag M. Heinsius Nachf., 1934. 245 S. Mk. 9.60.

Das vorliegende Buch ist aus einer Dissertation der Universität Bern entstanden, was nicht übersehen werden darf. Es wird schwer sein, zu sagen, worin der Verf. das Hauptziel seiner Arbeit erblickt hat. Ob er die Persönlichkeit Zwinglis, die nach seiner Meinung weit unterschätzt wird, schärfer ins Licht rücken oder ob er bisherige Forschungsergebnisse zu einer umfassenden Historiographie über Zwingli erweitern wollte. Nach der Vorrede wäre der erste Gedanke leitend gewesen, verwirklicht wurde aber ohne Zweifel die zweite Absicht. Die Einleitung läßt die Zielsetzung tatsächlich nicht deutlich genug erkennen. Was der Verf. hier sagt, ist zudem etwas emphatisch. Die Bedeutung Zwinglis steht gewiß außer Frage ; über das Ausmaß dieser Bedeutung aber können wir mit dem Verf. kaum rechten. Indessen scheint K. Guggisberg Zwingli und Zürich wirklich zu wenig vom weltgeschichtlichen und zu sehr vom engern schweizergeschichtlichen Blickpunkt aus zu sehen (vgl. die Urteile, p. 1 f.). Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß der Verf. sich überhaupt stark in Verteidigungsstellung sieht. Er will das Urteil des Protestantismus über Zwingli in den verschiedenen Epochen aufzeigen ; damit verbindet er gleich die Absicht, aus diesen Urteilen Zwinglis Größe zu begründen. Er betont, wie sehr die Wertung einer Persönlichkeit geschichtlich bedingt ist, erhebt aber selbst den Anspruch, das Bild Zwinglis von früheren Einseitigkeiten und Verzeichnungen zu befreien und das Verständnis des Reformators erheblich zu fördern, das alles, obwohl er die Möglichkeit einer objektiven Darstellung im Sinne der Forderung Rankes leugnet (p. 4 f.). Ohne fühlbare Widersprüche geht es hier also nicht ab.

Der Verf. will sich auf das protestantische Urteil beschränken. Er bezeichnet es als eine nicht gerade ersprießliche Arbeit, die katholischen Urteile zu behandeln (p. 6). Gewiß eignet sich das katholische Bild nicht in seinem ganzen Umfang zu einer Darstellung so wenig wie die prote-

stantischen Urteile über den mittelalterlichen Katholizismus u. ä. gültig sind. Hätte jedoch der Verf. seinen Gegenstand zeitlich begrenzt, was überhaupt u. E. wünschenswert gewesen wäre, und die genannte Unterlassung nicht begangen, so würde er seine Aufgabe sicherlich vertieft haben, und es würde nicht das Gefühl aufkommen, als ob er eine bestehende Klippe einfach umgehen wollte. Vielleicht wäre ihm auch die katholische Forschung zu Dank verpflichtet worden.

K. Guggisberg behandelt seinen Stoff in 8 Kapiteln (Reformationszeit, Orthodoxie, Pietismus, Aufklärung, deutscher Idealismus, die nationale Erhebung und Einigung der Schweiz im XIX. Jahrhundert und die Geschichtsschreibung bis 1850, die drei theologischen und kirchlichen Richtungen des XIX. Jahrhunderts, von 1870 bis auf unsere Zeit), seine Darstellung kennt also zeitlich keine Einschränkung. Daß K. Guggisberg bei seiner Gliederung ohne eine gewisse Willkür nicht auskommen kann, erscheint verständlich. Wir sind aber überrascht über die dürftige Charakteristik der einzelnen Epochen, die doch Grundlage für die Erklärung der Wertung Zwinglis hätte bieten sollen. Daraus erklärt es sich auch, daß man nur mühsam allgemeine wesentliche Linien aus seiner Darstellung gewinnen kann, daß der Leser in den fleißig zusammengetragenen historiographischen Materialien unterzugehen droht. Direkte Unklarheiten verwirren. Man lese z. B. den Satz p. 93 : « Diese (nämlich die Reformation) ist aus tief religiösen Motiven entsprungen, die Aufklärung dagegen ist eine mehr weltanschaulich und wissenschaftlich gerichtete Bewegung. » (Man vergleiche zu den hier gemachten Ausführungen etwa auch die Charakteristik des deutschen Idealismus, p. 135.) Der Zusammenhang zwischen Aufklärung und Idealismus dürfte überhaupt enger sein, als er hier den Anschein hat.

Es ist uns im übrigen unmöglich, auf alle Einzelheiten einzutreten. Nach unserem Empfinden sind die Kapitel in ihrem Wert ziemlich ungleich. Am unbefriedigendsten scheint uns gerade das 1. Kapitel über die Reformationszeit. Der Verf. ist hier kaum über schon vorliegende Einzeluntersuchungen und Forschungsergebnisse hinausgekommen. Er hat es versäumt, tiefer zu dringen, weil seine Aufgabe zu weit gespannt war. Man hätte mit Recht erwarten können, daß nicht nur in einseitiger Weise die Chronisten behandelt, sondern auch die Briefsammlungen verwertet worden wären. Es gibt in ihnen manches Brauchbare (vgl. etwa Tr. Schieß, Briefwechsel der Brüder Ambr. und Th. Blaurer, I, 325). Das hätte allerdings in möglichst umfassender Weise geschehen müssen und dann hätte der Verf. jene Humanisten nicht umgehen können, die sich für den alten Glauben entschieden hatten. Ebenso schmerzlich empfindet man aber den Mangel sicherer historiographischer Unterlagen. Unzweifelhaft erscheinen manche von den überlieferten Wertungen der zürcherischen Geschichtsschreibung erschüttert (vgl. p. 11 n. 1, L. Weisz, Joh. Stumpf, zit. p. 12 n. 1, p. 6 ff. zu Bullingers Wertung als Geschichtschreiber. Zu p. 16 f. hätte F. Vetter, Schweiz. Reformationslegenden, Zeitschrift für Schweiz. Geschichte, III (1923) nicht übersehen werden dürfen). Es gibt hier unklare Sätze (vgl. p. 21, Z. 5) und peinliche Urteile (p. 22 : « Nicht

kompetent ist Bullinger im Urteil da, wo er Zwingli nicht gewachsen ist: in der Politik, im philosophischen Denken und in der ganzen Wucht und Kraft der Persönlichkeit », vgl. auch p. 8 unten u. p. 16). Solche Aussagen nötigen zum Schluß, daß der Verf. sich anmaßt, zutreffender zu urteilen als selbst ein hervorragender Zeitgenosse. Die Erklärung, die der Verf. für die Haltung Bullingers gibt, ist zum mindesten unzureichend. So liest man diese Darstellung mit durchaus gemischten Gefühlen. Gutes und völlig Unhaltbares reiht sich aneinander. Das gilt ebenso von den folgenden Ausführungen, wenn auch nicht im gleichen Maß. (Zu Luthers Verhältnis zu Zwingli s. jetzt auch H. A. v. Bakel, Zwingli oder Luther, Zeitschrift für Kirchengeschichte 1933, Bd. 52, 237 ff.) Die Parteistellung kann der Verf. nicht überwinden, wenn er von Calvin spricht (vgl. besonders p. 37, dazu auch p. 14).

Bullinger leitet das 2. Kapitel: Orthodoxie ein. Die theologische Haltung Bullingers gibt dem Verf. den Schlüssel zur Erklärung, warum die Orthodoxie kein richtiges Verhältnis zu Zwinglis Theologie finden konnte. Eine ganze Reihe von Biographen und Geschichtschreibern werden behandelt, u. a. Joh. Jak. Breitinger, J. Heinr. Hottinger. Die Urteile des Verf. vermögen auch hier, trotz mancher guter Einsichten, nicht immer zu befriedigen (s. z. B. p. 49 die Bewertung Hottingers). Seinen einseitigen Standpunkt verleugnet der Verf. auch sonst nicht (s. p. 73, dazu P. Wernle, Das Verhältnis der schweizerischen zur deutschen Reformation. Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 1918, XVII, der die erörterte Haltung Zwinglis zu Luther anders beurteilt als Guggisberg).

Im ganzen genommen bleibt das bisher Gesagte charakteristisch für die Arbeitsweise des Verf. Unter den einzelnen Kapiteln wird Schriftsteller für Schriftsteller behandelt, Theologe wie Kirchenhistoriker, und zu zeigen versucht, wie die zeitgeschichtliche Bedingtheit auch das Urteil über Zwingli umformt. Wir wollen nicht übersehen, daß der Verf. eine Fülle von Material vereinigt und vieles Beachtenswerte beibringt, das zeigt, wie sehr manche neueren Anschauungen schon von früheren Historikern vertreten worden sind (wir verweisen z. B. auf Joh. v. Müllers Auffassungen, p. 105 f.). Wir möchten auch keineswegs behaupten, daß alle und jede Kritik des Verf. unberechtigt wäre, aber immer wieder muß man subjektivistisch gefärbten Urteilen begegnen, die die Geschlossenheit der Darstellung stören (vgl. als Beispiel wieder p. 156 ff., 184, 191). Das erklärt sich eben daraus, daß der Verf. nicht einzig eine Historiographie bieten wollte, sondern selbst eine neue Wertung Zwinglis beabsichtigte. Umso schwächer wirkt darum das letzte Kapitel.

Den Abschluß des ganzen Buches bildet nämlich im wesentlichen eine Bibliographie der neueren und neuesten Zwingliforschung, deren Bewertung nicht sehr vertieft ist. Der Verf. spricht hier auch von Jak. Burckhardt, der sehr schlecht wegkommt. Wir wissen nicht, ob dem Verf. die Kritik W. Köhlers (Neue Zürcher Zeitung v. 3. II. 1930, Nr. 249) bekannt war. Seine Kritik deckt sich hier weitgehend mit jener Köhlers. Nur besteht der Unterschied darin, daß Guggisberg die positiven Seiten

an Burckhardts Bewertung völlig unterdrückt. Und überdies: will man J. Burckhardt jegliche Kompetenz zu einem Urteil absprechen? Bloß, weil er Janssen und Döllinger gekannt hat?

Als Ganzes genommen imponiert die Arbeit durch ihren Fleiß, durch den Reichtum des Materials, aber wir können ihr die Kritik nicht ersparen, daß sie in mehr als einer Hinsicht eine tiefere Durchdringung des Stoffes vermissen läßt, vielleicht, weil die Karthothek bei ihrer Entstehung eine zu große Rolle gespielt hat. Man nimmt Abschied von diesem Buch mit der Überlegung, worin denn die Voraussetzungen Guggisbergs für *seine* Auffassung Zwinglis liegen, eine Frage, über die man leider zu wenig Klarheit gewinnt. *O. Vasella.*

Dr. Marcus Antonius van den Oudenrijn O. P., Professor der Universität Freiburg i. d. Schweiz: Kanon srpoi Dominikosi Chostovanochin (transkribiert aus dem Armenischen des Titels) — **Das Officium des hl. Dominikus des Bekenners** im Brevier der «Fratres Unitores» von Ostarmenien. Institutum historicum fratrum praedicatorum. Romae ad s. Sabinam 1935.

Pater Professor Dr. Oudenrijn, der durch ausgezeichnete Kenntnis der armenischen Sprache hervorragt, hat hier mit enormem Fleiße und großer Genauigkeit in einem ziemlich umfassenden Werke von 102 großen Seiten aus verschiedenen Handschriften armenische Übersetzungen des von den Dominikanern zu Ehren ihres Stifters gebrauchten Officiums herausgegeben. Die Sache hängt damit zusammen, daß es seit dem XIV. Jahrhundert eine ganz an den Dominikanerorden angelehnte Gemeinschaft der sogen. «Unitoren» (selber Armenier von Ursprung) gab, die es sich zur Aufgabe gesetzt hatte, die Armenier Großarmeniens zur Union mit Rom zu führen. Sie schlugen dabei den, wie auch Pater Oudenrijn zugibt, ganz verfehlten Weg ein, dies mittelst vollkommener Latinisation zu erstreben, d. h. die armenische Sprache sollte bleiben, aber es sollte alles nur Übersetzung abendländischer Riten, bei ihnen also des Dominikanerritus, sein. Schon vor ihnen hatte man unter den Armeniern, die das kleine Königreich Cilicien besaßen und oft in freundschaftlichen Beziehungen zu den Kreuzfahrern standen, Übersetzungen römischer Kirchenbücher verbreitet, und eine Menge von Latinismen waren in den armenischen Ritus eingedrungen, die noch heute bei allen Armeniern, sei es Unierten, sei es Nichtunierten, im Gebrauche geblieben sind. Aber diese Unitoren wollten noch weiter gehen und eine vollständige Latinisation herbeiführen. Im XVI. Jahrhundert hörten die Unitoren vollkommen auf, selbständig zu existieren, und wurden vom Dominikanerorden absorbiert, der nunmehr eine eigene armenische Provinz von Naxivan hatte.

Die Arbeit scheint freilich nur für den Dominikanerorden von größerem Interesse zu sein. Insofern allerdings verdienen die armenischen Übersetzungen eine gewisse Beachtung, als sie sich bestreben, die lateinischen Verse des Dominikusofficiums in armenischen Reimversen wiederzugeben. Die Armenier des Mittelalters hatten eine außerordentliche Vorliebe für Reime, die uns auf Schritt und Tritt in armenischen Dokumenten begegnen. Auch für die Geschichte des lateinischen Originals sind diese Übertragungen

nicht ohne Belang. Endlich dient die Veröffentlichung solcher Übersetzungen auch der Kenntnis der armenischen Sprache der betreffenden Periode, und insbesondere der größeren Klarstellung der Frage, ob wirklich die « Unitoren » besondere Schuld an der Korrumpierung der armenischen Sprache trugen oder nicht. Meiner Ansicht nach hätte der Verfasser es sich ersparen können, in Anmerkungen auf so zahllose Fehler und Verschiedenheiten der von ihm benützten Handschriften hinzuweisen, was sehr ermüdend wirkt. Seite 179 spricht Pater Prof. Oudenrijn davon, gewisse Gedächtnisse armenischer oder wenigstens östlicher Heiliger würden nach ihren armenischen Daten gefeiert. Das ist insofern nicht ganz exakt, als im armenischen Gottesdienst alle Heiligengedächtnisse bewegliche Festtage sind, und nur ganz wenige Festtage des Herrn an bestimmte Monatstage des Jahres gebunden sind. Dagegen gibt es wohl gewisse armenische « Synaxarien » aus alter Zeit, in denen die Heiligen nach Monatstagen verzeichnet stehen. Falls diese Bücher je eine liturgische Bedeutung irgendwelcher Art gehabt haben und nicht bloße literarische Produkte waren, waren sie nur Kalender, ähnlich dem römischen Martyrologium, doch haben die Armenier niemals an den dort angegebenen Tagen ihre Gedächtnisse gottesdienstlich begangen. Dr. *Max, Herzog zu Sachsen.*

C. Wittmer. L'Obituaire des Dominicains de Colmar. Etude critique du manuscrit précédée d'une notice sur le couvent de Colmar. Deuxième partie : Texte. (Publications de la Société savante d'Alsace et de Lorraine, fasc. 4.) Strasbourg 1935.

M. Wittmer a complété son étude sur l'Obituaire des Dominicains de Colmar (cf. *Revue d'histoire ecclésiastique suisse*, t. XXIX, p. 151) par l'édition intégrale du manuscrit comprenant un double calendrier, avec indication des anniversaires à célébrer ; le premier date de la fondation du couvent, le second fut commencé vers 1300. On y trouve encore une notice sur le couvent des Unterlinden, une lettre de Raymond de Capoue à Conrad de Prusse ; elle avait déjà été publiée, et d'après un meilleur texte, par le P. Cormier ; l'auteur a corrigé ici ce qu'il avait avancé à son sujet dans l'*Introduction* (p. 24-25). A signaler encore une relation de l'établissement de la Confrérie du Rosaire à Colmar, des actes de confraternité spirituelle avec les couvents des Dominicains de Strasbourg et de Guebwiller, puis quelques notes détachées.

Le texte de l'Obituaire est d'ordinaire rédigé en latin, mais avec des passages en allemand ; l'éditeur l'a reproduit en insérant la pagination du manuscrit ; il est regrettable qu'il ait commis de nombreuses fautes de lecture ; dans une seule page (206-207), pour ne citer qu'un exemple, on peut en relever trois ou quatre ; pourquoi écrit-il toujours *y* au lieu de *ij* (monaster*y*, benefic*y*, p*y*ssimam) ? L'annotation en principe est conforme aux règles posées par A. Molinier (*Les Obituaires...* p. 100) et comporte l'identification des noms de personnes et de lieux ; mais ici dans l'application il y a bien des lacunes. Une table des noms termine le volume. Un petit glossaire des termes latins et allemands moins usuels eût été le bienvenu. *A.-M. Jacquin.*

Scriptoria Medii Aevi Helvetica — Denkmäler schweizerischer Schreibkunst des Mittelalters. 1. Lief. **Schreibschulen der Diözese Chur.** Herausgegeben von **Dr. A. Bruckner,** Basel. Druck und Verlag Roto-Sadag A.-G., Genf. 1935. 94 S. und 48 Tafeln.

Albert Bruckners Plan einer Herausgabe der Scriptoria Medii Aevi Helvetica wurde von Fachgelehrten verschiedener Nationalität auf das lebhafteste begrüßt und seine Ausführung von den interessierten Kreisen mit Spannung erwartet. Versprach man doch eine Geschichte sämtlicher geistlichen Bibliotheken der mittelalterlichen Schweiz und des Ober-Elsasses auf Grund des gesamten erreichbaren gedruckten und ungedruckten Materials, eine in der Hauptsache auf das Originalmaterial gestützte Darstellung der Entwicklung von Schreib- und Malschulen des gleichen Gebietes und der gleichen Zeit ; dazu ein möglichst vollständiges beschreibendes Inventar sämtlicher in Betracht kommender mittelalterlichen Handschriften und Fragmente ; und nicht zuletzt ein Tafelmaterial von etwa 1000 Abbildungen, die einen geschlossenen Überblick über die Entwicklung der Schreib- und Buchkunst der Schweiz ermöglichen sollten. Nun legt Albert Bruckner den ersten Band — Schreibschulen der Diözese Chur — vor, Christian Hülsen und Luigi Schiaparelli gewidmet. Sein Textteil hebt an mit der «älteren Entwicklung der Schrift in der Diözese Chur» und verbreitet sich damit über eine Schriftprovinz höchst interessanter Art, so kümmerlich auch die Reste sind, in denen ihre Erzeugnisse auf uns gekommen sind, so spät sie einsetzen — erst seit der Mitte des achten Jahrhunderts — und so kurz die Lebensdauer einer eigenständigen Schrift dieses Bezirkes war. Für die Zeit, die vor der durch ihre Zeugnisse erhellten liegt, nimmt A. B. mit guten Gründen die Verwendung einer Kursive an, die der in Norditalien gebrauchten sehr nahe stand und vielleicht nur eine durch ihre Sonderentwicklung lokal gefärbte Gruppe innerhalb des Verbreitungsgebietes der norditalienischen Schrift war. Diese Annahme findet eine Stütze in den Überresten der ältesten churrätischen Schriftdenkmäler. Sie lassen noch deutlich genug erkennen, wie sich ihre Schrift aus einer der norditalienischen Kursive verwandten Kursivminuskel unter dem Einflusse von Unziale und Halbunziale zur Minuskel entwickelt hat. Diese vorkarolingische Minuskel eigenster Prägung spiegelt die verschiedenartigsten Einflüsse wieder. In den ersten Jahrzehnten des neunten Jahrhunderts indessen verliert sie ihr Eigenleben und teilt das Schicksal, das alle abendländischen Schriften traf : sie unterlag der siegreich vordringenden karolingischen Minuskel. Aber noch bis in die zweite Hälfte des neunten Jahrhunderts hinein behaupten sich gewisse Eigentümlichkeiten in den Abkürzungen und in den Ornamenten, bisweilen auch im Duktus, alles Hilfsmittel für eine Unterscheidung von gleichzeitigen Schreiberzeugnissen anderer Gegenden. Die ältere churrätische Schrift, d. h. die aus der Kursive zur Frühminuskel entwickelte Schrift, wird in nur wenigen Handschriften und Urkunden geboten. Die Belege für die jüngere churrätische Schrift, eine hochentwickelte vorkarolingische Buchminuskel, setzen hauptsächlich um 800 ein. A. B. bespricht eingehend ihre paläographischen und

in einem eigenen Abschnitte ihre Abkürzungseigentümlichkeiten, von denen letztere trotz ihrer Wichtigkeit für die Charakterisierung der Schrift bisher unbeachtet geblieben sind. Die Buchmalerei dagegen behält B. einer besonderen Betrachtung vor. Im zweiten Textteile geht B. auf die Geschichte der geistlichen Bibliotheken in der alten Diözese Chur ein. Hier muß der Verfasser feststellen, daß die Überlieferung der handschriftlichen Denkmäler seines Bezirkes beispiellos bruchstückartig ist, sich als völlig trümmerhaft darstellt. Infolgedessen beschränkt sich B. darauf, die Bibliotheksgeschichte derjenigen Stätten zu beschreiben, von denen sich Handschriften oder Nachrichten von Bücherei und Schreibstube erhalten haben, und verzichtet mit Recht auf die übrigen. Wie dürftig aber auch bei den in den Kreis der Betrachtung gezogenen das Quellenmaterial ist, ergibt sich deutlich aus den einzelnen Abschnitten. Die hier gebotenen Literaturangaben beschränken sich vernünftigerweise auf die neueren Werke. Betrachtet werden: Domkirche und Domkapitel in Chur, St. Luzius und St. Nikolai dortselbst, Churwalden, Disentis, Kazis, Münster, Müstail, Pfävers, Schännis, Weesen. Das im dritten Teil nach der alphabetischen Reihenfolge der Standorte gegebene Handschriftenverzeichnis versucht wohl zum ersten Male, die mittelalterlichen Handschriften der geistlichen Anstalten des Bistums Chur zusammenzustellen, und bringt alle bei einer solchen Beschreibung erforderlichen Angaben. Die Ausführung der 48 Tafeln mit ihren 128 wundervollen Abbildungen der verschiedenen Schriften, wichtiger Miniaturen und zweier Einbände wird allen Ansprüchen gerecht und gereicht der Roto-Sadag zur höchsten Ehre. Schönheitsfehler hervorzuheben, die dem Werke noch anhaften, wäre angesichts seines hohen Gesamtwertes kleinlich, zumal sie bei den weiteren Bänden bestimmt wegfallen werden. Hoffentlich findet die schöne Publikation ihren baldigen Fortgang und die verdiente Verbreitung.

Hans Foerster.

De Raemy, Tobie. L'Emigration française dans le canton de Fribourg. 1789-1798. (Archives de la Société d'histoire du canton de Fribourg, t. XIV.) Fribourg, Fragnière, frères, 1935. 528 p. 15 fr.

M. T. de Rœmy déclare dans sa préface avoir été blessé dans son amour-propre de Fribourgeois par les appréciations portées sur le gouvernement de Fribourg, dans leurs mémoires, par quelques émigrés de la Révolution française. D'autres de nos hôtes, des ecclésiastiques, ont, au contraire, rendu hommage à l'hospitalité rencontrée dans notre pays. Afin de pouvoir porter un jugement solidement appuyé sur les textes et, n'hésitons pas à le dire, définitif, l'auteur a demandé aux archives, aux registres notariaux en particulier, tout ce qu'il était possible d'en extraire sur le compte des déportés et des émigrés ayant vécu dans le canton de Fribourg pendant les dix années de la Révolution. Il a entrepris en outre de multiples démarches destinées à lui permettre d'identifier les nombreux personnages rencontrés au cours de ses recherches et de compléter leur biographie. L'enquête a été menée avec la rigoureuse minutie qu'on était en droit d'attendre

de l'archiviste cantonal de Fribourg, et il l'a poursuivie encore, au cours des vingt ans qui ont suivi l'achèvement de son travail. C'est dire qu'il sera bien difficile non seulement de prendre l'auteur en défaut mais même de le compléter.

M. de Rœmy étudie successivement l'arrivée chez nous des victimes de la Révolution, leur vie religieuse, leurs occupations, leurs relations sociales, leurs souffrances, la générosité des Fribourgeois à leur égard ; enfin, après un chapitre consacré aux émigrés que la mort enleva dans notre pays, il raconte le départ des exilés, à partir de 1795, mais surtout au cours des premiers mois de 1798. Son livre est évidemment bourré de détails ; mais ceux-là s'en plaindront qui veulent tomber d'emblée et sans efforts sur des conclusions toutes faites, alors que seules frappent le lecteur et demeurent dans son esprit les vues d'ensemble qu'il dégage lui-même des faits que l'historien lui met sous les yeux. Ce n'est pas à dire que plusieurs énumérations n'auraient pas pu être abrégées, ni certaines déclarations écourtées, au chapitre XI en particulier, qui reproduit des rétractations (formulées au surplus en termes parfois exagérés) de prêtres qui avaient prêté naguère, en France, le serment exigé par l'Assemblée législative.

Les chapitres qu'on goûtera le plus, parce que plus vivants, sont, d'une part, celui qui, complétant une étude de M. Victor Pierre parue en 1896, retrace l'établissement à Fribourg de la « Commanderie », sorte d'asile, avec table commune, pour ecclésiastiques émigrés, créée à la commanderie de Saint-Jean grâce à l'initiative du vicaire général de Cambrai, l'abbé Henri-Gabriel de Montrichard. Plus captivant encore est le chapitre consacré aux établissements religieux ouverts dans le canton de Fribourg, pendant les années révolutionnaires, par des moines chassés de France. La plus grande partie de ces pages est réservée à Dom Augustin de Lestrange, cet extraordinaire réalisateur qui, à trois reprises, introduisit les Trappistes dans les murs de la Valsainte, Chartreuse que le Gouvernement de Fribourg avait supprimée en 1777.

M. de Rœmy s'inscrit en faux contre ce jugement de Rohrbacher (*Histoire universelle de l'Eglise*, t. XXVII, pp. 497 sq.), distinguant entre l'émigration ecclésiastique et religieuse qui fut, à peu d'exceptions près, édifiante, et l'émigration nobiliaire et royaliste qui, dans sa majorité, se montra au contraire irréligieuse et immorale. On fait aujourd'hui, d'ordinaire, une distinction entre la noblesse partie de France tout au début de la Révolution, en 1789, et qui, à l'étranger, en Allemagne notamment, fut loin d'avoir été toujours édifiante, et celle qui ne s'expatria qu'au dernier moment, en 1792, et dont l'attitude fut tout autre. L'auteur ne nous dit pas ce qu'il pense de cette distinction. Il concède l'existence d'idées perverties et d'écarts de conduite chez certains membres de la domesticité des émigrés et parfois aussi chez leurs maîtres. Il effleure encore le même sujet à la page 446, mais ne dissimule pas qu'il ne veut pas s'y arrêter. Conformément, par contre, à l'idée énoncée dans les premières lignes de la préface, il est préoccupé toujours de justifier Leurs Excellences de Fribourg, soulignant avec raison que notre gouvernement, comme celui

d'ailleurs des autres cantons, tout en semblant parfois élever la voix et obéir à Napoléon — ainsi dans l'affaire des Trappistes — éprouvait au fond, à l'égard des émigrés, des sentiments de réelle et effective pitié. Les mesures, restrictives ou dures en apparence, qu'il dut prendre à certaines reprises étaient rendues nécessaires par les difficultés économiques résultant de la présence dans notre pays de tant de bouches nouvelles. Elles ne furent portées qu'à contre-cœur et exécutées seulement à demi. L'auteur fait remarquer avec beaucoup de raison — les rapprochements auraient même pu être multipliés — que Pie VI se heurta aux mêmes difficultés dans les Etats de l'Eglise, surpeuplés, eux aussi, d'exilés, et qu'il dut se résoudre à prendre des mesures analogues. On n'hésitera pas, du moins, à reconnaître que M. T. de Rœmy a lavé le canton de Fribourg du reproche que quelques-uns ont cru devoir lui adresser. Il fait, à la page 242, cette remarque très juste : « La charité fribourgeoise est quelque peu grondeuse de sa nature ; elle a des délicatesses qui touchent et des rudesses qui étonnent. Malgré ses imperfections, elle se soutint jusqu'au bout à l'égard des exilés. » Elle a certainement mérité les félicitations que Pie VI, par bref du 20 avril 1793, envoya à l'Avoyer et au Conseil de Fribourg, pour les remercier, et avec eux la Suisse tout entière, de leur générosité envers les malheureuses victimes de la Révolution.

L. Wæber.

Mittler Otto. Kirche und Klöster. Lieferung IV (S. 265-352) der aargauischen Heimatgeschichte, hrg. von Dr. Hektor Ammann und Dr. Otto Mittler. Verlag H. R. Sauerländer & Co. Aarau 1935.

Im Rahmen dieser auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebauten, an weitere geschichtsfreundliche Kreise sich wendenden Heimatgeschichte gibt Mittler eine Darstellung der Kirchengeschichte des Aargaus von der römischen Zeit bis zum Ausgang des Mittelalters. Die Bedeutung, welche dieser Gegend in den letzten Zeiten des Römerreiches als Grenzland zukam, brachte es mit sich, daß der Aargau damals Sitz zweier Bischöfe war, desjenigen von Windisch und des von Kaiseraugst, deren Sprengel einen großen Teil der heutigen Schweiz umfaßten. In Windisch und Kaiseraugst, wo das Christentum trotz des Vordringens der Alemannen und des Zusammenbruchs des Römischen Reiches weiterlebte, haben wir die ältesten aargauischen Gotteshäuser vor uns. Aber ihre Bischöfe verließen schon früh den aargauischen Boden. Der von Windisch siedelte, als 561 das Frankenreich geteilt worden war, nach Avenches und später nach Lausanne über. Windisch selbst kam bei der Teilung zum Ostreich und damit kirchlich zu dem bald darauf neu gegründeten Alemannenbistum Konstanz. In Windisch begegnen noch später vereinzelt sogenannte Chor- oder Hilfsbischöfe. Der Bischof von Augst verlegte seinen Sitz zu Beginn des VII. Jahrhunderts nach dem sicherer gelegenen Basel. Die Christianisierung der Alemannen läßt sich auch im aargauischen Gebiet im Einzelnen nicht verfolgen. Daß sie aber auch hier im Laufe des VII. Jahrhunderts starke Fortschritte gemacht hat, kann vor allem

aus der zweiten Fassung des alemannischen Rechts (um 715) geschlossen werden. In karolingischer Zeit treten dann allmählich die ältesten mittelalterlichen Kirchengründungen ins Licht der Geschichte: Möhlin, Herznach, Zofingen, Muri, vor allem Zurzach, wo seit etwa 800 über dem Grabe der hl. Verena ein benediktinisches Doppelkloster bestand, das Anfang des IX. Jahrhunderts mit der Abtei Reichenau eine Gebetsverbrüderung einging und 888 diesem Kloster unterstellt wurde. Später, nachdem das Frauenkloster eingegangen war, wurde aus dem Männerkloster ein Chorherrenstift. Die Großzahl der aargauischen Kirchen und Klöster ist erst nach der Jahrtausendwende entstanden. Der Verfasser untersucht den Anteil der auswärtigen Klöster (u. a. St. Gallen, Murbach, Säckingen) an den Kirchengründungen im Aargau, warnt mit Recht vor einer Überschätzung der Patrozinien für die Aufhellung der ältesten Geschichte unserer Kirchen und gibt dann in einem Hauptabschnitt über den «Ausbau der kirchlichen Ordnung im Mittelalter», nach Dekanaten geordnet, eine genaue Übersicht über sämtliche mittelalterlichen Pfarrkirchen sowie die (in Zofingen, Zurzach und Rheinfelden) damit verbundenen Chorherrenstifte, über ihr Entstehen oder ihre erstmalige Erwähnung, ihre Gründung durch Klöster oder durch weltliche Herren, ihre Baugeschichte und den Besitzerwechsel der Kirchensätze. Der letzte Teil des Bändchens ist den aargauischen Klöstern gewidmet; es wird deren Gründung, ihre politische und wirtschaftliche Geschichte und bauliche Entwicklung, ihre kirchliche und allgemein kulturelle Bedeutung geschildert. Der Verfasser berichtet über die Benediktinerabtei Muri, die alte habsburgische Hausstiftung, über die Benediktinerinnen in Hermetschwil und Fahr, die Zisterzienser in Wettingen, die Zisterzienserinnen in Gnadenthal und Olsberg, die Klarissinnen und Franziskaner zu Königsfelden, über die Johanniterkomtureien zu Rheinfelden, zu Leuggern und zu Klingnau, schließlich über kleinere, teilweise nur vorübergehende, Niederlassungen wie diejenigen der Franziskaner in Aarau und Zofingen, der Dominikaner in Zofingen, der Wilhelmiten in Sion bei Klingnau, der Dominikanerinnen in Aarau und über die in fast allen Städten anzutreffenden Häuser von Drittordensschwestern und Beginen. In Aarau besaßen die Zurcher Dominikaner, denen das Aarauer Frauenkloster an der Halde unterstand, ein Absteigequartier, ein sogenanntes Terminierhaus oder Hospiz. Aus Quellen, die dem Verfasser noch nicht bekannt sein konnten, sei hier ergänzt, daß die Basler Dominikaner in Rheinfelden und Frick solche Herbergen, die z. T. von Beginen bewohnt waren, unterhielten, die Barfüßer des Basler Konventes in Rheinfelden und Laufenburg und die Augustiner in Rheinfelden. Ein kurzer Rückblick würdigt am Schlusse noch die mannigfachen Verdienste, die sich die mittelalterliche Kirche vor allem durch den Ausbau des Schulwesens und die Pflege der Kunst um die aargauische Kultur erworben hat.

Was der Leser, dem das vielfältige und formenreiche, in mancher Beziehung zweifellos veräußerlichte kirchliche Leben des späten Mittelalters einigermaßen vertraut ist, an der Darstellung Mittlers vermißt, ist eine zusammenfassende Schilderung dieser Formen religiösen Lebens, so-

weit sie sich im Aargau erkennen lassen. Dank der weitgehenden Veröffentlichung der aargauischen Geschichtsquellen hätte sich unseres Erachtens das Bild der außerklösterlichen, also vor allem der Laienreligiosität (z. B. für Bremgarten, Rheinfelden, Zofingen) mehr beleben lassen, etwa durch den Hinweis auf die Bruderschaften, durch näheres Eingehen auf die zahlreichen kirchlichen Stiftungen, durch Erwähnung von für das Spätmittelalter typischen Erscheinungen, wie die Verehrung der hl. Anna, des Rosenkranzes u. a. (St. Annakapelle auf der Rheinbrücke zu Rheinfelden, Rosenkranzkapelle zu Brugg, beide Anfang des XVI. Jahrhunderts). Eine Bereicherung der Schilderung Mittlers in dieser Richtung wäre, besonders da sie sich an weitere, mit der allgemeinen Kirchengeschichte nicht ohne weiteres vertraute Kreise wendet, wünschenswert gewesen und hätte ein gewisses Gegengewicht gebildet zu der nun allzu einseitig hervortretenden Darstellung der kirchlichen Organisation. Eine erschöpfende Untersuchung über das kirchliche Leben im Aargau vor der Reformation, die sich Rudolf Wackernagels feinsinnige Schilderung der Religiosität des spätmittelalterlichen Basel zum Vorbild nehmen sollte, würde natürlich den Rahmen der vorliegenden Heimatgeschichte überschreiten.

Die gemachten Bemerkungen sollen daher weniger Kritik sein, als Anregung zu weitern Arbeiten auf dem Gebiete der aargauischen Kirchengeschichte. Ein besonderes Lob verdient die bildliche Ausstattung des vorliegenden Bändchens, das dem Leser die mittelalterlichen Kirchen und Klosterbauten und einige Beispiele kirchlicher Kunstwerke vorführt. Sehr willkommen ist die beigelegte Karte mit den eingezeichneten Grenzen der in den Aargau hineinreichenden Archidiakonate und Dekanate der Bistümer Konstanz und Basel, sowie den Pfarrkirchen und Klöstern; die Rückseite der Karte bringt eine dankenswerte Zusammenstellung der Kirchen des Kantons nach dem Konstanzer Zehntenbuch von 1275 und dem Basler Liber Marcarum von 1441, sowie der urkundlich erwähnten Kapellen. So kann diese zuverlässige und gut geschriebene aargauische Kirchengeschichte jedem warm empfohlen werden, der sich über die kirchlichen Verhältnisse des mittelalterlichen Aargau in ihren Grundzügen Klarheit verschaffen will.

Georg Boner.

Schwegler, Dr. P. Theodor O. S. B. Geschichte der katholischen Kirche der Schweiz von den Anfängen bis auf die Gegenwart. Einsiedler Schriften: Sonderband. Verlagsanstalt Neue Brücke. 1935. 288 S.

Eine katholische Kirchengeschichte der Schweiz von den Anfängen bis auf die Gegenwart war schon längst erwünscht. Versuche einer systematischen Darstellung, die im letzten Jahrhundert von den Protestanten Gelpke und Egli gemacht wurden, reichen nicht über das Frühmittelalter hinaus. Besson, Fleischlin, Büchi, Müller u. a. haben wertvolle Beiträge geliefert. Insofern ist das Buch des Einsiedler Benediktiners sehr zu begrüßen. Es ist aus Vorlesungen für die Studenten der Theologischen

Hausanstalt und z. T. auch des Gymnasiums von Einsiedeln hervorgegangen. Sie sind für einen größern Leserkreis umgearbeitet und erweitert worden. Wohl deshalb verzichtet der Verfasser auf Quellenangaben. Problematische Fragen werden mit wenigen Ausnahmen beiseite gelassen. Manche Kapitel sind gut zusammengestellt, andere sind auch für eine gemeinverständliche Darstellung zu knapp.

Für die mittelalterliche Kloster- und Bistumsgeschichte benützte der Verfasser besonders die « Studien und Beiträge zur Schweizerischen Kirchengeschichte » von Bernhard Fleischlin (Luzern, 2. Bd. 1902). Fleischlin ist mangels Quellenangaben wissenschaftlich wenig brauchbar. Der Verfasser zieht jedoch z. T. die Quellen selbst und die neuere Literatur herbei. Einige Unrichtigkeiten sind aus der älteren Literatur herübergenommen. Aventicum wurde von den Alemannen 354 verwüstet, nicht 374 (S. 16). Das gotische Alemannien wurde 536 an die Franken abgetreten (S. 25). Die Lex Alemannorum ist nicht eine Satzung des fränkischen Königs Chlotar II. (613 628), sondern auf einer herzoglichen Stammesversammlung erlassen worden (S. 26). Überraschend wirkt der Satz : « Die Konvente von Lugano (seit 1216) und von Locarno (seit 1230) führen ihren Ursprung auf den hl. Franz, bezw. den hl. Antonius von Padua selber zurück » (S. 78). Das ist reine Legende. Ebenso sollte der Satz am Schluß der Darstellung des Jetzerhandels (S. 114) in einer neuen Auflage gestrichen werden.

Für die Zustände der Bettelorden im XV. Jahrhundert geben guten Aufschluß für die Dominikaner G. M. Löhr O. P. : Die Teutonia im XV. Jahrhundert. 1924, und die Ausgabe der « Reformacio Predigerordens » des Johann Meyer O. P. aus Zürich von B. M. Reichert O. P. 1908 f. (Quellen und Forschungen zur Geschichte des Dominikanerordens in Deutschland, herausg. von Paul v. Loë O. P. 1907 ff.) Für die Franziskaner in der Schweiz geben einigen Aufschluß die Dissertation von R. Schmitz : Zustand der süddeutschen Franziskaner-Konventualen im Ausgang des Mittelalters. Freiburg i. Br. 1914, und Konrad Eubel O. M. Conv. : Geschichte der oberdeutschen Minoritenprovinz. Würzburg 1886. Dem Barfüßerkloster in Basel hat R. Wackernagel im « Festbuch für die Eröffnung des Historischen Museums » (Basel 1894) eine Arbeit gewidmet.

Daß Erasmus einen *wesentlichen* Beitrag zur Reformation geleistet habe, wird von der neueren Forschung abgelehnt (E. König und A. Renaudet bes. gegen P. Kalkoff) (S. 129). Daß Zwingli die Universität Wien verlassen mußte, geschah wohl « aus Animosität gegen den Schweizer infolge des Schwabenkrieges » (W. Köhler). (S. 122). Die Beziehungen des Humanismus zur Reformation sind viel zu wenig hervorgehoben. Die Zustände der Frauenklöster vor der Reformation sind nicht behandelt. Über das katholische Schrifttum und Kunstschaffen des letzten Jahrhunderts und der Gegenwart erfahren wir nichts. Der Verfasser betrachtet die katholische Kirchengeschichte der Neuzeit zu sehr unter dem Gesichtspunkt der durch die Reformation entstandenen religiös-politischen Spannungen. Die großzügige Darstellung, wie sie der Verfasser für das Mittelalter bietet, vermißt man für die Neuzeit.

Das Buch ist wegen seiner klaren und übersichtlichen Darstellung besonders für den kirchengeschichtlichen Unterricht an Mittelschulen zu empfehlen. Den Priestern und gebildeten Laien wird es manchen guten Dienst leisten können.

Freiburg. P. *Theophil Graf*, Kap.

Histoire de l'Eglise depuis les origines jusqu'à nos jours, publiée sous la direction de Augustin Fliche et Victor Martin. T. I : **L'Eglise primitive,** par **J. Lebreton** et **Jacques Zeiller,** Paris, Bloud et Gay. 1935. 474 p. in-8°. 60 fr. (relié : 100 fr.).

Les Histoires de l'Eglise se multiplient en France depuis quelques années. Pour ne parler que de celles qui sont mieux que de simples manuels, mais des exposés détaillés, en plus de l'*Histoire générale de l'Eglise* de Mourret, actuellement terminée, et de l'*Avenir du Christianisme* de M. Dufourcq (dont l'auteur remanie les premiers volumes avant d'avoir donné les derniers), sont en cours de publication, depuis quelques années: l'*Histoire de l'Eglise* du P. Jacquin, l'*Histoire du Christianisme* de Dom Poulet, l'*Histoire générale de l'Eglise* du chanoine Boulanger ; et en voici maintenant une nouvelle, qui, de toutes, sera la plus importante comme étendue, puisqu'elle ne comprendra pas moins de 24 volumes.

S'inspirant de l'idée qui a présidé à la rédaction de l'*Histoire de la Nation française* de M. G. Hanotaux, comme aussi des récentes histoires universelles, à savoir l'impossibilité de confier à une seule plume un exposé approfondi et également solide, dans toutes ses parties, de l'histoire complète d'une institution ou d'un pays, les directeurs de l'entreprise se sont assuré la collaboration d'une trentaine de spécialistes. Ce sont des laïques et des ecclésiastiques, séculiers ou réguliers, les uns professeurs dans des Lycées ou Universités de l'Etat, les autres dans des Facultés catholiques ou des Séminaires ; et ils se partagent la tâche, non pas simplement en se chargeant chacun d'un volume, mais en se répartissant même ordinairement les divers chapitres d'un même ouvrage.

C'est ainsi que ce premier tome a été confié au P. Lebreton, doyen de la Faculté de théologie à l'Institut catholique de Paris, et à M. Zeiller, directeur d'études à l'Ecole des Hautes-Etudes (Sorbonne). Ce dernier s'est spécialisé depuis longtemps dans l'histoire de l'Empire romain (il a publié, en 1928, comme tome V de l'*Histoire du Monde* de M. Cavaignac, le volume intitulé *L'Empire romain et l'Eglise)* et plus particulièrement dans celle de la Dalmatie. Quant au P. Lebreton, bien connu par son *Histoire du Dogme de la Trinité* et par son ouvrage récent : *La vie et l'enseignement de Jésus-Christ Notre-Seigneur* (1931), il était destiné tout naturellement à présenter dans ce premier volume la vie et la prédication du Christ et des apôtres.

C'est, en effet, l'une des particularités de la nouvelle collection de s'ouvrir par la vie du Sauveur et un récit des missions apostoliques, par un résumé, en d'autres termes, des données contenues dans l'Evangile, dans les Actes

et dans les Epîtres, aussi bien celles de saint Paul que les lettres dites « catholiques », si bien que l'histoire ecclésiastique proprement dite, telle qu'on a coutume de l'envisager dans les publications analogues, ne commence qu'à la page 225, soit vers le milieu du volume. Le P. Lebreton s'est, en outre, réservé la description du milieu juif — celui de la Palestine et celui de la dispersion — le tableau de la vie chrétienne à la fin du premier siècle, les sacrements, la prière ainsi que l'enseignement des Pères apostoliques, des Gnostiques et des Apologistes. M. Zeiller décrit le milieu romain dans lequel allait se répandre le christianisme ; il trace le tableau de la propagation de la nouvelle doctrine, présente les différentes communautés, fait le récit des persécutions et dépeint l'organisation ecclésiastique ainsi que la vie chrétienne, au point de vue moral et social, durant les deux premiers siècles.

L'énoncé qu'on vient de lire des principaux sujets traités permet de constater que la nouvelle collection entend donner à l'histoire interne de l'Eglise une place au moins aussi importante qu'à celle de sa vie extérieure. Le texte est très soigné, écrit, de la part de M. Zeiller, dans une langue un peu abondante, rappelant l'exposé oral, tandis que celle du P. Lebreton est plus sobre, mais parfois un peu trop surchargée d'annotations. Tous deux ont le souci constant d'écrire de telle sorte que même le lecteur non initié à la théologie ou à la terminologie technique en usage dans certaines matières, puisse suivre le récit dans tous ses détails. La personnalité des auteurs — et on peut en dire autant des spécialistes chargés des volumes qui suivront — est, d'autre part, une garantie absolue de la valeur scientifique, de la stricte objectivité et tout à la fois de l'exactitude doctrinale de l'exposé. Toutes les indications bibliographiques importantes sont données, mais sans qu'on ait eu la préoccupation, parfois pédante, de signaler même les articles de détail ou les œuvres vieillies. Un autre mérite très appréciable est celui d'avoir réussi à présenter sous un aspect nouveau, suggestif, un tableau aussi souvent brossé que celui, par exemple, du milieu dans lequel devait éclore et se répandre la foi chrétienne, ou encore d'avoir su rendre si captivant le chapitre sur les apologistes du deuxième siècle, par lequel se termine ce premier volume.

Sans doute, on pourrait concevoir une autre disposition des matières, constater tout au moins que tel paragraphe, placé à la fin d'un chapitre, a été mis à cet endroit parce qu'on ne savait, en réalité, pas où l'introduire. C'est un art de savoir, comme il le faut dans un manuel, condenser son récit, en supprimant impitoyablement toute phrase ou même toute incise superflue. Ici, les auteurs se sentaient au contraire à l'aise, puisque la place leur était si généreusement concédée. Il en est résulté l'une ou l'autre longueurs et aussi quelques redites, non pas tant de la part de l'un des collaborateurs vis-à-vis de son collègue, que par rapport à lui-même. Il leur arrive, en effet, de raconter à un endroit, en quelques lignes, ce qu'ils reprendront ailleurs plus en détail. Le paragraphe 5 du chapitre XI : « L'Eglise de Rome » donne l'impression de faire double emploi avec le paragraphe 1 du chapitre suivant : « L'Eglise romaine », bien que le premier soit écrit avec la préoccupation de faire ressortir la primauté du successeur de saint Pierre, tandis que le

deuxième veut, parmi les autres églises locales, présenter en premier lieu celle de Rome. Reconnaissons-le : quelle que soit la répartition adoptée, ces redites sont inévitables, surtout lorsqu'on se propose de retracer la vie intérieure aussi bien qu'extérieure de l'Eglise, ce qui ne peut évidemment se faire que dans des chapitres différents et, par conséquent, avec rappel de ce qui a déjà été dit ailleurs. Inversement, sur un certain nombre de questions, on aurait attendu plus de détails ou un exposé moins succinct.

Nous nous permettrons quelques petites remarques pour terminer. — P. 73, un lapsus fait reprocher à Hérode Antipas, par saint Jean-Baptiste, sa liaison adultère avec Salomé (au lieu d'Hérodiade). — On regrettera que au moins quelques lignes n'aient pas été consacrées au passage si discuté qui se lit, sur la personne du Christ, au chap. XVIII des *Antiquités* de Josèphe. — P. 414. On n'admet plus aujourd'hui que, dans les catacombes, la dalle recouvrant les tombeaux encadrés d'un *arcosolium* était une table ou *mensa* destinée à la célébration du saint sacrifice. — P. 417, n. 2 : l'abbé Paul Styger, actuellement professeur d'archéologie chrétienne à Varsovie, est un Suisse et non pas un Allemand. — P. 383. L'intervention de saint Clément, écrivant aux Corinthiens, lors des troubles qui divisèrent leur communauté vers la fin du premier siècle, est citée d'ordinaire comme un indice, le premier connu, de l'exercice de la primauté romaine. Le P. Van Cauwelaert vient de faire remarquer *(Rev. d'Hist. eccl.*, 1935, 267-306) que si l'évêque de Rome a écrit, c'est plutôt pour remplir un simple devoir de charité chrétienne, que toute autre communauté aurait pu accomplir au même titre, et qui s'explique vraisemblablement par le fait que Corinthe était alors une colonie romaine, fondée par César sur les ruines d'une ville grecque morte. M. Zeiller a répondu aux arguments du P. Van Cauwelaert (Ibid., 762 sq.) et celui-ci lui a donné, à son tour, la réplique (765 sq.). Il faut du moins reconnaître — et c'est là la base de l'argumentation du P. Van Cauwelaert — que, dans la *Prima Clementis*, de la part de l'auteur de la lettre, qui ne donne d'ailleurs pas son nom, pas une phrase ne souligne, pour légitimer son intervention, son titre de successeur de Pierre, ainsi que le fera plus tard saint Etienne lors de la controverse baptismale, ou déjà Callixte, si c'est bien lui qui est l'auteur du fameux « édit ». Bien plus, pas un mot, pas davantage le ton ou le style de l'épître n'invite à y voir un acte d'autorité. — P. 317, n. 2 : au sujet de la Passion des Scillitains, il fallait citer le texte publié par M. Robinson *(Texts and Studies*, I, 2), celui qui est toujours reproduit, et signaler l'étude de M. Saltet *(Bull. de litt. eccl.*, 1914, 108-23). — P. 316 : Il n'est pas exact de dire que la tradition martyrologique la plus ancienne associe Valérien, Tiburce et Maxime à sainte Cécile : on sait que le nom de cette dernière manque dans le tout premier catalogue romain : la *Depositio martyrum* de 354. Les sacramentaires, à la date du 22 novembre, renferment, comme notre missel actuel, la messe de la seule sainte Cécile. Les Itinéraires du VIIme siècle mentionnent bien Valérien, Tiburce et Maxime, comme des martyrs vénérés le long de la Voie appienne, mais nullement à la même place que sainte Cécile ; ils étaient, en effet, enterrés à la catacombe de Prétextat, et leur fête se célébrait le 14 avril. Le *Liber Pontificalis*,

à la notice consacrée au Pape Urbain, fait de Valérien le fiancé de Cécile. Il raconte, d'autre part, que le Pape Pascal découvrit les deux corps [1] à la catacombe de Saint-Callixte, et les transféra, ainsi que les deux autres, à l'église titulaire du Transtévère. La deuxième rédaction du martyrologe hiéronymien joint aux noms de Cécile et Valérien ceux de Tiburce et Maxime. Or, il est bien évident que, dans les trois cas, l'adjonction provient des actes, légendaires, comme M. Zeiller le reconnaît, de notre sainte. L'affirmation d'Adon, qui place sous Marc-Aurèle le martyre de sainte Cécile, n'a pas grande valeur, et il est pour le moins exagéré de prétendre que « de sensationnelles découvertes archéologiques » ont confirmé partiellement le récit des Actes condamnant Cécile « à périr étouffée dans sa salle de bains et finalement égorgée dans sa propre maison ». On aurait avantageusement, à ce propos, signalé le livre de Mgr J. P. Kirsch : *Die heilige Cäcilia in der römischen Kirche des Altertums* (Paderborn, 1910). — Au sujet du martyre d'Apollonius, il aurait également fallu citer l'étude de M. Callewaert dans la *Revue des Questions historiques*, t. 77 (1905), pp. 349-75. M. Zeiller en fait un sénateur, présentant son Apologie devant le Sénat (p. 318 ; 410 ; 422, n. 1). Les deux affirmations — bien que la seconde se trouve déjà dans Eusèbe et dans saint Jérôme — doivent être abandonnées, ainsi que l'a fait voir le P. Delehaye, depuis la découverte, en arménien d'abord, puis en grec, du texte de la *Passio*. On ne voit pas pourquoi la lecture de l'apologie s'expliquerait mieux si Apollonius faisait partie du sénat, et les Actes disent simplement que le courageux confesseur présenta sa défense devant un auditoire dans les rangs duquel se trouvaient des sénateurs. Nous regrettons, avouons-le en terminant, que les ouvrages du chef des Bollandistes, aussi bien que le récent commentaire qu'il a donné du martyrologe hiéronymien (*Acta Sanctorum*, novembre II, 2) ne soient pas cités, et encore moins utilisés, au cours des pages consacrées à la persécution sous les Flaviens et les Antonins, dans ce premier volume de la nouvelle Histoire de l'Eglise.

L. Wæber.

[1] En réalité, M. l'abbé Saltet semble l'avoir bien démontré (*Bull. de litt. eccl.*, 1912, 2694), dans ce passage, la mention de Valérien a été ajoutée.

Fribourg (Suisse). — Imprimerie Saint-Paul.